Graf von Hoensbroech

14 Jahre Jesuit

14 Jahre Jesuit

Persönliches und Grundsätzliches

von

Graf Paul von Hoensbroech

Volksausgabe

Erster Band

1852—1880

Das Vorleben. Kandidatur und Noviziat

1.–10. Tausend



Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig

1912.

Meiner Frau

An Deiner Seite und unter Deinem milden, aber bestimmenden Einflusse ist aus den Trümmern meines alten Lebens neues mir erstanden.

Starkmütig und in liebender, opferfroher Hingebung hast Du Dein Geschick mit dem meinigen verbunden, bergehohen Vorurteilen, harten und quälenden Schwierigkeiten zum Trotze.

Du hast meine Tragfähigkeit gestärkt, meine Schaffenslust vermehrt. Dein kluges Urteil hat über meinen Arbeiten gewacht. Was ich, einer Welt von Schwierigkeiten gegenüber, erreicht habe, ist mit Dein Werk.

So widmen denn bis zum Tode währende Liebe und Dankbarkeit Dir mein Lebensbuch.

Auch ich will meinen Teil erwidern. Denn voll bin ich von Reden und es dränget mich der Geist in meinem Innern. Siehe, mein Inneres ist wie Most, der keine Luft hat und die Schläuche zersprenget. Ich will reden und wieder aufatmen.

Buch Job, Kapitel 32, Verse 17 ff.

Inhaltsübersicht.

Am 4. November 1878, nachmittags 4½ Uhr, überschritt ich die Schwelle des zu Exaeten bei Roermond (Holland) gelegenen Noviziatshauses der deutschen Ordensprovinz der „Gesellschaft Jesu", um mich zur Aufnahme in den Jesuitenorden anzumelden.

Am 16. Dezember 1892, nachmittags 12½ Uhr, überschritt ich die Schwelle desselben Hauses, um mich vom Jesuitenorden und von der römisch-katholischen Kirche für immer zu trennen.

Wie kam ich zu dem Einen, wie zu dem Andern?

Die Antwort auf diese zwei Fragen bildet den Inhalt des Buches.

* * *

Zwischen beiden Schritten liegt eine Welt; wenigstens für mich.

Diese Welt umschließt religiöse Begeisterung, höchsten Idealismus und religiöse Ernüchterung, bis zur religiösen Verzweiflung, bis zum tiefsten Pessimismus; sie umschließt glühenden Glauben und harten Unglauben; Seelenkämpfe, Selbstverleugnungen, Selbstvernichtungen, die das Mark erschütterten; Leiden schneidend wie Messer und lastend wie Mühlsteine; Angstschweiß und Nachtwachen; Kasteiung und Geißel; ein Zertreten des innern und äußern Menschen und endlich ein Ringen um Freiheit, wie das Ringen des Erstickenden um Luft.

Aber auch schon vor diesen zwei Schritten lag für mich eine Welt: die Welt, in die hinein ich geboren und in der ich erzogen wurde; die Welt meiner Umwelt, meiner Heimat, meines Elternhauses, meiner Familie, meines Standes; die Welt, in der ich heranwuchs zum Knaben, Jüngling und Mann.

Auf beide Welten will ich Licht fallen lassen, beide will ich schildern; denn beide gehören zusammen, wie Ursache und Wirkung.

So wird der erste Teil des Buches (1. Band), unter der Aufschrift: Das Vorleben, die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs, mein Leben bis zum Eintritt in den Orden enthalten. Es gehört dies zu einem von mir geschriebenen Werke über den Jesuitenorden. Denn sein Einfluß auf mich hat in frühester Jugend begonnen und hat sich ununterbrochen fortgesetzt. Der zweite Teil (2. Band), worin ich mein Leben im Orden schildere, bringt, unter steter Anlehnung an meine im Orden gemachten persönlichen Erfahrungen, das Grundsätzliche und Systematische über den Jesuitenorden, mit Ausnahme seines Unterrichts- und Erziehungssystems. Beide wichtigen Gegenstände behandele ich schon im ersten Teile bei Gelegenheit der Ausführungen über die jesuitische Unterrichts- und Erziehungsanstalt Feldkirch, in der ich vom 10. bis zum 17. Lebensjahre weilte.

* * *

Mein Buch ist ein ausgeprägt persönliches Buch, da es mein von mir beschriebenes Leben enthält bis zum 40. Jahre.

Aber es ist auch ein unpersönliches Buch. Der Schreiber von heute ist im vollen Sinne nicht mehr der Erleber von damals.

Wäre es überhaupt möglich, daß ein und derselbe Mensch, unter Beibehaltung nur seines Ichbewußtseins, ein Anderer würde, diese psychologische Unmöglichkeit könnte ich von mir behaupten.

Die Jahre seit dem 16. Dezember 1892 haben mich neu gemacht: Neu im Denken, neu im Empfinden, neu im Handeln. Erkenntnis- und Tätigkeitsquellen sind in mir entsprungen, deren Wasser, erst spärlich fließend, dann zum Strome werdend, aus mir hinweggespült haben das ganze Alte. Nichts von ihm ist geblieben. Wenn ich rückwärts schaue auf die von mir vor dem Jahre 1892 gelebten 40 Jahre, dann überblicke ich Fremdes.

Wie ich aus dem Alten ein Neuer, aus mir selbst ein Anderer wurde, ist in mehrfacher Hinsicht lehrreich.

Die Einwirkung der Erziehung, die gewaltige Macht uralter, eingeborener Vorurteile, die Tyrannei falsch verstandener Religiosität treten dabei zutage. Aber ebenso tritt zutage die elementare, geradezu schöpferische Kraft des zur Freiheit erwachten, in ihr und durch sie recht eigentlich

wiedergeborenen Selbst- und Persönlichkeitsbewußtseins. Aus dem durch Familien- und Glaubensüberlieferungen geformten Schablonenmenschen wurde ein Ich-Mensch: Ein Mensch, der nach jahrzehntelanger Unselbständigkeit sich auf sich selbst besann; ein Mensch, der nach 40 jährigem Dienen Recht und Fähigkeit zum Herrschen, d. h. sich selbst zu bestimmen, erkämpfte, der nach Selbstvernichtung zur Selbstbetonung gelangte; ein Mensch, der sein verlorenes, ja bis dahin nicht gekanntes Selbst, sein innerstes Eigentum, seine wahre Natur wieder erwarb. Der Mensch allseitiger Unfreiheit starb, der Mensch der Freiheit fing an zu leben.

Meine physische Jugend war dahin, aber mit 39 Jahren begann intellektuelle Jugend in mir zu sprießen und sprießt noch heute. Jung bin ich geworden im Geiste und deshalb ein Anderer. Als ich körperlich jung war, schleppte ich mit mir das Alter von Jahrhunderten im Denken, Urteilen und Empfinden. Jetzt im Alter „pflüge ich ein Neues":

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Jedes dieser Worte ist bei mir Wahrheit geworden.

* * *

Persönlich-unpersönlich ist also das Buch; zugleich ist es grundsätzlich.

Nicht die Geschehnisse meines Lebens, wie sie äußerlich sich abspielten, reihe ich aneinander. Ihr Untergrund, ihre grundsätzliche Bedeutung soll hervortreten. Wo ich jeweils stand und wie ich jeweils lebte, ist verhältnismäßig Nebensache; Hauptsache ist, warum ich dort stand und warum ich so lebte.

* * *

Was ich über den Jesuitenorden sage, ist mein ausschließliches Eigentum.

Zunächst weil es von mir in 14 langen Jahren erlebt, am eigenen Geiste, am eigenen Leibe durchgemacht wurde.

Aber auch deshalb ist es mein ausschließliches Eigentum, weil kein fremdes Urteil mein auf persönlicher Erfahrung beruhendes Urteil beeinflußt. Ich will wiedergeben, was ich über den Jesuitenorden denke.

Von anderen beigebrachtes Material benutze ich, soweit es wertvoll ist, allerdings. Das ist etwas anderes, als das Urteil über den Orden auf andere stützen. Wer so lange Jesuit war wie ich, braucht anderer Urteile nicht, um über Jesuiten und Jesuitismus zu schreiben.

Unendlich viel ist über den Jesuitenorden von Freund und Feind zusammengeschrieben worden, und unter dem Wust von Büchern und Schriften, von Zeitungsartikeln und Broschüren wird eine Unmenge wertlosen Zeuges mitgeschleppt: Unwahrheit im Lob, Unwahrheit im Tadel; Übertreibungen im Guten wie im Bösen; Fälschungen nach rechts und Fälschungen nach links.

Hier zu sichten, Kritik zu üben an Lobrednern und Tadlern, ist nicht meine Absicht. Tatsächlich wird mein Buch allerdings mit vielem aufräumen, was der eine vom andern in endloser Reihe abgeschrieben hat, oder was Fälscher für und gegen den Orden zusammengelogen haben.

* * *

15 Jahre sind vorüber, seitdem ich die Ordensfesseln sprengte, seitdem ich angestammter Religion und angestammter Familie Valet sagte. Zeit genug zum Heranreifen eines objektiven Urteiles über alles.

Objektiv wird mein Urteil sein. Aber sein Ausdruck wird nicht leidenschaftslos sein.

Daß Leidenschaft den Blick trübt, Urteile ungerecht macht, ist nur dann wahr, wenn Leidenschaft einsetzt, ehe Blick und Urteil den Gegenstand erkannt, erfaßt haben. Nach Erkenntnis, nach Erfassen und in der Schilderung des klar Erkannten, des richtig Erfaßten ist Leidenschaft durchaus am Platze. Würden Überzeugungen nur mehr und häufiger mit Leidenschaft vertreten! Es gäbe unter den Menschen nicht so viel Halbheit, Schwäche, Unwahrheit. So manches gute Buch bliebe nicht so ohne Wirkung, wäre es mit Leidenschaft geschrieben.

Und wie sollte man nicht mit Leidenschaft schreiben über Dinge, welche die Tiefen der Seele einem aufgewühlt haben?

Was der Jesuitenorden für mich gewesen ist, von früher Jugend bis ins reife Mannesalter; wie er eingegriffen hat in alle Abschnitte meines Lebens; was er an Bösem mir zugefügt und an Gutem mir gegeben, was er in meinem Innern zerstört und was er in ihm aufgebaut hat, werden die folgenden Blätter sagen. Das alles ohne Leidenschaft sagen, ist unmöglich.

Und erst meine Familie, meine Religion, was waren sie nicht für mich! In beide wurde ich mit Überlieferungen von mehr als acht Jahrhunderten hineingeboren; das Leben beider kreiste in meinen Adern; an beiden hing ich mit jeder Faser meines ganzen, ach so heißen Herzens! Und sie beide

mußte ich verlassen, ganz und gar; mußte zwischen ihnen und mir jede Brücke, jeden Steg abbrechen.

Und an dies alles, an solche Trennungen soll man denken, von diesem allem soll man sprechen, schreiben ohne Leidenschaft?! Wer das Höchste und das Tiefste, was er erlebt, das, was eine alte, durch ein Menschenalter heißgeliebte Welt ihm zertrümmert und eine neue Welt ihm aufgerichtet hat, ohne Leidenschaft niederschreibt, der hat einen Stein als Herz.

* * *

Mein Buch ist ganz aus der Erinnerung geschrieben; Aufzeichnungen liegen ihm nicht zugrunde.

Während meines Lebens vor dem Eintritte in den Jesuitenorden habe ich — außer Reiseerinnerungen, die für meine Entwicklung belanglos sind — Aufzeichnungen nicht gemacht. Im Jesuitenorden habe ich zahlreiche und wertvolle Aufzeichnungen gemacht; aber kein Blatt von ihnen nahm ich mit, als ich ihn verließ. Damals glaubte ich, damit recht zn tun; heute bedaure ich es.

Die von mir bei meinem Austritte aus dem Orden zurückgelassenen Aufzeichnungen betrafen Askese, Wissenschaft und Verfassung des Ordens.

Die asketischen Aufzeichnungen, mit dem ersten Tage meines Noviziats beginnend, enthielten den Werdegang meines religiösen Innenlebens unter der Einwirkung der Ordensaskese und zumal der jährlichen „Exerzitien" (exercitia spiritualia). Daneben enthielten sie Mitteilungen über meine eigene seelsorgerische Tätigkeit im Orden durch Predigen, Beichthören, Exerzitien und Volksmissionen. Diese Tätigkeit übte ich in England, Holland und Deutschland aus. Die wissenschaftlichen Aufzeichnungen betrafen meine Studien innerhalb des Ordens: humanistische, philosophische, theologische, mit den jeden Abschnitt beendenden Examina; ferner meine nach Vollendung der siebenjährigen Studien ausgeübte schriftstellerische Tätigkeit als Mitarbeiter an der Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach". Die Aufzeichnungen über die Ordensverfassung waren die Niederschrift von „Unterweisungen" (»Instructiones«), die ich während meines ersten und zweiten und während meines dritten und letzten „Probejahres" (»tertius annus probationis«) über Geist und Verfassung des Ordens vom Novizenmeister Pater Meschler und vom „Instruktor" des „Tertiats", Pater Oswald, erhielt. Die „Unterweisungen" waren wegen ihres zugleich offiziellen und intimen Charakters überaus wertvoll. Ich kann nur das lebhafte — leider fruchtlose — Bedauern darüber aussprechen, ihre Niederschrift nicht mehr zu besitzen. Ihre Veröffentlichung würde die bisher tiefste, weil auf authentischer Grundlage beruhende Einsicht in das innere Getriebe des Jesuitenordens vermittelt haben. Das Äußerste und Letzte sagten die „Unterweisungen", selbst die des „Tertiats", allerdings auch nicht, weil sie bestimmt waren für alle „Tertiarier", d. h. für alle im dritten Probejahre Stehenden, gleichviel ob sie auf dem Wege zum Grade der „Koadjutoren" oder der „Professen" waren. Und nur die „Professen", und auch unter ihnen nur dreifach Gesiebte, werden die eigentlich Eingeweihten. — Wertvolles Material, das ich bei meinem Austritte aus dem Orden gleichfalls zurückließ, enthielten auch eine Anzahl an mich gerichteter Briefe des Ordensgenerals Antonius Maria Anderledy, des langjährigen „Assistenten" des Generals und früheren Provinzials der deutschen Ordensprovinz, des Paters Hövel, und meines damaligen Provinzials Paters Ratgeb. Ich erhielt die Briefe im Laufe meiner jesuitischen Ausbildung. Mehrere besonders interessante Briefe schrieben mir der Ordensgeneral und Pater Ratgeb während meines (als Jesuit) Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1889. Vieles aus den Briefen, das einen intimen Charakter trug und sich auf Personen (damalige Ordensgenossen und in der Öffentlichkeit stehende politische Personen) bezog, hätte ich übrigens nicht veröffentlicht, so charakteristisch es für die Art der Leitung innerhalb des Ordens und für die Beurteilung öffentlicher Verhältnisse durch die Ordensoberen (General und Provinzial) auch war.

Für den langen Zeitraum von 50 Jahren, für alles in ihm Erlebte fehlt mir also jede schriftliche Unterlage. So mögen in meiner Darstellung kleinere Irrtümer bei Zeitangaben, Namen, Orten usw. sich finden; das äußere Leben im Jesuitenorden: Tagesordnung, Studieneinteilung, Einzelvorkommnisse können mir nicht mehr bis ins kleinste genau gegenwärtig sein. Der Darstellung als Ganzem geschieht dadurch kein Eintrag.

* * *

Selbstverständlich registriere ich nicht bloß.

Lange Zeiträume meines Lebens will ich lebendig darstellen. Auch halte ich mich nicht ausschließlich an die Vergangenheit, an früher Geschehenes und

Erlebtes. Wo sich die Gelegenheit bietet, spreche ich auch von der Gegenwart, von der Gegenwart meines äußeren und besonders von der Gegenwart meines inneren Lebens, von meinen Ansichten über Weltanschauungsfragen.

Bis zu meinem Bruche mit Rom habe ich keine Weltanschauung gehabt — kein richtiger Katholik und vor allem kein katholischer Priester oder Ordensmann hat eine Weltanschauung; warum nicht? darüber später —; erst die Befreiung vom Jesuitismus führte mich auf den Weg einheitlichen und selbständigen Denkens, der Voraussetzung einer Weltanschauung. Es ist mir Bedürfnis, sie mitzuteilen. Nicht lehrhaft, nicht propagandistisch, nur erzählend.

* * *

Mein Buch ist kein Tendenzbuch.

Was ich erlebt, erzähle ich.

Gedanken schreibe ich mir von der Seele, wie ich sie in ihr finde.

Im letzten Drittel meines ungewöhnlichen Lebens stehend, fühle ich das Bedürfnis, Rückschau zu halten und das Geschaute für mich und andere aufzuzeichnen.

Auch kein Angriff ist mein Buch; wenigstens nicht als solcher geplant. Daß es in sich als Angriff wirkt, liegt nicht an mir, sondern an den innern und äußern Geschehnissen, die es enthält.

* * *

Mein Buch ist auch nicht polemisch im gewöhnlichen Sinne.

Mit Gegnern oder Freunden der römischen Kirche oder des Jesuitenordens, mit Leuten, die auf anderm Standpunkte stehen, die eine andere Weltanschauung haben als ich, setze ich mich nicht planmäßig auseinander. Wo es geschieht, ist es bedingt durch die Darstellung meiner Auffassung.

Dem Schrifttume des Jesuitenordens gegenüber weiche ich allerdings von der Regel ab. Das jesuitische Schrifttum ist der Exponent des Jesuitismus. An ihm vorüber zu gehen, ohne das Schwert zu ziehen, ist unmöglich, wenn es sich darum handelt, jesuitischen Geist zu entlarven.

Erster Teil.

Früheste Jugendzeit.

(1852—1861).

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Eltern.

Mein Elternhaus, Schloß Haag, steht an den freundlichen Ufern der Niers, im rheinpreußischen Kreise Geldern.

Wiesen, Felder und Wälder, von Teichen und Wasserläufen durchzogen, umgeben den mächtigen Bau, den vier Türme flankieren. Breite Gräben; Überreste früherer Zugbrücken; Schießscharten; dunkele Verließe mit Rüstungen, Ketten, Fußschraubstöcken und Richtblöcken; Helme, Panzer, Schwerter erinnern an wilde, kriegerische Zeiten, an Rittergeschichten und Ritterfehden.

Wie oft, bei Spielen in den weitläufigen Gebäulichkeiten, bevölkerte nicht die Einbildungskraft des Knaben die versunkene Welt mit den alten Gestalten!

Das Schloß bot für Erinnerung und Phantasie viel. Da war das „Kaiserzimmer", ein mit wertvollen nach Rubens'schen Zeichnungen ausgeführten Gobelins und Holzschnitzereien geschmücktes hohes und großes Gemach, in welchem Friedrich der Große, Napoleon I., Kaiser Nikolaus I. von Rußland, dann Kaiser Wilhelm I. zweimal, als Regent und als König, genächtigt hatten; da waren kunstvolle Altertümer, Gemälde berühmter Meister; da waren zahlreiche Ahnenbilder mit ihrer Sage und Geschichte; da hingen Waffen aller Art; da war der in Weiß und Gold gehaltene große Eßsaal mit Gobelinsdarstellungen aus der römischen Königsgeschichte und geschmückt, über den Flügeltüren und Spiegeln, mit österreichischen Kaiser- und preußischen Königsgemälden; da war in Edelsteinen und Brillanten kostbarer Familienschmuck, den bei großen Gelegenheiten meine Mutter trug; da war alter Silberschatz, der die Festtafel zierte; da war in der Hauskapelle ein Schrein mit hochverehrten Reliquien von Aposteln, Märtyrern und Heiligen, ja mit Partikeln vom „Kreuze Christi" und mit einer „beglaubigten" Nachbildung eines Kreuzigungsnagels.

Dies alles, mit Geschicken meiner Familie seit Jahrhunderten verknüpft, wirkte mächtig ein auf mein jugendliches Gemüt; es erfüllte mich mit Überlieferungen geschichtlicher und religiöser Art, die Gedanken- und Vorstellungskreis in bestimmte Richtungen lenkten.

Schloß Haag ist nicht Stammsitz meiner Familie. Erst im 16. Jahrhundert wurde es, mit mehreren anderen Gütern, durch Heirat Familienbesitz. Das Stammschloß Hoensbroech, ein durch Großartigkeit und Schönheit bemerkenswerter Bau, liegt in der jetzigen holländischen Provinz Limburg, zwischen Aachen und Maestricht. Früher gehörten Schloß und Herrschaft Hoensbroech zum Herzogtum Jülich. Meine Familie ist also nicht holländischen, sondern uralt deutschen Ursprunges[1]. Schon in der blutigen Schlacht bei Worringen am 5. Juni 1288, in welcher Herzog Johann von Brabant den Grafen Reinold von Geldern besiegte, und der Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg in Gefangenschaft geriet, kämpften und fielen als Ritter zwei Hoensbroechs.

* * *

Am 29. Juni 1852, dem katholischen Festtage der Apostel Peter und Paul, wurde ich geboren.

[1] Die holländische Aussprache meines Familiennamens: Hunsbruch ist falsch; richtig ist allein die Aussprache: Honsbroch, wie auch andere deutsche Eigennamen (z. B. die Adelsgeschlechter Loe, Schaesberg, die Städtenamen Itzehoe, Soest, Straelen, Kevelaer usw.) durch das Dehnungs-e ein langes o oder a erhalten und nicht mit ä, ö oder u ausgesprochen werden.

Meine Eltern waren: Franz Egon Reichsgraf und Marquis[1] von und zu Hoensbroech, Erbmarschall des Herzogtums Geldern, Königlich Preußischer Wirklicher Geheimer Rat, Ehrenbailli und Großkreuz des souveränen Malteserordens († 19. Dezember 1874) und Mathilde Reichsgräfin und Marquise von und zu Hoensbroech, geborene Reichsfreiin von Loe († 19. Dezember 1903).

Vater und Mutter waren Edelleute von alter Art; schlicht, vornehm und vorbildlich in der Lebensführung. Gesinnung, nicht Geburtszufall oder Titel galt ihnen als Adelserweis.

Beide waren Menschen, die das Durchschnittsmaß der Intelligenz weit überragten, voll von Interessen, freilich — ich komme darauf noch — eingeengt durch streng, ja schroff ultramontan-katholische Gesinnung.

Meinen Vater habe ich nur gekannt als völlig erblindeten Mann. Während seines Aufenthaltes zum „Vereinigten Landtage" in Berlin im Jahre 1849 zog er sich ein Augenleiden zu, das, trotz der Kunst des Professors von Gräfe, zu dauernder Erblindung führte.

Wohl daran und zugleich an seiner gemessenen Art, die in einem an Napoleon I. erinnernden Gesichte ihren markanten Ausdruck fand, wird es gelegen haben, daß wir Kinder ihm nicht so recht nahe kamen, daß bei aller Liebe und Verehrung harmlose Zutraulichkeit zwischen ihm und uns nicht Platz griff.

Die in der Vollkraft des Lebens ihn überkommende Erblindung muß meinen Vater aufs Schwerste getroffen haben, da er ein Mann großer Tatkraft war, dem Stellung, Begabung und das hohe Ansehen, das er überall genoß, einen weiten Tätigkeitskreis angewiesen hatten, der aber jetzt auf das meiste verzichten mußte. Doch niemals hörte ich aus seinem Munde Klagen. Gleichmäßig, ruhig und selbstbeherrscht trug er das Unabänderliche, fügte sich in die schweren Fesseln, die sein Leiden ihm für Geist und Körper angelegt hatte.

Gewiß bildete sein fester Charakter die natürliche Grundlage für solchen Starkmut und die bewundernswerte Hingebung und unerschöpfliche Liebe meiner Mutter erleichterten ihm die Last, aber Hauptquelle der Kraft war ihm doch ohne Zweifel die Religion, aber die Religion erfaßt ganz männlich und — ich finde keinen besseren Ausdruck — erfaßt als uraltes Familienerbstück.

Beim „Marquis", wie er überall hieß, war nichts von Sentimentalität. Auch religiös war er aus hartem Holze. Die Religion war ihm Grundsatz, Gesetz, Jahrhunderte alte Überlieferung. Trotz seiner hohen Intelligenz ist meinem Vater wohl nie der Gedanke gekommen, Religion müsse ein frei erworbenes Gut sein, von ihr vor allem habe das Wort zu gelten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Nein, für meinen Vater war die Religion „von den Vätern ererbt". Das war ihm das Entscheidende. Ein innerliches „Erwerben" des Ererbten kannte er nicht. Wie er festhielt, unbeugsam, an anderen Familienüberlieferungen, so auch an dem „Familienfideikommiß" seiner Religion, das er ganz und ungeteilt übernahm, wie er es ganz und ungeteilt überkommen hatte.

Damit will ich nicht sagen, daß mein Vater nicht auch mit dem Herzen religiös war; aber die Herzensregungen waren nur die Begleitung, nur das Hinzukommende. Die eiserne Klammer seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche war die Überlieferung.

Die Überlieferung ließ ihn täglich an der Spitze des ganzen Haushaltes in der Schloßkapelle der Abendandacht beiwohnen und dabei den „Rosenkranz" selbst vorbeten; die Überlieferung ließ ihn fast Sonntag für Sonntag in die Pfarrkirche nach Geldern gehen oder fahren, zum „Pfarrhochamte", obwohl er die pflichtmäßige Sonntagsmesse auch in seiner Hauskapelle hätte hören können; die Überlieferung ließ ihn jährlich, bis ins hohe Alter hinein, in der „Oktav" zum Feste „Mariä Himmelfahrt", ob Regen oder Sonnenschein, den zweistündigen Weg mit der Geldernschen Pfarrprozession zum Wallfahrtsorte Kevelaer machen und dort auf offener Straße im Gedränge der Massen vor dem „Gnadenbilde" niederknien[1]. Aber ich wiederhole: prüfendes Nachdenken über Religion gab es bei meinem Vater wohl nicht.

Wie sehr mein Vater in der Religion am Überlieferten festhielt, obwohl das Überlieferte irrig war, zeigt ein kleiner Vorfall.

---

[1] Der Marquistitel wurde unserer Familie von König Karl II. von Spanien im Jahre 1675 verliehen wegen diplomatischer Verdienste eines meiner Vorfahren, und zwar für alle männlichen und weiblichen Glieder der Familie; Preußen erkannte die Marquis-Würde „für den jedesmaligen Geschlechtsältesten" an.

[1] „Oktav" ist der liturgische Ausdruck für die achttägige Nachfeier besonders hoher kirchlicher Festtage, zu denen auch „Mariä Himmelfahrt" gehört.

Gleich im 1. Jahre meines Aufenthaltes in der jesuitischen Erziehungsanstalt zu Feldkirch hatte ich das Mariengebet: „Gegrüßet seist du Maria" usw. lateinisch beten gelernt. Der lateinische, d. h. der offizielle Text weicht aber von dem in meinem elterlichen Hause und auch sonst in Deutschland üblichen deutschen Texte insofern ab, als im lateinischen nicht die Worte: „bitte für uns arme Sünder", sondern nur: „bitte für uns Sünder" (ora pro nobis peccatoribus) vorkommen, während der deutsche Text das „arme Sünder" enthält. Bei einer Spazierfahrt mit meinen Eltern in den Ferien wurde, wie das nicht selten geschah, der „Rosenkranz" gebetet, und ich, in richtiger Übersetzung des offiziellen lateinischen Textes, betete: „bitte für uns Sünder" statt „bitte für uns arme Sünder". Mein Vater fragte mich, weshalb ich das Wort „arme" ausließe, ich antwortete, nicht ohne Gymnasiasten-Stolz, so sei es richtig nach dem maßgebenden lateinischen Texte. Allein davon wollte mein Vater nichts wissen: wir hätten stets „bitte für uns arme Sünder" gebetet und dabei solle es bleiben.

Es ist das übrigens Charakterzug der Katholiken im allgemeinen und des katholischen Adels im besondern. Als Katholiken sind sie geboren, den Katholizismus haben sie ererbt; das genügt.

Oft und in bitterer Form habe ich später von Verwandten hören müssen: „Wie konntest du deine angestammte Religion verlassen; das war ein Verbrechen an den Überlieferungen deiner Familie." Meiner jetzigen Auffassung nach — wie wünsche ich, sie schon vor 30 und mehr Jahren gehabt zu haben! — hat Religion nichts mit Abstammung und Familienüberlieferung zu tun. Unter allen geistigen Besitztümern des Menschen muß Religion das in freier Selbstbetätigung erworbene, persönlichste und individuellste Besitztum sein. Geht Religion nicht aus dieser Quelle hervor, so ist sie Schale ohne Kern. Und je mehr die Schale Merkmale von Jahrhunderten aufweist, um so mehr trägt dann auch die mit ihr identifizierte „Religion" den Charakter des Verknöcherten, Erstarrten, des Familien- oder Kastenfetisches an sich.

Auch bis tief in die Reihen des orthodoxen Protestantismus ist die religiöse Ererbungs- und Ersitzungstheorie verbreitet. Deshalb die dort herrschende geistig-religiöse Erstarrung; deshalb das rückwärts, nicht vorwärts Gerichtete dieser Kreise. Ein Beispiel: Kurz nach meinem Bruche mit der römischen Kirche machte ich in Helgoland die Bekanntschaft des (verstorbenen) hochkonservativen Herrenhausmitgliedes Grafen Finckenstein-Madlitz. In einer der ersten Unterhaltungen betonte er, wie schwer es ihm sei, über die Tatsache hinwegzukommen, daß ich mit der „Religion meiner Vorfahren" gebrochen habe. Ich erwiderte: „Und Ihr Vorfahre, der protestantisch geworden ist und durch den Sie und Ihre Familie jetzt evangelisch sind??" Er blieb die Antwort schuldig.

Über die politische Gesinnung meines Vaters bin ich mir nie ganz klar geworden. Es lag wohl mit daran, daß seine Eigenart vertrauliche Gespräche mit uns Kindern ausschloß, und daß ich, als er starb, erst 22 Jahre alt war. Von Zeitungen hielt er und ließ sich vorlesen die katholischen „Kölnischen Blätter" (die jetzige Kölnische Volkszeitung), die ultra-ultramontanen französischen Zeitungen L'Univers und Le Bien publique und — die Kreuzzeitung.

Daß dies evangelisch-orthodoxe Blatt jahrelang in unserm Hause gehalten wurde, geschah, weil die Kreuzzeitung als das adelige Blatt par excellence galt.

Es ist wohl die einzige Nachgiebigkeit, die mein Vater einem engen Standesvorurteile gegenüber gezeigt hat. Schwer genug ist sie ihm geworden, da sie einen evangelischen Beigeschmack hatte, und gewiß hat er dem Blatte erleichterten Herzens endlich den Laufpaß gegeben.

Wie er dazu kam und wie dies geschah, ist so charakteristisch für die auch jetzt noch in katholischen Kreisen gegen alles Evangelische herrschende Antipathie, daß es Erwähnung verdient.

Fast alljährlich kam zu wochenlangem Besuche der uns nah verwandte und eng befreundete Graf Cajus zu Stolberg-Stolberg (ein Sohn des katholisch gewordenen Dichters Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg) mit seiner ganzen Familie. Sie alle waren erfüllt von richtiger Konvertiten-Abneigung gegen Evangelisches und von blindem Hasse gegen Preußisches und Berlinsches. Wie oft habe ich aus dem Munde des alten Grafen Cajus, meines Paten, das Wort gehört, wenn er von König Wilhelm I. sprach: „Der alte, hartgesottne Sünder". Nun, den Stolbergs war es ein Greuel, die in Berlin erscheinende evangelische neue preußische Zeitung jahraus jahrein bei uns zu finden. Da machten die besonders fanatischen Töchter (die als Nonnen verstorbenen Gräfinnen Sophie und Alex, die als Frau von Rochow verstorbene Gräfin Julia und die jetzt noch lebende, an den Grafen Praschma verheiratete Gräfin Elisabeth) einen von meiner Mutter unterstützten Sturm auf meinen Vater und siegten. Ein Exemplar der

Kreuzzeitung wurde, als menschliche Figur geformt, am Kronleuchter des „weißen Zimmers" aufgehängt und feierlich verbrannt. So verschwand die Kreuzzeitung von der Liste der von meinem Vater gehaltenen Zeitungen.

Ein Stück ketzerverbrennenden Inquisitors steckt eben in jedem ultramontanen Katholiken, zumal in den Gliedern des abgeschlossen lebenden-ultramontanen Adels und ganz besonders in seinen weiblichen Angehörigen.

Das: „O ihr gesegneten Flammen des Scheiterhaufens" ist nicht bloß Entgleisung eines fanatischen römischen Redakteurs, sondern Stoßseufzer, bewußt oder unbewußt, stiller oder lauter, jedes ultramontanen Herzens[1].

Politisch hervorgetreten ist mein Vater wegen seiner Blindheit nie. Ob er ein Zentrumsmann war, oder besser geworden wäre, läßt sich nicht sagen, da er starb, als eben erst das Zentrum entstanden war. Im beginnenden Kulturkampfe stand er selbstverständlich auf Seite seiner ererbten Religion.

Königstreu, loyal gegen den angestammten Fürsten war mein Vater; das steht fest. Nicht so fest steht für mich seine Liebe zum preußischen evangelischen Herrscherhause. Friedrich Wilhelm IV., und besonders Wilhelm I. und Königin Augusta waren mehr als gnädig gegen ihn; sie erwiesen ihm hohe Gunst. Er gab dafür, so schien es mir, Pflichttreue, nicht Neigung. Als die Königin Augusta sich einmal telegraphisch von Koblenz aus für den folgenden Tag bei uns zu Besuch ankündigte, ließ mein Vater unverzüglich anspannen und fuhr mit uns allen auf ein jenseits der nahen holländischen Grenze gelegenes, ihm gehöriges Gut. An das Hofmarschallamt erging durch einen Beamten meines Vaters die telegraphische Antwort: die Familie sei verreist.

Auch Folgendes ist nach dieser Richtung hin charakteristisch: Graf Hompesch, der spätere bekannte Zentrumsführer und langjährige Vorsitzende der Zentrumsfraktion des Reichstages († 1909), war öfter Gast bei meinen Eltern. Er war ein witziger, sarkastischer Erzähler; aber seine besten Geschichten entnahm er den Erlebnissen als Kammerherr der Kaiserin und Königin Augusta, die ihn, besonders auf Reisen, als Reisebegleiter bevorzugte. Da kamen die spaßhaftesten Anekdoten zutage und das Lachen, auf Kosten der hohen Herrschaften, nahm kein Ende. Zum Beispiel: Die Kaiserin war in Baden-Baden und wollte (inkognito) nach Genf reisen. Es wurde an Kaiser Wilhelm nach Ems telegraphiert: Darf ich nach Genf reisen? Antwort: Reise! Von Genf wollte die Kaiserin nach Turin. Wieder ein Telegramm und wieder die Antwort: Reise! Und so noch einige Male, bis endlich das Schlußtelegramm lautete (nach Hompesch'scher Erzählung): Reise zum Kuckuck! Oder: Während des Kulturkampfes sollte ein Koblenzer Nonnenkloster aufgehoben werden. Die Kaiserin, welche die Nonnen besonders in ihr Herz geschlossen hatte, hörte davon und bat den Kaiser um Abwendung der Ausweisung. Es ginge nicht. Darauf die Kaiserin: „Wilhelm, wenn die Nonnen nicht in Koblenz bleiben, bleibe ich immer bei Dir." Die Nonnen blieben.

Durch fast alle rheinisch-westfälischen Adelsfamilien (Ausnahmen waren vorhanden) ging damals, und geht wohl auch heute noch, eine starke Abneigung gegen Preußen, die zu Zeiten, besonders 1866, sehr ausgeprägt in die Erscheinung trat. Der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus lag zugrunde. Das Herz neigte dem katholischen Österreich, ja selbst dem napoleonischen Frankreich zu. Zahlreiche Adelsfamilien ließen ihre Söhne, trotz erheblicher Unannehmlichkeiten mit heimischen Behörden, österreichische Offiziere werden, und Sprossen katholischer Adelsfamilien Preußens (Wolff-Metternich, Westphalen, Schmising-Kerssenbrock u. a.), nahe Verwandte von mir, haben 1866 im österreichischen Heere gegen Preußen gekämpft.

Diese Abneigung war überhaupt eine Eigentümlichkeit des katholischen Teiles von Rheinland und Westfalen. In allen Ständen und Schichten machte sie sich bemerklich. Wie oft habe ich auf der Jagd, bei Spazierritten und sonst auf die Frage an Bauern und Pächter, wo der Sohn sei, die typische Antwort erhalten: „He is bi de Prüßen", d. h. er macht seine Militärdienstzeit ab. Die protestantischen „Prüßen" standen den katholischen Rheinländern und Westfalen als etwas Fremdes, wenn nicht Feindliches gegenüber, obwohl sie zum Teile schon fast 200 Jahre mit ihnen vereinigt waren.

Und abgestorben ist die katholisch-antipreußische Stimmung auch heute noch nicht. Sie tritt oft sehr intensiv hervor. In einem Wahlprozesse vor der Strafkammer zu Trier am 1. April 1908

[1] Die unter den Auspizien des Papstes in Rom erscheinende Zeitschrift: »Analeta ecclesiatica« brachte in der Januarnummer des Jahres 1895 einen Artikel über die Tätigkeit der Inquisition, in der sich dieser Ausruf findet.

wurde der katholische Pfarrer Leinen des Dorfes Orscholz im Regierungsbezirke Trier durch eidliche Zeugenaussage überführt, gesagt zu haben: „Ich hasse alle Preußen, beim Kaiser angefangen, bis zum letzten Mann. Ich bin kein Preuße, sondern ein Rheinländer, und unser Gebiet hat früher nicht zu Preußen gehört" (Kölnische Zeitung vom 3. April 1908).

Es ist nun einmal so: im ultramontanen Katholizismus wird der Grad von Vaterlandsliebe und dynastischer Anhänglichkeit entscheidend mitbestimmt durch Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit der Religion.

Studien hat mein Vater nicht gemacht. Er wurde jung Offizier, übernahm dann später die Verwaltung des Familienbesitzes. Zu den Gebildeten gehörte er aber doch; freilich zu den spezifisch katholisch Gebildeten. Von Zeitschriften und Büchern, deren er sich viele vorlesen ließ, kamen nur ultramontane ins Haus: Die „historisch-politischen Blätter", die jesuitischen „Stimmen aus Maria-Laach" und eine Reihe religiös-bigotter Blätter einseitigster Richtung. Nicht-katholische Bücher und Schriften waren verpönt; fast noch mehr liberal-katholische. Aber seine Intelligenz, sein Interesse an Fragen des öffentlichen Lebens ließen meinen Vater dennoch nicht geistig erstarren. Im Dunkel der Blindheit lebte er ein reges Geistesleben, dessen Quelle (es muß das wiederholt werden) der ultramontane Katholizismus mit seiner „Literatur", seiner „Kunst", seiner „Wissenschaft" war.

Durch seine, wenn auch spezifisch ultramontan-katholische Bildung unterschied sich mein Vater vorteilhaft von den meisten seiner rheinisch-westfälischen Standesgenossen, unter denen auch noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts große Unbildung herrschte. Sehr selten kam es vor, daß junge Adlige es bis zum Abiturientenexamen brachten. Ich besitze Vettern, die nicht den allergewöhnlichsten Brief orthographisch schreiben können. Jetzt ist es besser geworden. Auch der westelbische „Junker" hat eingesehen, daß Bildung zu den Zeitbedürfnissen gehört. Mein Vater war von dieser Wahrheit stets durchdrungen und aus ihrer Erkenntnis heraus hielt er uns Söhne streng zum Studium an.

* * *

Neben meinem Vater stand meine unvergeßliche Mutter: Seele, Licht und Geist des Hauses.

Was eine Frau schmücken, verehrungswürdig und liebenswert machen kann, besaß sie. Sie war schön, sie war klug, sie war hingebend in Liebe und Selbstaufopferung als Gattin und Mutter. Sie war stark wie ein Held in schweren Heimsuchungen, an den Sterbebetten ihres Mannes und sieben ihrer Kinder. Wer sie kannte, verehrte sie. Was sie meinem erblindeten Vater gewesen, weiß ganz nur er, aber auch wir Kinder ahnten und fühlten, daß sie ihm alles war, ebenso wie sie uns, jedem einzelnen, alles gewesen ist bis zum letzten Atemzuge ihres langen, schwergeprüften Lebens.

Während ich dies schreibe, steht ihr liebes Bild vor mir auf dem Schreibtische, und heiß steigen Liebe und Verlangen auf nach dieser einzigen Mutter, die unerschöpflich war in Liebe. Schmerzlich steigt auch das Bewußtsein auf, daß ich diesem Mutterherzen die tiefste Wunde habe schlagen müssen durch meinen Austritt aus dem Jesuitenorden und meinen Bruch mit der katholischen Kirche.

Meine Mutter wollte nicht herrschen, aber sie herrschte tatsächlich. Äußerlich war mein Vater Mittelpunkt des Hauses, von dem alles ausging, in Wirklichkeit war es meine Mutter. Sie gab dem ganzen Familienleben, in der Enge und in der Weite, das Gepräge. Gewiß nicht ohne oder gar gegen meinen Vater; aber auch für ihn, den energischen Mann mit dem Imperatorengesichte, war meine Mutter Impuls, Richtschnur und Initiative.

Könnte ich doch ein getreues Charakterbild meiner Mutter entwerfen!

Einfach war ihre Natur nicht. Der Grund ihres Innern war geistige Vornehmheit und eine geradezu unbegrenzte Fähigkeit der Selbstaufopferung. Aber auf diesem Grunde wuchs Verschiedenartiges und selbst Gegensätzliches.

Ein heißes, leidenschaftliches Temperament, und dabei Klarheit, Überlegung, Geistesgegenwart; Herzensgüte und Schroffheit; Offenheit und diplomatische Berechnung. Sie konnte lieben, schrankenlos; aber sie war auch unzweideutig in der Ablehnung; ja hätte ihr Christentum Haß gestattet, für viele und vieles wäre sie eine gute Hasserin gewesen. Große Dame der Welt, fand sie leicht den Weg zum Herzen der Geringsten. Den Armen und Notleidenden war sie Mutter. Sanftmut war ihr eigen und Zorn ihr nicht fremd. Wie gütig, wie liebevoll konnte sie sprechen, trösten; wie scharf, schneidend konnte sie tadeln. Alles aber in ihr, das Harmonische und Disharmonische, stand unter der strengen Zucht der Selbstbeherrschung. Diese Zucht ließ sie nie die Gewalt über sich verlieren, weder äußerlich, noch auch wohl innerlich.

Der Kern ihres Wesens, der Grundton, auf den ihr reiches Inneres gestimmt war, der Pfeiler, der alles trug, die Quelle, die alles befruchtete, ist damit jedoch noch nicht bloßgelegt.

Meine Mutter war eine Katholikin, so ausgeprägt, so ganz, so leidenschaftlich, daß ihr Sinn, ihr Denken, Fühlen, Handeln davon und davon allein erfüllt und durchdrungen war. Ihr Wesen deckte sich mit ultramontanem Katholizismus.

Wer nicht katholisch ist oder war, versteht nicht, was alles darin liegt. Keine andere Religionsform erfaßt das ganze menschlich-natürliche Wesen so wie der Katholizismus, weil keine dem Menschen die Freiheit so nimmt wie der Katholizismus; weil keine an Verstand, Herz, Gemüt, an Sinne, Instinkte und Triebe, an Leib und Seele, an Äußeres und Inneres solche Anforderungen, solche Herrschaftsansprüche stellt wie der Katholizismus; weil keine so eindringt bis ins Mark, die letzte und äußerste Faser so durchtränkend, wie der Katholizismus.

Nicht jeder Katholik ist ganzer Katholik; auch bei guten Katholiken gibt es Gradunterschiede in bezug auf religiöse Ganzheit. Wer ganz Katholik ist, dessen Leben mit allen seinen Tätigkeitsäußerungen, privaten wie öffentlichen, ist eben katholisch. Beim ganzen Katholiken geht das Menschliche im Katholischen unter.

Es gibt im Katholizismus Hohes, Tiefes, Großartiges, Erhebendes; er weist Bergspitzen auf mit religiös-mystischen Fernblicken in metaphysische Gebiete phantasievoller Schönheit. Ich nenne die katholischen Lehren von Gott, von der Erlösung, von den Sakramenten, Lehren, die trotz ihrer objektiven Unwahrheit Geist und Herz zu fesseln vermögen, wie schöne Sagen und symbolische Gemälde es auch vermögen. Und es gibt im Katholizismus Enges, Kleinliches, Absurdes, Abstoßendes, Abgründe von Unreligion und Unkultur. Man denke an den ausgebildeten Teufelsglauben mit seinen Greueln und Torheiten, an das Ablaß-, Skapulier-, Wallfahrts- und Reliquienwesen, an so vieles andere, das Schläge darstellt ins Gesicht der gesunden Vernunft, des gesunden Empfindens. Kurz der Katholizismus umschließt religiöse und ethisch-kulturelle Gegensätze, wie sie schärfer kaum gedacht werden können.

Der ganze Katholik empfindet sie nicht. Für ihn ist das Hohe und Erhebende ebenso wie das Absurde und Herabziehende katholisch; er macht in der Praxis des täglichen Lebens keinen Unterschied zwischen Dogma, d. h. zwischen dem Absoluten, und so vielem andern, was nicht Dogma, d. h. nur relativ ist. Was immer die Kirche im weiten Bereiche ihres Innen- und Außenlebens, in Lehre und Kultus, an Gebets- und Frömmigkeitsübungen duldet, ist dem ganzen Katholiken gut, schön, religiös, und er versenkt sich hinein, mag es sein, was es will, überzeugt, Gottes und Christi Geist zu atmen, wie auf den Höhen, so in den Tiefen.

So war meine Mutter! An nichts nahm ihre Intelligenz Anstoß, sobald es, mit dem Stempel der Kirchlichkeit versehen, vor sie hintrat. Bruderschaften ohne Zahl gehörte sie an; „Skapuliere" und geweihte Medaillen jeder Art trug sie und ließ sie uns tragen. „Heiligenleben", angefüllt mit den abenteuerlichsten Geschichten über Offenbarungen, Gesichte, Erscheinungen, voll von Teufels- und Armeseelen-Märchen grotesker Form, waren für sie Bücher der Erbauung. Wie hoch im Ansehen standen bei ihr nicht die „Offenbarungen der hl. Brigitta von Schweden", „Das Leben der ehrwürdigen Dienerin Anna Maria Taigi", „Die Offenbarungen der gottseligen Katharina von Emmerich", „Die Offenbarungen der seligen Maria Margarete Alakoque", Schriften, die krassen, aber von der Kirche gebilligten Aberglauben enthalten.

Selbst religiöse „Literatur" wie der von Jesuiten herausgegebene, monatlich erscheinende „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu", in dessen fortlaufenden Wunder- und Gebetserhörungs-Rubriken das Unglaublichste zum Alltäglichen wird, und ähnliche Wochen- und Monatsschriften gehörten zur Lieblingslesung meiner hochintelligenten Mutter.

In ihrem „Apothekerschranke" standen neben medizinischen Salben und Heilmitteln Flaschen der wundertätigen Wasser von La Salette, Lourdes und des nach dem Stifter des Jesuitenordens genannten Ignatius-Wassers; ferner Öle der Heiligen Walburga und Apollinaris. Alle diese Wundermittel wurden bei Erkrankungen und Verwundungen angewendet, genau ebenso wie Arnikapflaster, Kamillentee oder Borsalbe. Deutlich steht noch vor meinen Augen, wie mein Vater, als er in seiner letzten Krankheit vom Schlage gerührt bewußtlos da lag, von meiner Mutter mit Walburgisöl oft und oft eingerieben wurde.

Bei Gewitter zündete meine Mutter in der Hauskapelle eine „geweihte" Kerze an. Das war unser „Blitzableiter". Blitzableiter von Messing

und Kupferdraht schützten die weitläufigen Gebäulichkeiten meines Elternhauses mit seinen Türmen und hohen Kaminen nicht; die „geweihte" Wachskerze und ein Gebet genügten.

Auch zu Folgendem stieg die Frömmigkeit meiner Mutter harmlos herab. Von Frankreich aus war in katholische Kreise Deutschlands die greuliche Unsitte eingeführt worden, Madonnenbilder, auf löslichem, unschädlichem Stoffe aufgedruckt, als Heilmittel zu verzehren. Ähnlich wie Briefmarkenbogen mit abtrennbaren Feldern wurden solche Madonnenbilder bogenweise verkauft, und meine Mutter gehörte zu den Käufern und mischte die Bilder in ihre und unsere Speisen und Getränke.

Daneben bestand die Tatsache, daß die Bibel von meiner Mutter nur äußerst selten benutzt wurde.

Für uns Kinder gab es eine Bibel nur im Religionsunterrichte und im Gottesdienste, insoweit dort Abschnitte aus ihr verlesen wurden; im Elternhause existierte sie für uns nicht. Ich erinnere mich nicht, daß meine Mutter auch nur ein einziges Mal uns aus der Bibel vorgelesen hätte. Aber viele Hunderte von Malen las sie uns vor aus den eben genannten „Offenbarungen".

Die Außerachtlassung der Bibel ist aber nicht etwas meinem Elternhause und meiner Mutter Eigentümliches. Sie ist typisch katholisch. Der Katholik sucht Erbauung und Trost, Rat und Belehrung weniger in der Schrift, als in den Tausenden von Erbauungsbüchern, die der katholisch-religiöse Büchermarkt ihm in jeder Form und Größe bietet. Bibellose Frömmigkeit ist in katholischen Kreisen alltäglich. Auf den lehrreichen Punkt komme ich noch zurück.

Und doch ging das religiöse Sein meiner Mutter nicht auf in den erwähnten „frommen" Verirrungen; ihr religiöses Leben spielte sich nicht restlos ab in solch häßlichen Niederungen. Sonst wäre sie zur lediglich abergläubischen und deshalb halt- und kraftlosen Frau geworden. Aber sie war in Wirklichkeit eine Frau starkmütigen Glaubens, starkmütiger Religion. In Glauben und Religion fand sie festen Halt gegen die Stürme des Lebens. Denn sie lebte, wie jeder ganze Katholik, ein religiöses Doppelleben, das durch Kirchlichkeit und blinde Unterwerfung zu einem Einheitsleben gestaltet wurde; das Gegensätze versöhnend umschloß, die überall anderswo unausgleichbar erscheinen.

Auch diese religiös und psychologisch wichtige und teilweise dunkele Tatsache, deren Realität ich am eigenen Leibe erfahren habe, werde ich später zu erhellen versuchen.

Mit unendlicher Treue und Pietät wandelte meine Mutter im Geiste und in den Geboten ihrer Kirche. Das „Kirchenjahr" mit seinen Festen und Gebräuchen durchlebte sie innerlich und äußerlich. Jede andere Pflicht stand zurück vor religiösen Pflichten, und in Erfüllung dieser Pflichten scheute sie keine Opfer, kannte sie kein Maß und kein Ziel.

Übungen der Frömmigkeit: Sakramenteempfang, Gebete, Messehören, kirchliche Andachten, Novenen, Fasten, Bußübungen waren ihr Bedürfnis.

Das Kirchengebot der jährlichen Beichte und Kommunion erweiterte sie zu wöchentlicher und später sogar zu täglicher Beichte und Kommunion. Oft stand sie in frühester Morgenstunde auf und legte bei jedem Wetter, zur Winter- oder Sommerzeit, den einsamen Weg zur Geldernschen Pfarrkirche zu Fuße zurück, obwohl Wagen und Pferde ihr zur Verfügung standen, um dort zu beichten und zu kommunizieren, oder die Messe zu hören, falls in der eigenen Schloßkapelle wegen Abwesenheit oder Krankheit des Schloßgeistlichen keine Messe stattfand. Niemand ahnte, wenn sie nachher dem gemeinsamen Frühstückstische präsidierte, daß sie vielleicht schon seit fünf Uhr früh auf war und einen in Nässe, Kälte oder Hitze zurückgelegten weiten Gang hinter sich hatte.

War mein Vater Katholik des Verstandes, nicht ohne Beteiligung des Herzens, so war meine Mutter Katholikin des Herzens oder vielmehr der Leidenschaft, die nicht selten zum Fanatismus sich steigerte. Die extremsten Forderungen des religiösen wie des politischen Ultramontanismus waren ihre eigensten Herzensforderungen.

So bestimmte denn auch der Ultramontanismus ihr politisches Empfinden. Es war, weil antievangelisch, auch antipreußisch durch und durch.

Zweimal beherbergte sie mit aller geziemenden Ehrfurcht und entsprechendem Glanze den König von Preußen (Wilhelm I.) unter ihrem Dache; oft und oft saß sie an der Tafel der Kaiserin und Königin Augusta, aber ihr Herz blieb zum evangelischen Königshause und zum evangelischen Preußen überhaupt in unversöhnlichem Gegensatze. Sie heuchelte nicht; sie unterwarf sich gegebenen Verhältnissen. Wo aber Gelegenheit sich bot, brachte sie ihre Überzeugung zu ungeschminktem Ausdrucke.

Beim Tode meines Vaters (1874) sandte Kaiser Wilhelm I. meiner Mutter ein Beileidstele-

gramm, das mit herzlichen Worten der Teilnahme den gnädigen Ausdruck des Bedauerns verband über die Zurückhaltung, die mein Vater in den letzten Jahren — der Beginn der Kulturkampfzeit — dem König gegenüber beobachtet hatte. In ihrer Antwort sprach meine Mutter den pflichtschuldigen Dank für die königliche Teilnahme aus, betonte aber dem königlichen Bedauern gegenüber, daß mein Vater — jetzt in der Ewigkeit — die Richtigkeit seines Verhaltens noch klarer erkenne als zu Lebzeiten.

Alles, was meine Mutter an politischer und religiöser Abneigung gegen Preußen besaß, konzentrierte sich bei ihr auf die Person Bismarcks. Wäre Haß ihr erlaubt gewesen, ihn hätte sie gehaßt. Seit 1866, da er das „katholische" Österreich niederwarf, sah sie in ihm den „diokletianischen" Katholikenverfolger. Für mich ist es unzweifelhaft: hätte der König mit Bismarck ihr Haus betreten, sie hätte den Landesherrn nicht aufgenommen. Während der „Kulturkampfjahre" habe ich aus ihrem Munde so leidenschaftliche Äußerungen gegen Bismarck gehört, daß Verurteilung wegen schwerster Beleidigung unausbleiblich gewesen wäre.

Auch mein Vater war starrer Gegner Bismarcks. Aber seiner Art entsprechend kam die Abneigung nicht zu so lebendigem Ausdruck wie bei meiner Mutter. Ebenso tief wurzelte sie aber zweifellos auch in ihm.

Noch ein Zug der politischen Gesamtstimmung meiner Eltern und ihrer Bismarck-Gegnerschaft:

Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reisten meine Eltern mehrmals in das bei Frankfurt a. M. gelegene Taunusbad Weilbach. In den Jahren 1858—59 nahmen sie mich mit. Reger Verkehr fand von dort aus mit der diplomatischen Welt des Frankfurter Bundestages statt. Es wäre nun selbstverständlich gewesen, daß meine Eltern als Preußen mit dem preußischen Bundestagsgesandten, Otto von Bismarck, verkehrt hätten; doch peinlich wurde er gemieden. Dagegen war der österreichische Bundestagsgesandte, Freiherr von Kübeck, häufig bei meinen Eltern in Weilbach und sie bei ihm in Frankfurt. Auch den damaligen französischen Gesandten (seinen Namen habe ich vergessen) erinnere ich mich, oft in Gesellschaft meiner Eltern gesehen zu haben.

Bismarck war und blieb in meinem Elternhause ein intensiv abgelehnter, um nicht zu sagen, gehaßter Mann. Auch seine Großtat, die Errichtung des deutschen Reiches, milderte die Abneigung in nichts. Ich war das einzige Familienmitglied, das für Bismarck war; abweichend in diesem wie in anderen Punkten, von denen noch die Rede sein wird, von Umgebung und Überlieferung.

Mit diesen Mitteilungen über meine Eltern mag es hier sein Bewenden haben. Im Verlaufe meiner Darstellung wird sich Gelegenheit bieten, noch manche Züge hinzuzufügen.

Zweites Kapitel.

Erste Erziehung und Familienleben.

Der offizielle Tag in meinem Elternhause begann mit der Messe in der Hauskapelle. Herrschaft und Dienstboten wohnten ihr bei. Vorhergegangen war für jeden Einzelnen das private Morgengebet, auf dessen regelmäßige Verrichtung meine Mutter streng hielt. Nach der Messe, die an Wochentagen um 1/2 8 Uhr, an Sonntagen um 8 Uhr stattfand, folgte das Frühstück, das sich, zumal bei Besuch, ohne den wir fast nie waren, lange ausdehnte. Mittags 12 Uhr läutete die in einem Dachreiter angebrachte Hausglocke zum „Engel des Herrn", und jeder, mein Vater so gut wie Reitknecht und Tagelöhner, wo er ging und stand, entblößte sein Haupt und betete den „Engel des Herrn"[1]. Um 1 Uhr war das Mittagessen, zu dem Familienmitglieder und Gäste sich vorher im „Kabinett" und im „Weißen Zimmer" versammelten. Nachmittags 4 Uhr war gemeinschaftlicher „Kaffee". Abends 8 Uhr läutete wiederum die Glocke zum „Rosenkranz", d. h. zu einer Hausandacht, bei der mein Vater den „Rosenkranz" vorbetete. Die Andacht schloß mit der „lauretanischen Litanei" und mit dem vom Hausgeistlichen erteilten priesterlichen Segen[2]. Hierauf folgte das Abendessen und dann, bis zum Schlafengehen, die Abendunterhaltung, bei der Musizieren, Vorlesen und Gesellschaftsspiele oft bis zu später Nachtstunde abwechselten.

Solange wir Kinder noch klein waren, wurden wir früher zu Bette gebracht. Unsere Mutter betete mit uns das Abendgebet; sie auf ihrem Betstuhle,

---

[1] Der „Engel des Herrn" setzt sich zusammen aus den biblischen Worten der Empfängnis-Verkündigung Mariens, einem jedesmal dazwischen geschobenen „Gegrüßet seist du Maria" usw. und einem Schlußgebete. Das „Ave-Läuten" (morgens, mittags und abends) in katholischen Gegenden ist die Aufforderung, den „Engel des Herrn" zu beten.

[2] Der „Rosenkranz" stellt die volkstümlichste Marienverehrung der ultramontan-katholischen Welt dar. Er wird eingeteilt in den „freudenreichen", „schmerzhaften" und „glorreichen" Rosenkranz, je

wir um sie herum auf der Erde kniend. Ein ganz besonderer Vorzug war es, wenn einer von uns, eng an sie geschmiegt, auf dem schmalen Betschemel neben ihr knien durfte. Lagen wir dann in unseren Bettchen, so war das letzte Gebet, das sie, über uns gebeugt, mit uns sprach:

Abends wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Englein mit mir gehen.
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich führen zur himmlischen Ruh!

Innerhalb dieses vielfach an Kirche und Kloster gemahnenden Rahmens pulsierte heiteres, glückliches Leben.

Bestrahlt von lichtem Sonnenscheine grüßen mich, über die Jahrzehnte hinüber, erste Jugendzeit und frühestes Familienleben. Wenigen Kindern wird eine frohere Kindheit beschieden sein, als sie mir beschieden war.

Meine Eltern gaben dem Hause und dem Leben in ihm den Charakter; ihre Vornehmheit in Stellung und Gesinnung erfüllten Haus und Leben mit Behaglichkeit, mit Freude und edler Gastlichkeit.

Was ein großer Landsitz zu bieten vermag, boten mein Elternhaus und das Familienleben in ihm. Üppigkeit und Luxus fehlten grundsätzlich, aber Gediegenheit und Fülle, Geben und Nehmen aus dem Vollen, waren vorhanden.

Unter acht Geschwistern, vier Brüdern und vier Schwestern, wuchs ich auf. Schon allein die große Kinderschar gewährleistete Leben; und frisches, fröhliches Kinderleben durchströmte auch wirklich Haus und Hof, Stall und Garten, Feld und Wald. Denn, wie es auf dem Lande so üblich, das Leben beschränkte sich nicht auf das Haus: wir lebten im Freien und durchstreiften und durchspielten nähere und weitere Umgebung.

Dazu kam, daß mein Elternhaus der Mittelpunkt eines großen Verwandten- und Bekanntenkreises war, daß wir in regem Verkehre mit Familien (ausschließlich Verwandten) auf den Nachbargütern standen.

Ausflüge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, Besuche bei Verwandten, Picknicks, große Jagden, Kaffeevisiten bei Pächtern (stets eine besondere Freude für uns Kinder) unterbrachen das Alltagsleben. Hausbesuch, oft wochenlanger, war ständige Einrichtung. So ergab sich von selbst eine ausgebreitete Geselligkeit, und selten war es, daß die ohnehin schon große Tafelrunde nicht durch Gäste noch vergrößert wurde.

Eine Eigentümlichkeit wies die Geselligkeit aber auf: konfessionelle Abgeschlossenheit. Protestant, Nichtkatholik war für uns Kinder von frühester Jugend an etwas ganz und gar außerhalb unseres Lebenskreises Liegendes. Außer, wenn die Spitzen der Provinzbehörden (Regierungspräsident und Oberpräsident) offizielle Besuche bei meinen Eltern machten, hat, glaube ich, nur wenige Male ein Protestant bei uns am Tische gesessen; wohl aber zahlreiche Konvertiten, d. h. vom Protestantismus zum Katholizismus Übergetretene waren häufig bei uns zu Gast.

Erwähnt unter den Konvertiten seien: Freiherr von Schrötter; Rochus von Rochow, Major im preußischen 1. Gardeulanen-Regiment; Michael von Michalowski, gleichfalls preußischer Gardeoffizier, und Prinz Alexander zu Solms-Braunfels (Stiefbruder des letzten Königs von Hannover), der nach einem sehr stürmischen Leben katholisch und mit einer Verwandten von mir, einer Freiin von Landsberg-Steinfurt, verheiratet wurde.

In Geselligkeit ging selbstverständlich unser Leben nicht auf. Schon die oben mitgeteilte „Tagesordnung" weist auf Ordnung und auch auf Ernst hin.

Eifrig wurden wir zum Lernen angehalten; Hauslehrer und Erzieherin walteten ihres Amtes unter Oberaufsicht meiner Mutter.

Den Mittelpunkt von Unterricht und Erziehung bildete die Religion.

Es ist nicht leicht, ihren Einfluß auf unser ganzes äußeres und inneres Leben zu beschreiben. Sie war eben da: überall und stets. Und sie war da, nicht in unbestimmter Form, oder als natürlich-menschliche, an überweltliche Hoffnungen und Vorstellungen sich anlehnende und sie verarbeitende Lehrerin und Erzieherin, sondern sie umgab uns als festgefügte, nach innen und außen bis ins kleinste ausgestaltete übernatürliche Macht, die

---

nach den „freudenreichen", „schmerzhaften" und „glorreichen" „Geheimnissen" des Lebens Mariä. Die Rosenkranz-Gebetsübung setzt sich zusammen aus fünfmal wiederholten je zehn „Gegrüßet seist du Maria" usw. mit fünf dazwischen geschobenen „Vater unser" usw. Die „lauretanische Litanei" (nach dem Wallfahrtsorte Loretto benannt) besteht aus 48 Anrufungen Mariens der mannigfachsten Art mit jedesmal angehängtem: „Bitte für uns". Beide Gebetsformen (Rosenkranz und Litanei) sind mit zahlreichen und großen Ablässen ausgestattet.

kein selbständiges, freies Bewegen duldet, die für jeden Schritt das Maß, für jeden Gedanken die Form, für jede seelische Regung die Richtung, ja sogar den Inhalt bereit hatte. Es war eben der ultramontane Katholizismus, welcher Leib und Seele beherrschte.

Der Einfluß dieser allumfassenden, stillwirkenden „göttlichen" Macht war uns Kindern gar nicht und auch den Erwachsenen wohl kaum als solcher bewußt. Wir alle waren in die ultramontan-religiöse Atmosphäre hineingeboren, lebten, atmeten in ihr ohne Nachdenken und bewußtes Erwägen. Der religiöse Vorstellungskreis, in den wir vom ersten Erwachen der Vernunft an eingetreten waren, außerhalb dessen für uns nichts wahrhaft und echt Religiöses lag noch liegen konnte, war uns Natur, nichts Angelerntes, Fremdes. Zu diesem Vorstellungskreise gehörte alles — und wie vieles ist es nicht! —, was immer die ultramontan-katholische Religion an Äußerlichem besitzt und an Äußerlichem von ihren Anhängern fordert.

Unsere kindlichen Augen, Ohren, Lippen, Hände, Kniee, Füße wurden vom zartesten Alter an in den Dienst dieser Religion gestellt. Marien-, Heiligen- und Reliquien-Verehrung, Tragen von Skapulieren und Medaillen, Beten bestimmter, nicht freier Gebete, genau vorgeschriebene rituelle Verrichtungen (Messe, Andachten) nahmen Beschlag von uns und ließen nichts übrig für individuell-religiöse Betätigung.

Ich würde lügen, wollte ich sagen, dies alles oder irgend etwas davon wäre mir als Zwang, als Unnatur oder Übertreibung erschienen. Nein, bis zu meinem 10. Jahre und darüber hinaus blaute der ultramontan-katholische Religionshimmel wolkenlos über meinem Kinderkopfe und hell, klar und innig schauten die Kinderaugen hinauf zu dem hohen und weiten Gewölbe, das bemalt und geschmückt war mit den unzähligen Bildern und Figuren, mit den vergoldeten Schnörkeln und bunten Arabesken, die zur Religion der römischen Kirche gehören, ohne welche ultramontanes Christentum weder lebensfähig noch auch nur denkbar ist. Unbefangen, mit meinem ganzen Kindergemüte, ging ich ein in die sinnlich-metaphysische Welt ultramontaner Frömmigkeit und ging in ihr auf.

Wie hätte es auch anders sein können! Diese Welt umschloß mich vom Mutterleibe an. Alles um mich her, das Unbedeutendste wie das Bedeutungsvollste, wies in die *eine* Richtung. Wort und Beispiel meiner Eltern, Tagesordnung, Haus- und Spielgenossen, engerer und weiterer Verkehr, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsmittel, Gehörtes und Gelesenes, Kinderstube und Salon: nichts von allem zeigte auch nur die kleinste Lücke, den kleinsten Spalt, durch die eine andere Welt ihren Schein hätte werfen, eine andere Luft hätte eindringen können.

Sehr früh schon wurden wir Knaben angelernt, bei der täglichen Messe in der Hauskapelle zu „ministrieren", d. h. die Verrichtungen des „Meßdieners" zu versehen; an Wochentagen in schwarzem Talare mit roten Knöpfen, an Sonn- und Festtagen in scharlachrotem Gewande mit weißer, spitzenbesetzter „Rochette". Ehe wir auch nur ein Wort Latein verstanden, rezitierten wir wechselweise mit dem messelesenden Priester die lateinischen Meßgebete.

Man muß die religiös-theatralische Messe-Handlung, mit ihren minutiösen Zeremonien, ihren liturgischen Geräten und Gewandungen, mit ihren laut, halb laut und leise gesprochenen Gebeten, mit ihrem Kerzenflimmer und Schellenklang, mit ihrem mystisch-wunderbaren Höhepunkte, der „Wandlung" des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi, kennen, um die Wirkung zu begreifen, die sie auf das Gemüt von Kindern, *die als Mitwirkende in sie hineingezogen werden*, ausübt.

Die tätige Anteilnahme an der wirklichen Messe schien meiner Mutter aber nicht zu genügen. Als Weihnachtsgeschenk erhielten wir ein Messe-Spielzeug, dessen Teile aus dem zum Messelesen Erforderlichen bestanden: Altar, priesterliche Gewänder, Meßbuch, Meßgeräte (Kelch, Wein- und Wasserkännchen, Leuchter, Glocke), so daß wir Kinder die Messe, oft mit Predigt, als Spiel feierten. Auch unsere Schwestern steckten sich, ganz gegen Disziplin und Dogma, in die Meßgewänder, lasen unbekümmert Messe und predigten, trotz Mulier taceat in ecclesia, munter drauf los. Hatten wir Besuch von anderen Kindern, so wurde feierlicher Gottesdienst, Hochamt mit Gesang, abgehalten, wobei es bei der jugendlichen Lebhaftigkeit nicht selten zu drastischen Szenen zwischen den amtierenden „Priestern" und den „frommen Gläubigen" kam.

Da dies Messe-Spielzeug nicht für uns allein angefertigt worden, sondern käuflich zu haben war, so wird gewiß auch in zahlreichen anderen ultramontan-katholischen Familien das Messe-Spiel gespielt worden sein.

Man denke: der Höhepunkt der gesamten katholischen Religion, um den sich nach der Ausdrucks-

weise der dogmatischen, asketischen und liturgischen Schriftsteller alles „wie um eine Sonne" dreht, das „furchtbare Geheimnis" (tremendum mysterium), dessen Feier „Engelscharen anbetend beiwohnen", wird zum Spiele der Kinder!

Ein neuer Beweis für die schon mehrfach betonte Tatsache, daß die ultramontane Frömmigkeit ahnungslos über klaffende Gegensätze schreitet, Schickliches von Unschicklichem nicht unterscheidend. Aber auch ein Beweis für die Energie, mit welcher der Ultramontanismus seine Frömmigkeit schon dem zartesten Alter einprägt.

Die Messe, bei der wir Knaben „ministrierten", wurde von den ständigen Hausgeistlichen gelesen. Es waren meistens gute, brave Menschen, die in dieser leichten und angenehmen Stellung aufeinander folgten. Ein charakteristischer Zug fand sich aber fast bei allen: Standeshochmut, Hervorkehrung der „göttlichen" Würde des Priesters.

Die katholischen Priester stammen zum großen Teile aus niederen, ungebildeten Ständen; sehr viele Bauernsöhne sind darunter. „Studiert" der Bauernsohn „Geistlicher" — wie der Volksausdruck lautet — und ist er zum Priester geweiht, dann erscheint er der Familie, die ihn hervorgebracht hat, als ein höheres Wesen, das von Vater, Mutter und Geschwistern mit „Sie", „Hochwürden" und „Herr" angeredet wird; kaum wagen es der bäuerliche Vater und die bäuerliche Mutter noch, sich neben den Priester-Sohn zu setzen, und die „Herablassung" und „Leutseligkeit", die der geweihte Sohn seinen Eltern erzeigt, nimmt nicht selten Formen an, die mit dem 4. Gebote und dem guten Geschmacke wenig zu tun haben.

Für solche „Herablassung" war nun allerdings in meinem Elternhause kein Raum. Dafür trat der typische Priesterdünkel in anderer nicht minder abgeschmackter Form zutage. Der Hausgeistliche erhob den Anspruch, daß ihm bei Tische vor allen anderen, selbst vor meinen Eltern, serviert werde; das verlange sein Stand! So sehr nun auch meine Eltern die Priesterwürde anerkannten, so sehr sie befangen waren in den dogmatisch-mystischen Vorstellungen des Katholizismus über das Priestertum, dennoch hatten sie sich die richtige Auffassung bewahrt, daß die Priesterwürde im Gebiete der Religion und nicht in der Tischordnung oder im Salon zu ehren sei. Beharrlich lehnten sie deshalb die beanspruchte „Tischordnung" der Hausgeistlichen ab, was bei letzteren häufig Mißstimmung und selbst Zorn erregte.

Leider betätigten meine Eltern höheren Rangstufen der Hierarchie (Bischöfen, Kardinälen) gegenüber die richtigen Anschauungen nicht, wie wir sehen werden.

Gleiche oder ähnliche, aus der gleichen Quelle des Dünkels fließende Etiketteschwierigkeiten kamen auch auf Nachbargütern vor, auf denen Hausgeistliche waren.

Ein Vorgang, der sachlich hierhin gehört, obwohl er viel später sich ereignete, sei erzählt.

Bei meinem Onkel, dem ältesten Bruder meiner Mutter, dem Grafen Max von Loe, war ich zur Jagd. Nach dem letzten Triebe fuhr er mit mir im offenen Wagen nach seinem Gute Schloß Wissen, wo ich übernachtete. Unterwegs begegneten uns zwei Geistliche eines Nachbardorfes. Keiner von ihnen grüßte. Mein Onkel wandte sich zu mir: „Diese dummstolzen Menschen! Ich bin ihr größter Wohltäter; vielen bezahle ich aus meiner Tasche das vom Staate gesperrte Gehalt (es war während der Kulturkampfzeit), und doch grüßen die geistlichen Flegel nicht einmal; ihr Priesterhochmut läßt es nicht zu".

* * *

Ich war ein besonders fromm veranlagtes Kind. So wurde mir wenigstens später von meiner guten Mutter und anderen (in bester Absicht, aber ach mit so schlechtem Erfolge!) oft und oft gesagt. Und wenn ich früheste Jugenderinnerungen wach rufe, finde ich das „Lob" bestätigt. In Frömmigkeitsübungen aller Art war ich heimisch.

Ganz besonders wirkte in dieser Beziehung auf mich ein eine alte Hausgenossin, die bis zu ihrem Ende ein liebevoll gereichtes Gnadenbrot in meinem Elternhause verzehrte und die, durch Gicht fast ständig an Bett, Zimmer und Stuhl gefesselt, nur mehr der religiösen Überwelt lebte.

Das gute, alte Fräulein van der Meulen! Wie und in welcher Stellung sie eigentlich in unser Haus gekommen war, weiß ich nicht. Sie war die Schwester von zwei Geistlichen, die bei meinen Eltern, zumal bei meiner Mutter, in höchstem Ansehen standen: des Rektors des Kevelaerer Priesterhauses und des Abtes des elsässer Trappistenklosters „Ölberg". Was an bigott-exaltierter Frömmigkeit in ihren priesterlichen Brüdern, dem Hüter des wundertätigen Marienbildes zu Kevelaer und dem Vorsteher der „lebendig begrabenen" Trappisten angesammelt war, hatte die Schwester in sich aufgenommen und gab es in vergröberter Form (sie war nicht eigentlich gebildet) wieder. Kopf und Herz steckten bei ihr voll von Wundergeschichten und Heiligen-Legenden, die sie

mit hervorragendem Erzählertalent uns als „Tatsachen" ausmalte. Wie verstand sie es, Himmel und Erde mit Geistern, guten und bösen, Engeln und Teufeln zu bevölkern und so die begierig lauschende Kinderphantasie mit märchenhaften Licht- und unheimlichen Nachtgestalten anzufüllen!

Bei ihr weilte ich stundenlang; Spiel wechselte mit frommen Erzählungen, Gebeten und Frömmigkeitsübungen, besonders „Rosenkranz", „Litaneien" und „Kreuzwegandachten". Der noch nicht achtjährige Knabe wurde versenkt in ein Meer von Mystik und Askese; freilich Aftermystik und Afteraskese.

Besonders war es der Glaube an die „Schutzengel", der im stillen Zimmer der Gichtischen in mir stark und lebendig gemacht wurde.

Jedem Christen, nach „probabeler" Ansicht sogar jedem Menschen, ist ein eigener Engel, ein „Schutzengel", von Gott an die Seite gegeben, der ihn von der Wiege bis zum Grabe ständig begleitet. So lehrt die Kirche. Man versteht, daß gerade diese Lehre, unterstützt durch Bilder und Gebete, das dem Wunderbaren überhaupt zugeneigte Kind besonders ergreift. Es tritt mit seinem Schutzengel in ein vertrautes Verhältnis, es glaubt, ja es sieht ihn um sich, und das Übernatürliche wird ihm im Schutzengel zur Natur. Ich erinnere an das oben mitgeteilte Schutzengel-Gebet, das meine Mutter mit uns Kindern beim Zubettgehen betete.

Schutzengel- und Arme-Seelen-Geschichten stehen in engster Beziehung. Die „Armen Seelen", das heißt die noch im Fegefeuer auf Befreiung wartenden Seelen Verstorbener sind so eine Art Schutzengel geworden. Für Gebete, Ablässe, Messen und gute Werke, die man ihnen zuwendet und wodurch die Zeit ihrer Läuterungsleiden abgekürzt wird, leisten sie Schutzdienste bei seelischen oder körperlichen Gefahren. Fräulein van der Meulen, meine Führerin durch die ultramontane Überwelt, unterließ es natürlich nicht, mich auch in den geheimnisvoll-schaurigen „Arme-Seelen"-Kreis einzuführen; unzählige „Tatsachen" über Erscheinungen von „Armen Seelen", über ihre Wirksamkeit usw. bekam ich zu hören.

Dies alles scheint mir der Erwähnung wert, nicht nur seiner selbst wegen, als lehrreicher Ausschnitt aus dem „religiösen" Erziehungsleben des Ultramontanismus, sondern auch deshalb, weil gerade diese Art sinnlich-übersinnlichen Mystizismus' die Erklärung bietet für eine in katholisch-ultramontanen Kreisen weitverbreitete und tief eingewurzelte Erscheinung: die Gespensterfurcht.

„Gespenster" sind recht eigentlich die Widerparte der „Armen Seelen", d. h. es sind Seelen der zur Hölle verdammten Verstorbenen. Mit den Teufelserscheinungen bilden die Gespenstererscheinungen den Schrecken der katholischen Christen. Sie plagen allerdings meistens „Heilige", nicht so sehr den gewöhnlichen Christenmenschen, aber der Glaube an ihr Dasein und die Furcht vor ihnen ist allgemein. Abgesehen von den „eigentlichen" Gespenstern gehören auch die uneigentlichen, die ganze Schar der Engel und „Armen Seelen", in die Gespensterwelt. Denn so sehr Schutzengel und „Arme-Seelen" theoretisch als Lichtgestalten und Freunde dargestellt werden, praktisch, zumal bei Kindern, erzeugt der Glaube an sie unheimliche Vorstellungen, verbunden mit Dunkel und Nacht.

Gewiß ist die Gespensterfurcht auch in nicht katholischen Kreisen verbreitet; so intensiv wie in katholischen aber nicht. Denn nur dort ruht sie auf religiös-dogmatischer Unterlage, deren Festigkeit jedem Belehrungsversuche stand hält.

Ein beliebtes Thema abendlicher Unterhaltung in ultramontanen Familien sind Gespenster, Teufels- und „Arme-Seelen"-Geschichten. In schauriger Neugierde saugt sich da die Kinderseele voll von gruseligen Geschichten. Eine Geschichte aus hunderten, die auf meine Kinderphantasie unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, sei erzählt. Ein Verwandter und guter Bekannter, Graf Ludwig Waldburg-Zeil, österreichischer General und Adjutant des Erzherzogs Karl Ludwig, erzählte in meiner Gegenwart als „Selbsterlebnis": Im Schlosse Zeil (Württemberg), seinem Elternhause, habe es in einem Flügel gespukt — es gibt kaum ein katholisch-adeliges Schloß, in welchem es nicht „spukt" —; alle Gebete, Exorzismen usw. seien umsonst gewesen; da sei der Hausgeistliche mit dem „Allerheiligsten" (die konsekrierte Hostie in der Monstranz) von Zimmer zu Zimmer gegangen. Als er das letzte Zimmer betrat, seien plötzlich die Fensterflügel aufgeflogen, und er — der Erzähler —, der im Innenhof stand, habe gesehen, wie sich am Fenster eine in Rauch und Feuer gehüllte schwarze Gestalt zeigte, die drohend die Arme zum Himmel reckte und dann verschwand. Der Spuk im Schloßflügel hörte damit auf.

Auch ein Begebnis viel späterer Zeit mag zeigen, wie fest Gespensterglaube in katholischen Kreisen sitzt.

In Muffendorf bei Godesberg lebte mit seinen zwei Töchtern ein Onkel von mir, Freiherr Josef von Fürstenberg, mit denen wir regen Verkehr unterhielten. Im Jahre 1875 schrieb

die älteste Tochter Mia (sie lebt als verwitwete Gräfin Schall in Dresden) ganz verzweifelt an meine Mutter, es spuke bei ihnen; jede Nacht gehe eine unheimliche, nebelhafte Gestalt eine bestimmte Treppe auf und ab; ob wir nicht helfen könnten, wir hätten ja einen Jesuiten als Hausgeistlichen (seit Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland war — wohl zu genauerer Befolgung des Gesetzes — ständig ein Jesuit als Hausgeistlicher in meinem Elternhause); der könne doch gewiß den Spuk vertreiben. Und in der Tat, meine Mutter schickte, mit Erlaubnis seiner Oberen, den Jesuiten, Pater Platzweg, nach Mufsendorf; er überwachte während einer Nacht die unheimliche Treppe, betete auf ihr bestimmte Gebete, und das Gespenst ließ sich von da an nicht mehr sehen!

Was ich, infolge solcher in meiner frühesten Jugend in mich aufgenommenen Erzählungen über Engel, „Arme Seelen" und Teufel, unter Gespensterfurcht bis in das reifere Jugendalter hinein an nächtlichen Qualen erduldet habe, läßt sich kaum sagen. Und wie es mir ergangen ist, so ergeht es, mehr oder weniger, jedem ultramontan-katholisch erzogenen Kinde.

Vertiefung erfuhr meine so geartete Kinderfrömmigkeit auch durch eine um diese Zeit von meinen Eltern unternommene Wallfahrt nach dem schon erwähnten La Salette in Südfrankreich.

Die „wunderbare" Geschichte von La Salette ist kurz folgende: Am 19. September 1846 hüteten zwei Hirtenkinder, Maximin und Melanie, das Vieh auf der Alp von La Salette im Departement Isère. Da erschien ihnen die Gottesmutter Maria und offenbarte jedem von ihnen ein besonderes „Geheimnis" über die Geschicke Frankreichs und der Welt, das sie nur dem Papste mitteilen durften. Als Pius IX. die in einem Briefe niedergeschriebenen „Geheimnisse" las, vergoß er Tränen über das Schreckliche, womit der Himmel Frankreich und die Welt wegen ihrer Gottlosigkeit bedrohte. Eine Quelle sprudelte am Orte der Erscheinung, und bald strömten Tausende und Tausende zu dem abgelegenen Gebirgsorte, um Heilung von Krankheiten zu suchen. Das Wasser der Quelle wurde in alle Himmelsgegenden versandt. Auch in mein Elternhaus war es gelangt; es sollte vor allem meinen Vater von der Blindheit befreien. Doch da es keine Wirkung tat, suchten meine Eltern den Wunderort selbst auf, wo natürlich der gleiche Mißerfolg ihrer wartete. Ihr frommer Glaube litt darunter aber nicht, und zurückgekehrt entzündete meine Mutter durch ihre begeisterten Erzählungen über all das Herrliche und Wunderbare, das sie gesehen und gehört hatte, meine religiöse Phantasie lebhaft. Die „Wunder und Gnaden" von La Salette haben meine ganze Kinder- und Jugendzeit begleitet, ebenso wie die „Wunder und Gnaden" von Kevelaer, die wegen ihrer örtlichen Nähe und des regen Verkehrs, der zwischen meinem Elternhause und dem berühmten niederrheinischen Wallfahrtsorte bestand, noch weit intensiver auf mich einwirkten.

Hunderte von Malen bin ich als Kind, als Knabe, Jüngling, Mann in Kevelaer gewesen, und Hunderte von Malen hat mich dort der religiös-mystische Sturm, der durch alle großen Wallfahrtsorte weht, umbraust und hat aufgerüttelt, was an religiöser Schwärmerei, an Wunderglauben, an Fanatismus in meiner Seele als ererbte Veranlagung schlummerte. Später ballte derselbe Sturmwind gerade in Kevelaer finsteres Gewölk des Zweifels über mir zusammen; aber in der Zeit der frühen Kindheit, von der ich jetzt schreibe, war Kevelaer hellstrahlende Sonne meines Kinderhimmels.

Zu weitläufig würde ich werden, wollte ich die Eindrücke schildern der Riesenprozessionen, der pompösen Gottesdienste, der unzähligen und kostbaren Weihegeschenke, des ununterbrochenen Singens und lauten Betens, das Tag und Nacht erfüllt, der Fackelzüge, der endlosen Reihen von Verkaufsbuden mit allen möglichen frommen und unfrommen Gegenständen, der Masseneinweihung von Rosenkränzen, Medaillen, Kreuzen, des lärmenden Treibens in Gasthöfen und Wirtschaften, des prunkvollen Auftretens von pilgernden Bischöfen und Äbten, kurz des eigentümlichen Gemisches von Weltlichkeit und Religion, das auf der engen Dorfstraße Kevelaers sich breit macht.

Die Hochflut der religiösen Brandung durchströmt den „Kapellenplatz", auf dem die unscheinbare „Gnadenkapelle" mit dem kleinen, schmutzig aussehenden „wunderbaren Marienbilde" steht. Ununterbrochen wogt dort in den Monaten Juni bis November ein ungeheuerer Menschenstrom aus Rheinland, Westfalen, Holland, Belgien auf und ab; ununterbrochen rasseln dort die Opferspenden, kleine und sehr große, in die riesigen trichter- und röhrenförmigen Sammelbecken, die ihre heischenden Arme aus dem Kapelleninnern in die brandende Menge hineinstrecken; ununterbrochen steigen in Deutsch, Holländisch, Flämisch, Wallonisch Marienlieder, oft in wunderlichen, mehr an Tanz als an Frömmig-

keit gemahnenden Weisen in die von Kerzen-, Weihrauchdunst und Schweißgeruch geschwängerte Luft empor; ununterbrochen drängen sich die Massen vor dem „Gnadenbilde", reichen Kreuze, Medaillen, Gebetbücher dem wachehaltenden „Bruder" hin, damit er die Gegenstände anrühre an der Glasscheibe, die das Marienbildchen deckt, und sie so „geheiligt" werden; ununterbrochen flackern, qualmen und rauchen ringsum die Kerzen in allen Größen, Formen und Farben, die der gläubige Pilgersinn der Gottesmutter darbringt; ununterbrochen schmücken Geheilte oder Heilungsuchende die Umrahmung des Gnadenbildes und weiter die ganze Kapelle mit „Ex Votos", die in Gestalt von silbernen und goldenen Beinen, Armen, Füßen, Händen, Köpfen, Herzen an die mannigfachsten Körper- und Seelenleiden erinnern. Von frühester Morgenstunde an bis tief in die Nacht wälzen sich die Pilgermassen durch die mit Fresken geschmückte „Beichthalle", in der in doppelter Linie Beichtstuhl an Beichtstuhl sich reiht, wo Hunderttausende ihre Sünden ablagern; Dutzende von Priestern sind in der mächtigen Wallfahrtskirche damit beschäftigt, die Kommunion auszuteilen, die nicht selten an einem einzigen Tage von 10—15000 Andächtigen empfangen wird; ein Hochamt löst das andere ab, brausender Orgelklang und kunstgerechter Chorgesang verstummen nicht.

Alles zusammen gibt ein Bild von — ich spreche vom katholischen Standpunkte aus — überwältigender, berauschender Wirkung. Und dies Riesenschauspiel ultramontaner Frömmigkeit und Religion hat, wie gesagt, ungezählte Male auf mich eingewirkt; es ist in seiner massigen, glänzenden Äußerlichkeit, wie in seiner innern mystischen Wirkung intim verknüpft mit meinen allerfrühesten Seelenregungen.

Dazu kam das Beispiel meiner Eltern, meiner Geschwister und meines ganzen Verwandtenkreises, denen Kevelaer ein Heiligtum besonderer Weihe war.

Wie mußte es die Kindesseele beeindrucken, wenn Vater und Mutter zu Fuß nach Kevelaer pilgerten, dort bei Regen, Schnee oder Sonnenschein im Staub und Schmutz der Straße betend und singend niederknieten! Der Weg von meinem Elternhause zu den Besitzungen naher Verwandter (Brüder meiner Mutter), mit deren Familien wir regen Verkehr hatten, führte durch Kevelaer. Jedesmal, wenn unser Wagen den Ort passierte, wurde Schritt gefahren, die Hüte wurden abgenommen, und betend fuhren wir, gleichsam salutierend, am Marienbilde vorüber. Nicht selten auch ließen Vater oder Mutter den Wagen halten, um an der „Gnadenstätte" noch rasch eine kurze Andacht zu verrichten. Freudige wie traurige Familienereignisse waren regelmäßiger Anlaß zu Wallfahrten nach Kevelaer. Bei Krankheiten wurde Genesung und Abwendung des Schlimmsten dort erfleht; Kummer und Sorge wurden nach Kevelaer getragen. Als meine Schwestern sich verlobten, stellten die Brautpaare sich der Muttergottes von Kevelaer vor.

Auch süßer Kindertrost war dort zu finden: niemals kehrten wir von Kevelaer heim ohne „Pfefferkuchen", auf denen das „Gnadenbild" in Zuckerguß abgebildet war; es mundete trefflich.

Unter noch vielen anderen religiösen Gebräuchen und Feiern, die meine Frömmigkeit stark beeinflußten und in ihrer starken Sinnfälligkeit und ihrem zeremonienreichen Mystizismus die erwachende Kinderseele in eine abergläubisch-fromme Atmosphäre hüllten, seien noch zwei erwähnt.

Jährlich am 3. Februar, dem Feste des „heiligen" Märtyrer-Bischofs von Sebaste in Armenien, Blasius, erhielten wir Kinder den Blasius-Segen. Skt. Blasius hat einen Knaben vom Tode des Erstickens an einer Fischgräte durch ein Wunder errettet; seitdem ist er „Nothelfer" gegen Halsleiden. Der Priester hält unter bestimmten Gebeten zwei geweihte, in Form eines Andreaskreuzes (✕) untereinander verbundene Kerzen vor den Hals der Hilfesuchenden. So regelmäßig die Beschwörungsformel auch über mich gesprochen wurde, die ständigen Halsübel, an denen ich litt, wichen nicht. Aber die magische Kraft des Kerzensegens stand bei mir unerschütterlich fest, und recht nahe reckte ich jedesmal meinen Hals dem geheimnisvoll leuchtenden Lichterpaare entgegen.

Mit gleicher Regelmäßigkeit holten wir uns jährlich das Aschermittwochs-Aschenkreuz.

Aus geweihter, zu einem Breie angefeuchteter Holzasche macht der Priester am Aschermittwoche mit Zeigefinger und Daumen (an manchen Orten sogar mit einem dazu angefertigten Korkstempel) ein Kreuz auf die Stirnen der Gläubigen und spricht dabei: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zu Staub zurückkehren wirst." Das Aschenkreuz soll das äußere Zeichen sein für die mit dem Aschermittwoch beginnende Buß- und Fastenzeit. Das katholische Volk aller Kreise ist auf das Aschenkreuz geradezu erpicht; es sich nicht zu holen, streift hart an religiösen Indifferentismus. An Orten, wo der Karneval üppig blüht,

sieht man Männer und Frauen nach durchtollter Faschingsnacht, noch mit Maskenabzeichen angetan, frühmorgens an der Kommunionbank, um das Aschenkreuz sich aufdrücken zu lassen. Wem es besonders lang auf der Stirne haftet, der ist besonders begnadigt. Das führte bei uns Kindern dazu, allerlei Mittel anzuwenden, das Kreuz dauerhaft zu machen: wir überstrichen die Asche mit Fischleim und wuschen unsere Stirnen tagelang nicht.

O heilige Einfalt kann man zu solchen Dingen sagen; richtiger sagt man: o blöder und verwerflicher Aberglaube, der von der römischen Kirche schon den Kinderseelen fast unaustilgbar eingeprägt wird.

* * *

Zwei wichtige Ereignisse aus der ersten Jugendzeit sind noch zu besprechen: das Einsetzen des jesuitischen Einflusses in meinem Elternhause und meine erste Beichte.

Genau das Jahr, wann der Jesuitenorden bei uns Fuß faßte, kann ich nicht angeben; es war in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, also als ich im zartesten Kindesalter stand.

Der Jesuitenorden hatte damals eine Niederlassung, eine sogenannte „Residenz", in Köln gegründet, deren Oberer der spätere Ordensgeneral Antonius Maria Anderledy war. Da meine Eltern häufig in Köln weilten und da die dortigen Predigten der Jesuiten und ihre Beichtstühle großen Zulauf hatten, wird wohl auf dem Umwege über Predigt und Beichte die erste Beziehung zwischen meinen Eltern und dem Orden entstanden sein. Dank meiner Mutter (soll ich sagen „Dank"?) entwickelte sich das Verhältnis rasch zu einem allseitigen und engen. Mein Vater ist hierin, deß bin ich gewiß, der Einwirkung meiner Mutter unterlegen. Ihr Heißhunger nach christlicher Vollkommenheit und damit nach „Seelenführung" ließ sie mit brennendem Eifer die Gelegenheit ergreifen, den auf der Höhe religiös-asketischen Ruhmes stehenden Jesuiten sich zu übergeben. Sie tat es mit Leib und Seele.

Mann, Kinder, Haus und Gesinde wurden nach und nach dem jesuitischen Einflusse unterstellt. Bald gingen die damals einflußreichsten Mitglieder der „deutschen Ordensprovinz": die Patres Anderledy, Roh, Faller, Pottgeißer, Roder, Zurstraßen, Haßlacher, von Waldburg-Zeil, Wertenberg, Brinkmann, Ryswick bei uns aus und ein, lenkten und leiteten Äußeres und Inneres. Wie sehr, darüber später. Vor allen anderen war es der Jesuit Behrens, zeitweiliger Provinzialoberer der „deutschen Ordensprovinz", eine hohe, magere, starknochige Gestalt mit grobem Gesicht, der unumschränkten, unheilvollen Einfluß über Mutter und Vater gewann. Er wurde ihr Berater in allem, bis herab zu den Toiletten meiner Schwestern.

Bei meiner Jugend empfand ich natürlich den neu eindringenden Einfluß bewußt nicht, geschweige denn, daß ich seine Tragweite auch nur annähernd geahnt hätte. Daß gerade ich dem Einflusse ganz unterliegen sollte, daß seine schließliche Wirkung für mich die Zertrümmerung eines alten und der mühsame Aufbau eines neuen Lebens sein werde, wer hätte das voraussehen können, als der joviale Jesuit Roh mich als blondlockiges, siebenjähriges Kind auf seinen Knien schaukelte und lustige Schweizerliedchen (er war Walliser) mir dabei vorsang?!

* * *

Meine erste Beichte legte ich im siebenten Lebensjahre ab.

Das vierte Laterankonzil vom Jahre 1215 hat festgesetzt, daß jeder Christ „nachdem er zu den Jahren der Unterscheidung gelangt ist" (postquam ad annos discretionis pervenerit) wenigstens einmal im Jahre beichten muß. Allmählich hat sich, nicht ohne zielbewußte und kräftige Beihilfe der kirchlich-hierarchischen Organe, die Gewohnheit herausgebildet, das Wörtchen „nachdem" (postquam) der konziliaren Vorschrift als „sobald als" zu deuten; zugleich schob man den Zeitpunkt der Erlangung des Vernunftgebrauches, den Beginn „der Jahre der Unterscheidung" (von Gut und Bös), möglichst weit hinauf. So ist es gekommen, daß die Kinder schon im zartesten Alter zur Beichte geführt werden.

Allerlei asketische Gründe macht man für den frühzeitigen Beichtzwang geltend. Der wahre Grund ist ein hierarchisch-disziplinärer: Die Kirche will die Kinder so bald als möglich in ihre Zucht und unter Aufsicht und Leitung ihrer Priester bringen.

Die Schädlichkeit der frühzeitigen Kinderbeichte in ethischer und religiöser Beziehung liegt für jeden auf der Hand, der nicht befangen ist in ultramontan-dogmatischer und ultramontan-hierarchischer Anschauung. Natürliche und gesunde Pädagogik widerrät eine so frühe Beichte aufs entschiedenste.

Die kindliche Unbefangenheit leidet schwer. Das Kind wird durch die Beichte auf Dinge, auf Fehler und Sünden förmlich gestoßen, von denen

es vorher nichts wußte. In der Vorbereitung auf die Beichte foltert es seine kindliche Seele mit schablonenhaften Fragen und Untersuchungen; es findet kein Ende und keine Ruhe in „Erforschung des Gewissens“. Ist es zart und ängstlich veranlagt, so wird die Beichte zur Pein, zur Quelle von Zweifeln und Nöten; ist es von derberem Schlage, so geht durch den Beichtmechanismus das wenige, das es an Gewissenszartheit besitzt, verloren.

Das vertrauliche Verhältnis zu den Eltern, zumal zur Mutter, wird gestört. Das Kind verlernt das Zuflucht-Suchen an der Mutter Herz bei Fehlern, die es begangen hat, bei Zweifeln, die es peinigen. Ein fremdes Element, der Priester im Dunkel des Beichtstuhles, tritt zwischen Mutter und Kind, und alle „Göttlichkeit“, die diesem dritten beigelegt wird, vermag nicht die edle Menschlichkeit und kindliche Natürlichkeit zu ersetzen, die vorher das einer Schuld sich bewußte Kind in Reue und Scham zur Mutter trieb, um sein ängstlich schlagendes Herzchen bei ihr zu beruhigen. Dafür sind jetzt „das Sakrament der Beichte“ und der Priester da.

Und was wird durch die so unzeitig frühe Beichte aus dem religiösen Verhältnis des Kindes zu Gott, den es durch die mütterlichen Schilderungen als liebenden Vater kennen gelernt hatte? Der Begriff des strafenden, Buße heischenden, rächenden Gottes steht von nun an vor ihm. Bestimmter, genau vorgeschriebener äußerer Formen bedarf es von jetzt an, um Versöhnung mit ihm und seine Freundschaft wiederzuerlangen. Von einer Beichte zur andern drückt das Bewußtsein unvergebener Schuld, der Feindschaft mit Gott, auf den Kindersinn.

Das ist die eine Seite dieser „religiösen“ Medaille. Die andere ist noch häßlicher.

Das Kind lernt die Schwere einer Sünde abschätzen nach der Schwere der Buße, die der Priester ihm auferlegt, und nach der Stärke der Scham, die es beim Bekenntnisse empfindet. Das tiefere Verständnis der Sünde als Beleidigung der Heiligkeit Gottes, ihr Erfassen als eines Übels an sich kommt nicht auf. Dafür tritt allmählich die ganz und gar unreligiöse Vorstellung in den Vordergrund (wenn auch im Anfange nicht immer bewußt): ich mag sündigen, so viel und so schwer ich will, durch die Beichte kommt alles wieder in Ordnung. Zwischen die eben erst zum Bewußtsein gelangte Menschenseele und ihren Gott schiebt sich Kirche und Priester. Das persönlich-individuelle Verhältnis zwischen Gott und Mensch weicht der mechanisch-„sakramentalen“, priesterlichen „Vermittlung“.

Die erzwungene Beichte in der Zeit keimender Kinderentwicklung ist ein frevler Eingriff in diese Entwicklung, sie ist eine aus kirchlicher Herrschsucht begangene Vergewaltigung der Kindesseele, eine durch nichts zu rechtfertigende Zerstörung kindlicher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit in bezug auf Ethik und Religion.

Eine „Gewissenserforschung“ (sogenannter „Beichtspiegel“) aus einem verbreiteten, mit kirchlicher Approbation versehenen „Beichtbüchlein für Schulkinder“ (12. Auflage, Paderborn 1901) veranschaulicht und rechtfertigt das Gesagte:

Frage dich, welche von den nachstehenden Sünden du begangen hast und merke sie dir genau. Denke zugleich, wenigstens bei den schweren Sünden nach, wie oft du sie begangen hast. Gegen das 1. Gebot Gottes: ich habe das Morgen- und Abendgebet unterlassen (aus Trägheit oder falscher Scham?); ich habe die Tischgebete unterlassen (aus Trägheit oder falscher Scham?); ich habe mich geschämt zu beten und das Kreuzzeichen zu machen; ich habe unandächtig gebetet. Gegen das 2. Gebot Gottes: ich habe die Namen Gottes und andere heilige Namen leichtsinnig ausgesprochen; ich habe die Namen Gottes und andere heilige Namen im Zorne ausgesprochen. Wie vielmal?; ich habe geflucht. Wie vielmal?; ich habe leichtfertig geschworen. Gegen das 3. Gebot Gottes: ich habe an Sonn- und Feiertagen aus eigener Schuld die hl. Messe versäumt. Wie vielmal?; ich bin aus eigener Schuld zu spät in die hl. Messe gekommen; ich habe mich in der Kirche unartig betragen. Gegen das 4. Gebot Gottes: ich bin gegen meine Eltern und Lehrer frech und trotzig gewesen; ich bin ihnen ungehorsam gewesen; ich habe sie betrübt und erzürnt; ich habe nicht für sie gebetet; ich habe über alte Leute gespottet. Gegen das 5. Gebot Gottes: ich habe andere geschimpft, geschlagen, getreten, geworfen; ich habe mit anderen gezankt und gestritten; ich habe andere verleitet (zum Stehlen?, zur Lüge?, zur Unreinigkeit?). Wie vielmal?; ich habe Tiere mutwillig gequält. Gegen das 6. und 9. Gebot Gottes: ich habe über Unreines freiwillig nachgedacht. Wie vielmal?; ich habe Unreines freiwillig angesehen. Wie vielmal; ich habe Unreines gesprochen. Wie vielmal?; ich habe schmutzige Reden gern angehört. Wie vielmal?; ich habe Unreines getan (allein oder mit anderen?). Wie vielmal?; ich habe Unreines an mir zugelassen. Wie vielmal?; ich habe das Verlangen gehabt, Unschamhaftes zu tun. Wie vielmal? Gegen das 7. und 10. Gebot Gottes: ich habe genascht; ich habe gestohlen (Obst?, Eßwaren?, Schulsachen?, Bekleidungsstücke?). Wie vielmal?; ich habe Geld weggenommen (wie viel?; den Eltern, Geschwistern oder anderen?); ich habe gefunden (was?) und nicht zurückgegeben; ich habe

anderen freiwillig Schaden zugefügt (an Büchern?, an Kleidern?, an Bäumen?). Wie vielmal?; ich habe den Willen gehabt, zu stehlen. Wie vielmal?; ich habe den Willen gehabt, anderen Schaden zuzufügen. Wie vielmal? Gegen das 8. Gebot Gottes: ich habe gelogen; ich habe die Fehler anderer ohne Not weitergesagt. Wie vielmal?; ich habe Unwahres vor anderen ausgesagt. Wie vielmal? Gegen die Gebote der Kirche: ich habe an verbotenen Tagen mit Wissen und Willen Fleisch gegessen. Wie vielmal? Durch die sieben Hauptsünden: ich bin eitel gewesen; ich bin eigensinnig gewesen; ich bin geizig gewesen; ich bin neidisch und mißgünstig gewesen; ich war froh, wenn andere gestraft wurden; ich bin unmäßig gewesen im Essen und Trinken; ich bin zornig gewesen; ich bin träge gewesen (im Aufstehen?, Beten?, Arbeiten?, Lernen?); ich bin in der Schule unaufmerksam gewesen; ich habe meine Schulaufgaben nicht gelernt; ich habe ohne Ursache die Schule versäumt (a. a. O. S. 5—8).

Hier werden für das zarte, unerfahrene Kindergewissen „Sünden" geschaffen, die nie und nimmer welche sind. Die ganze „Gewissenserforschung" über das erste Gebot besteht aus solchen „Sünden": Unterlassung des Morgen-, Abend- und Tischgebetes und des Kreuzzeichens! Es wird also dem Kinde ein falsches Gewissen eingeimpft. Geringfügigste Kleinigkeiten: Naschen, Streiten, Zanken, „Petzen" beschweren fortan sein Herz als „Sünden". Schämt es sich, sie in späteren Beichten zu bekennen — und wie oft kommt das vor! —, so glaubt es „unwürdig" gebeichtet, d. h. ein Sakrileg, einen Gottesraub auf sich geladen zu haben; und was das heißt an Schuld und Gewissensqual, weiß nur ein katholisch empfindendes Gemüt.

Und noch weiter versündigt sich das „Beichtbüchlein" an der Kinderseele. Es mahnt:

Wenn die Reihe zum beichten noch nicht an dir ist, dann überdenke noch, was folgt: Adam und Eva haben nur eine Sünde getan und sind deswegen aus dem schönen Paradiese vertrieben. — Und ich? Ich habe so viele Sünden getan, o Gott, wie müßtest du mich dafür strafen. Die bösen Engel haben auch nur eine Sünde getan, sie haben sich gegen Gott empört, sie sind dafür ewig zur Hölle verdammt. Ich habe so oft gesündigt; mein Gott, wenn du mich hättest plötzlich sterben lassen, wohin wäre ich gekommen? (S. 12 f.)

Also die furchtbarsten Sünden, die der katholische Glaube überhaupt kennt, als deren Folgen Tod, Teufel und Hölle in die Welt gekommen sind: der Sündenfall der ersten Menschen und der Engel, werden auf das zarte Gewissen des kleinen Kindes gewälzt: Sieh' her, deine Sünden haben noch Furchtbareres verdient! Muß da nicht das kindliche Urteil ganz und gar aus dem Gleichgewicht kommen; müssen seine keimenden religiös-ethischen Begriffe nicht heillos verwirrt werden; muß da nicht das Gefühl einer geradezu unaussprechlichen Schlechtigkeit in dem jungen Seelchen emporwuchern, einer Schlechtigkeit, die fortan wie ein Alp auf ihm lastet?

Auch der siebenfache Hinweis auf das „Unreine", „Unschamhafte" (sieben Fragen werden darüber gestellt) ist eine folgenschwere Verfehlung wie gegen Pädagogik so gegen Religion.

Statt das Kind und seine Phantasie vor solchen Dingen möglichst zu bewahren, stößt der ultramontane Beichtunterricht sie in den Schmutz hinein.

Hier liegt das Verderbliche der ultramontanisierten Beichte überhaupt: die ganz unverhältnismäßig starke Betonung, ja Ausmalung des Geschlechtlichen.

Es hängt das zusammen mit der großen Schuld, welche die gesamte ultramontane Moral, Asketik und Pädagogik in bezug auf diesen Punkt belastet. Das Natürlich-Geschlechtliche wird durch sie zur Unnatur und Sünde; harmlose Unbefangenheit gibt es so gut wie nicht. Überall wittert der ultramontanisierte Katholizismus das Laster. Dadurch züchtet er es entweder, oder er ruft so ungesunde, so peinigende Anschauungen über den menschlichen Leib und seine Funktionen hervor, daß die Menschen und zumal Kinder und junge Leute, in deren Kopf und Herz solche asketische Unnatürlichkeiten — im eigentlichen Sinne Perversitäten — sich festgesetzt haben, einen jammern müssen.

In meiner Familie herrschte noch ein verhältnismäßig natürlicher Ton in Behandlung des Geschlechtlichen. Der Verkehr zwischen Brüdern und Schwestern war unbefangen; wir wurden wenigstens nicht durch Erziehung und „Religion" dazu veranlaßt, uns als Geschlechtswesen, als „nächste Gelegenheiten zur Sünde" zu betrachten. Obwohl der „Storch" auch bei uns zur Familie gehörte, so war seine Herrschaft doch nicht albern und vor allem nicht vergiftend. Den Tribut an die bösartige Verschrobenheit ultramontaner Sittlichkeit" zahlten aber auch wir in teils grotesken Formen.

Unser Kleidungsstück für die Nacht war der „Polter", d. h. ein unten geschlossenes Nachthemd, das uns wie ein Sack umschloß. So konnte man weder vom nackten Kinderkörper etwas sehen, noch ihn berühren. Auch wenn einer von uns allein im Badezimmer badete, durfte er nicht unbekleidet in die Wanne steigen; selbst Badehose genügte nicht; ein bis auf die Füße reichendes Badehemd mußte

übergestreift werden. Noch als erwachsener Mensch hätte ich es, infolge dieser Erziehung, für sündhaft oder doch ethisch für höchst bedenklich gehalten, auch für mich allein nackt zu baden oder meinen nackten Körper anzusehen.

Dies alles nenne ich verhältnismäßige Unbefangenheit, weil es in anderen Familien meiner Verwandtschaft meist schlimmer aussah; so schlimm, daß dort selbst Brüder und Schwestern nie, auch nicht beim Spiele, allein und ohne Aufsicht zusammen sein durften, weil darin eine Gefahr für Unschuld und Sittlichkeit erblickt wurde.

So groß die Schuld des Katholizismus, seines Beichtstuhles und seiner Moral an dieser unsittlichen „Sittlichkeit" auch ist, es wäre unrecht, die Schuld ihm allein aufzubürden. Ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Schuld trägt — leider muß es gesagt werden — das gesamte gegenwärtige Christentum aller Schattierungen, das in seinem nicht nur religiösen, sondern auch ethischen Abirren von Christi Lehre und Beispiel aus Natur Unnatur, aus gesunder Sinnlichkeit ungesunde Unsittlichkeit vielfach gemacht hat und noch fortwährend macht.

Der menschliche Leib mit seiner geschlechtlichen Verschiedenheit ist den Eiferern aller christlichen Konfessionen fast schon an sich ein Sündhaftes; von ihm und seinen Geschlechtsfunktionen zu sprechen, Kinder und junge Leute darüber aufzuklären, gilt als schlecht. Welche korrupte Vorstellungen von Gott und Natur, welche unlösbare Widersprüche liegen solchen Sittlichkeitsbegriffen doch zugrunde! Ehe, Familie und Kinder werden als etwas „Heiliges", als eine Gnade und Gabe Gottes gepriesen, was aber dazu führt, was Gott und Natur selbst als unumgängliche Eingangspforte vor die „Heiligtümer" gestellt haben, die Verschiedenheit der Geschlechter und ihr natürlicher Verkehr, zum Zwecke der Familiengründung und Kindererzeugung, gelten als Schimpfliches, als Unaussprechliches. Fast so weit wie der Zeit nach sind wir auch der Empfindung nach entfernt, nicht nur überhaupt von Christi Lehre, sondern zumal von der geschlechtlichen Natürlichkeit Christi. Daß es berechtigte, edle, heitere, lebensfrohe Sinnlichkeit und Geschlechtsbetätigung gibt, ist dem Bewußtsein der „christlichen" Massen, Führern wie Geführten, so gut wie entschwunden.

Fast bei keinem Punkte tritt das Unzusammenhängende, ja Brüchige der gegenwärtigen christlichen Weltanschauung so offensichtlich zutage wie bei Behandlung der Geschlechtsfragen und zumal des Zeugungsaktes. Besonders Lehre und Praxis des ultramontan-katholischen Christentums weisen hier schlimme Inkonsequenzen, unvereinbare Widersprüche auf. Gerade dasjenige Christentum, das die Welt im weitesten Sinne dieses Wortes umfassen will, — das ultramontan-katholische —, das Körper und Geist, Natur und Übernatur, ja Diesseits und Jenseits in einheitlicher Anschauung, unter Lösung der „Welträtsel", zu erklären beansprucht, müßte vor allem den Quellpunkt des Menschheitsdaseins und damit der „Welträtsel", die Zeugung, in den Einklang, den es in bezug auf alles hervorzurufen behauptet, einbeziehen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall.

Das Christentum — ich spreche zunächst vom ultramontan-katholischen Christentume, von dem in diesem Punkte das orthodox-evangelische sich allerdings nicht unterscheidet — lehrt, sogar als Dogma, daß in und mit dem Zeugungsakte Gott die Seele in das Gezeugte einschafft. Der Zeugungsakt des Mannes und Weibes ist somit die Veranlassung für einen Schöpferakt Gottes, d. h. für diejenige göttliche Tätigkeit, mit der sich an Größe und Macht nichts vergleichen läßt. Und zwar ist der Zeugungsakt die regelmäßige, ständige Veranlassung für das schöpferische Eingreifen Gottes. Im Zeugungsakte zwingt also gleichsam der Mensch Gott, seine höchste Tätigkeit mitwirkend zu entfalten. Ähnlich wie der Priester nach ultramontanem Dogma durch Aussprechen der Worte: „Dies ist mein Leib" und: „Dies ist mein Blut" Gott zwingt, Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi zu verwandeln, so zwingt das zeugende Menschenpaar Gott zur Schaffung der unsterblichen Seele. Also ist der Zeugungsakt ein Akt höchster Weihe, weil er sich begegnet mit dem höchsten Tätigkeitsakte des unendlichen Gottes selbst, ja weil Gott den Geschlechtsakt der Menschen durch sein Eingreifen ergänzt und vollendet. Es wäre also durchaus keine Übertreibung — und es wäre vor allem Konsequenz und Einheitlichkeit, wenn die ultramontan-christliche Weltanschauung, wie sie den Priester wegen seiner Gott in die Gestalten des Brotes und Weines herabzwingenden Gewalt ehrt und erhebt, auch den zeugenden Menschen ehrte und erhöbe, weil er Gottes Schöpferkraft in Tätigkeit setzt. Aber was sehen wir in Wirklichkeit? Das Christentum, das katholische so gut wie das orthodox-evangelische, ist angefüllt mit Verachtung des Geschlechtslebens; mit Schimpf und Schande bedeckt es vielfach das, worin Gottes Wirken sich in besonderer Weise betätigt.

Es fehlt eben diesem Christentume die Kraft, die Dinge zu sehen, wie sie sind, ja selbst die Kraft,

sie zu sehen, wie seine eigene offizielle Lehre sie hinstellt. Dort, wo das Christentum folgerichtig sein müßte, versagt es. Zum Schaden von Religion und Sittlichkeit, unter Versündigung an Gott und Natur stellt es sich gerade dort auf brüchigen Grund, wo Felsboden erforderlich ist.

So sind die Menschen, die aus diesem brüchigen Grunde herauswachsen, halbe Menschen; ihr Blick ist unstet, ihre Weltanschauung geknickt; nicht frei lassen sie das Auge ruhen auf Welt und Menschen, sie schämen sich dessen, was nach ihrer eigenen Theorie Göttliches in sich birgt. Die unter falschem Glauben, falscher Askese, falscher Sittlichkeit verschüttet liegenden Wege müssen wieder ausgegraben werden. Nicht, damit sie in geschlechtliche Zügel- und Schamlosigkeit münden, sondern damit das Menschengeschlecht in sittlicher Freiheit, Stärke und Freudigkeit einherwandle und die schimpfliche und verderbliche Scham über das Wie seines Ursprungs verliere.

Solche Gedanken hegte ich natürlich nicht in dem frühen Kindesalter, über das ich jetzt schreibe; sie tauchten erheblich später auf. Aber weil die erste Beichte meistens der Anlaß ist, daß das Geschlechtliche dem Kinde gleichsam offiziell und unter „religiöser" Gewandung („Beichtspiegel" und Fragen des Beichtvaters) erstmalig entgegentritt, war hier der Ort, allgemein grundsätzliche Stellung zu nehmen. Später wird sich Gelegenheit bieten, nochmals darauf zurückzukommen und zu zeigen, wie dies überspannte und im eigentlichen Sinne unnatürliche Christentum schädlich wirkt, indem es den von ihm beherrschten Menschen in seiner psychologisch-ethischen und allgemein kulturellen Entwicklung schwer beeinträchtigt.

Ich kehre zurück zur ersten Beichte.

Wie oft und mit wie schmerzlichem Empfinden habe ich später als Beichtvater die schlimmen Folgen der frühen Beichte, ihrer auf das Böse hinweisenden „Gewissenserforschung", ihres die Religion entleerenden Mechanismus, an Kindern wahrgenommen, und zwar in den verschiedensten Ländern (Holland, Belgien, England, Deutschland). Ein Beweis der gleichförmigen Verderblichkeit ultramontan-religiöser Erziehung und frühen Beichtzwanges.

Da kommen die sieben- und achtjährigen Knaben und Mädchen nnd leiern von ihren Zetteln verständnislos herunter alle möglichen und unmöglichen „Sünden" mit genauester Zahlenangabe: „ich bin 567 mal unandächtig gewesen; ich bin 214 mal ungehorsam gewesen; ich habe 122 mal in der Kirche gelacht; ich habe 435 mal gelogen; ich habe 249 mal andere gestoßen, geschlagen, an den Haaren gerauft; ich habe 84 mal genascht; ich habe 110 mal in der Schule vorgesagt; ich habe 96 mal Unkeuschheit getrieben" (wenn man nachforscht, erfährt man, daß es vielfach Nichtigkeiten waren, oder auch Befriedigung natürlicher Bedürfnisse); ja auch das Bekenntnis habe ich aus Kindermund gehört: „Ich habe so und so oft Ehebruch begangen". Kurz ein schier unendliches Gewirr, ein undurchdringliches Gestrüpp von Zahlen und „Sünden" erfüllt die Kinderseele und erstickt, fast mit Sicherheit, wirklich religiöse Regungen.

Mein Glück war, daß ich die erste Beichte einem nüchternen Alltagsmenschen ablegte, dem damaligen Pfarrer von Geldern, Brühl, der nicht mit Fragen in mich hineinbohrte, sondern die Sache möglichst kurz und geschäftsmäßig abmachte. So habe ich durch die ersten Beichten weniger Schaden gelitten. Später wurde es anders.

Ein Schaden stellte sich freilich auch bei mir ein — er ist überhaupt unausbleiblich —: der Priester verdrängt Gott. Der Gottes Versöhnung und Gottes Frieden suchende Mensch findet den Menschen und nicht seinen Gott und sucht dann allmählich auch nicht mehr Gott, sondern den Menschen. Der innerlichste und (wenn dieser Superlativ gestattet ist) der religöseste Vorgang, die Wiedervereinigung der Seele mit Gott, wird, wenn auch unter dem Schleier und dem Geheimnisse der „religiösen" Beichte, zu einer mit vielem Drum und Dran behängten äußerlichen Handlung, deren Mangel an wirklicher Innerlichkeit und Religion nicht verdeckt wird durch noch so viele Gebete und Reueformeln.

Diese Schädigung des religiösen Lebens war bei mir als Kind nicht in vollem Umfange vorhanden; aber sie setzt bei jedem Kinde mit der ersten Beichte ein und vollzieht ihr Zerstörungswerk mählich und mählich im Laufe der Jahre, mit Wiederholung der Beichten. Die erste Beichte gebiert den still arbeitenden Holzwurm.

Dazu kommt ein Weiteres. Das oben mitgeteilte Kirchengebot des Laterankonzils verlangt die jährliche einmalige Beichte. Die ultramontane Praxis, in ihrem Bestreben nach Seelenherrschaft, befördert die häufige Beichte. Was weiß das sechs- und siebenjährige Kind vom Laterankozil und seiner Vorschrift? Für das Kind ist Vorschrift, Gesetz, Pflicht, was Eltern, Erzieher, Geistliche ihm sagen, und sie alle sagen ihm von der häufigen Beichte. Mindestens alle sechs Wochen nach der ersten Beichte wiederholt sich für das Kind die Beichte bis zu seiner ersten Kommunion, also ge-

wöhnlich bis ins 13. oder 14. Lebensjahr. Nach der ersten Kommunion werden für den Knaben und das Mädchen die Beichten noch häufiger; scharfe Überwachung mit Verweisen und Strafen sorgen dafür. So kommt der fromme ultramontane Katholik allmählich dazu, wöchentlich zu beichten, und Tausende begnügen sich nicht einmal damit, sondern suchen den Beichtstuhl täglich auf. Dadurch erhält der Priester eine Macht über den Einzelnen und die Familien, die in ihrer Gewalt ohne Gleichen und in ihrem Umfange allumfassend ist. Denn die ultramontanisierte Beichte ist längst nicht mehr bloßes Sündenbekenntnis, sondern sie bedeutet den bestimmenden Eingriff in alle privaten und öffentlichen Verhältnisse der Beichtenden. Vom Beichtstuhle aus leitet Rom Seele und Leib, Familie und Gesellschaft der ihm Anhangenden.

* * *

Meine übrige Entwicklung war in diesen ersten Jahren eine durchaus normale. Ich war ein heiteres, gutartiges, intelligentes Kind; die Freude meiner Eltern und Anderer. Ernste Schwierigkeit gab es weder bei der Erziehung noch beim Unterrichte, der die Elementarfächer umfaßte und in gediegener Weise von Hausgeistlichen, Hauslehrern und Gouvernanten erteilt wurde. Mit meinen zahlreichen Geschwistern verband mich ein inniges Verhältnis.

Nur ein dunkler Punkt taucht aus damaliger Zeit in meiner Erinnerung auf: ein Hauslehrer, Zögling eines katholischen Lehrerseminars, verging sich unsittlich an mir unter dem Vorwande, mir, dem Kinde, behilflich sein zu wollen bei Verrichtung natürlicher Bedürfnisse. Harmlos und unwissend erzählte ich es meiner Mutter. Am nächsten Morgen schon verließ der Übeltäter das Haus. Schädlichen Eindruck auf mich machte das Vorkommnis nicht; erst später erkannte ich die Gefahr, die mir damals gedroht hatte. Ganz rein war die Luft in meinem Elternhause; ganz rein war auch mein Kindergemüt. Deß zum Zeugnisse habe ich den Vorgang erwähnt.

Unsere Erziehung war, abgesehen von ihrer religiösen Grundlage, aufgebaut auf absolutem A u t o r i t ä t s g l a u b e n, gesteigert bis zum Verstandesgehorsam. Zweifel, Bedenken, geschweige denn Kritik durfte es bei uns Kindern nicht geben.

Was unsere Eltern sagten, taten, war richtig, wahr, gut, und zwar weil sie es sagten und weil sie es taten. Die Antwort: „Darum" auf meine häufigen Fragen: „Warum?" liegt mir noch jetzt in den Ohren. Nun waren ja Worte und Handlungen meiner Eltern in der Tat wahr und gut; aber als Menschen waren auch sie dem Irrtume unterworfen, und unsere Wahrnehmung solcher Irrtümer in Verbindung mit dem Verlangen bedingungs- und kritikloser Unterwerfung rief schon damals in meiner Kinderseele häufig Unruhe hervor, aus der im Laufe der Jahre heftige innere und äußere Kämpfe entstanden.

Bei aller Vortrefflichkeit und Intelligenz meiner Eltern blieb ihnen wie so vielen anderen Eltern verschlossen, daß auch das kleine Kind schon Individuum ist, mit selbständigem Denken, selbständigem Empfinden, selbständigem Urteile; daß Erziehung, Berater und Wegweiser, nicht Abstempelungsmaschine sein, daß Pädagogik auf Entwicklung, nicht auf Drill aufgebaut sein soll. „Kinder haben keinen Willen" war pädagogischer Grundsatz in meinem Elternhause. Wie falsch der Grundsatz an sich ist und wie verderblich seine praktische Durchführung deshalb wirkt, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Ich erwähne dies, weil die starke Betonung des Autoritätsglaubens und des Verstandesgehorsams zweifellos zusammenhing mit der ultramontan-katholischen Gesamtanschauung meiner Eltern: blinde Unterwerfung des inneren und äußeren Menschen. Deshalb gehörten auch körperliche Strafmittel in ihr Erziehungssystem.

Lehrer und Erzieherinnen durften nicht schlagen. Solange wir ganz klein waren, strafte meine Mutter uns körperlich; später nahm mein Vater die Züchtigungshandlung vor. Sie war stets mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben; niemals fand sie unmittelbar nach dem Vergehen, häufig erst am folgenden Tage statt. Meine Mutter war stets gegenwärtig. Alles an der Strafe war mehr auf moralischen Eindruck, als auf körperlichen Schmerz berechnet. Das Bibelwort vom Vater, der sein Kind züchtigt, weil er es liebt, war meistens der Schluß der Handlung. Wenn ich zurückdenke an die Exekutionen, die übrigens nichts von Rohem und Gewalttätigem an sich trugen, so erkenne ich ihre gänzliche Erfolglosigkeit. Wirklich erziehlichen Wert haben Schläge, trotz Bibel, nicht.

* * *

Im Erziehungssystem meines Elternhauses fehlte so gut wie ganz die E r z i e h u n g z u r K u n s t. Ich gehe auf den Mangel ein, weil er für das ultramontan-katholische Erziehungswesen überhaupt charakteristisch ist.

Wie vor allem Freien und Freiheitlichen, so hat der Ultramontanismus ganz besonders vor der

Kunst instinktive Scheu. Er kennt nur eine kirchlich abgestempelte Kunst, d. h. Literatur, Plastik, Malerei und selbst Musik müssen sich in den Grenzen halten, welche kirchliches Dogma und kirchliche Moral gezogen haben. Freies Menschentum und seine Entfaltung in Wort, Schrift oder Bild sind in ultramontan-katholischer „Kunst" verpönt. Deshalb hat auch das Lebenselement der Kunst, die Schönheit, sich ultramontane Zurechtstutzung gefallen zu lassen. Allen diesen Hemmungen — recht eigentlich Kastrierungen — von Kunst und Schönheit liegt die ins Unnatürliche gesteigerte Furcht vor Unsittlichkeit zugrunde. Sinnlichkeit im Sinne von Lüsternheit ist der Popanz, den der Ultramontanismus vor jedes frei geschaffene, in Farbe und Formen, in Worten und Tönen sich ausgestaltende Kunstwerk stellt. Für ihn ist der nackte menschliche, zumal weibliche Körper, der doch den Höhepunkt von Kunst und Schönheit darstellt, ein Sündhaftes. Ultramontan-katholische Erziehung gestattet höchstens, Gesicht oder Hände schön zu finden. Wer von dem schönen Bein, dem schönen Busen, der schönen Rückenlinie eines Weibes spricht, wer bei Bildern und Statuen sich daran ergötzt, wer menschliche Liebe in ihrer verzehrenden Leidenschaftlichkeit schildert oder an ihrer Darstellung sich erfreut, gilt für schlecht. Es ist die wahrhaft fluchwürdige ultramontan-katholische „Moral" (übrigens wesensverwandt mit der der „evangelischen" Orthodoxie), die aus Gottes schöner Natur Unnatur und Laster macht, die schließlich so weit kommt, daß sie als „erbauliche" und nachahmenswerte Züge aus dem Leben ihrer „Heiligen" erzählt: dieser „Heilige" habe schon als Säugling seine Liebe zur Keuschheit dadurch bewiesen, daß er nicht an der Brust seiner Mutter trinken, jener „Heilige" dadurch, daß er als Jüngling seine Mutter nicht anschauen wollte.

Bei solchen Anschauungen ist Erziehung zur Kunst in Theorie und Praxis unmöglich. Erst nach meinem Bruche mit dem Ultramontanismus, also erst in meinem 40. Jahre, habe ich gelernt und gewagt, Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen zu bewundern und in mich aufzunehmen.

Was tut der ultramontane Katholik in Museen und Kunstausstellungen? An höchsten Kunstoffenbarungen, an Schöpfungen Michel Angelos, Tizians, Correggios, Raffaels usw. drückt er sich scheu vorbei; denn er wagt nicht, der strahlenden Schönheit eines nackten Frauenkörpers ins Auge zu sehen. Freude an der Schönheit als solcher kennt er, dank der ihm eingeimpften, stets die geschlechtliche Begierde in den Vordergrund schiebenden, vor ihr warnenden Moral, nicht.

Kunstwanderungen eines ultramontan Erzogenen vollziehen sich nicht auf Höhensteigen, wo helle Luft weht und weite Fernsichten sich dehnen. Das scheue Vorbeischleichen an dem rein menschlich Schönen, die Furcht vor dem Nackten weist ihnen die Richtung in die Niederung und in die Enge, läßt sie erscheinen als ein „Wandeln auf verbotenen Wegen".

Wir Kinder waren mit unseren Eltern oft in Gemäldegalerien, aber niemals gaben wir uns unbehindertem, freiem Genusse hin; „gefährliche" Bilder und Statuen an allen Ecken und Enden hinderten uns daran. Vor der Mediceischen Venus oder vor ähnlichen Kunstwerken stehen zu bleiben, wäre unsittlich gewesen.

Auch von der Schönheit der Literatur bekamen wir nichts zu sehen. Niemals lag ein Klassiker auf unserm Weihnachts- oder Namenstagstisch (in katholischen Familien wird nicht der Geburts-, sondern der Namenstag gefeiert); niemals wurde uns aus einem solchen vorgelesen. Obwohl Köln und Düsseldorf in der Nähe waren und obwohl wir sehr häufig dorthin kamen, blieben Theater und Oper für uns unbekannte Dinge.

* * *

Am Schlusse meiner frühesten Kinderzeit steht der Eintritt meiner ältesten Schwester Luise ins Kloster. Dies Geschehnis hat in seinen Folgen verhängnisvoll bestimmend in mein Leben eingegriffen,

Meine beiden Schwestern, Luise und Antonia († im März 1875 als Gräfin Schmising-Kerssenbrock), wurden von meinen Eltern sehr frühzeitig der Erziehungsanstalt der Dames de St. André zu Tournai in Belgien übergeben. Nach Abschluß der Erziehung nahm Luise dort mit 17 Jahren den Nonnenschleier. Sie starb nach 35jährigem Ordensleben im Jahre 1894. Ihr Beispiel, ihre Briefe und ihr Wort (bei den fast alljährlichen Besuchen bei ihr) haben in den Jahren, wo der Gedanke der Weltflucht in mir emporwuchs, mächtig auf mich eingewirkt. Ohne meine Nonnenschwester Luise (andere Faktoren, die mitwirkten, erwähne ich später) hätte ich den Schritt über die Schwelle des Noviziatshauses zu Exaeten wohl nie getan.

Drittes Kapitel.

Feldkirch
(1861—1869).

Einleitung. Äußeres. Inneres (Unterrichts- und Erziehungssystem des Jesuitenordens). Persönliche Erfahrungen.

Einleitung.

Eine gewaltige Veränderung vollzog sich für mich im Oktober 1861.

Meine Eltern schickten mich in die jesuitische Unterrichts- und Erziehungsanstalt „Stella matutina“ („Morgenstern“) zu Feldkirch in Vorarlberg. Zwei meiner Brüder, Adrian († 1864) und Wilhelm (der jetzige Majoratsherr), waren schon im Herbst 1860 dorthin gekommen.

Bis zur heutigen Stunde ist das in Österreich gelegene Feldkirch die Erziehungsanstalt für den katholischen Adel Deutschlands. Es ist nicht ein ausschließlich adeliges Institut, wie es deren manche gibt; die Mehrzahl der Feldkircher Zöglinge sind sogar Nicht-Adelige; aber fast alle und zumal die hervorragenderen katholischen Adelsfamilien Deutschlands lassen ihre Söhne in Feldkirch erziehen.

Aus der Fülle der Namen nur einige: Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode (aus den katholischen Zweigen dieser Familie), Loe, Wolff-Metternich, Galen, Droste-Vischering, Merveldt, Hatzfeldt, Praschma, Matuschka, Ballestrem, Fürstenberg, Ketteler, Preysing, Frankenstein, Quadt, Solms (aus dem katholischen Zweige), Löwenstein, Bodmann, Landsberg, Twickel, Wolfegg, Arco, Weichs, Salm-Salm, Hoensbroech, Nesselrode, Spee, Waldburg-Zeil, Leiningen, Thurn und Taxis, Isenburg, Strachwitz, Schaffgotsch, Schall-Riaucour, Saurma, Chamaré, Oppersdorff, Degenfeld, Korff-Schmising, Schmising-Kerssenbrock, Hompesch, Gemmingen, Türkheim, Dalwigk, Berlichingen (aus dem katholischen Zweige) und viele andere.

* * *

Eine der bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten gerade des deutschen Ultramontanismus ist, daß er die Jugend (Knaben und Mädchen) der ihm anhangenden besseren, wohlhabenden Stände in religiösen, von internationalen Ordensgenossenschaften geleiteten Erziehungsanstalten des Auslandes (Belgien, Holland, Frankreich, England) erziehen und unterrichten läßt.

Die Tatsache, breit und groß dastehend, findet leider in der Öffentlichkeit nicht die genügende Beachtung, obwohl sie politisch-national, volkswirtschaftlich, religiös, pädagogisch, wissenschaftlich und allgemein kulturell von höchster Bedeutung ist und den Schlüssel bildet für viele Erscheinungen innerhalb des katholisch-ultramontanen Lebens.

Tausende von deutschen Kindern werden seit Jahrzehnten alljährlich über die vaterländische Grenze geschickt, um für teueres Geld in starr ultramontanen Grundsätzen von Nicht-Deutschen unterrichtet und erzogen zu werden. Nach sechs, sieben Jahren kehren sie wieder als durch und durch bigotte, abergläubische Menschen, erfüllt mit schroffster Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Zugleich haben sie in der jahrelang währenden fremdländischen Umgebung schweren Verlust erlitten an nationaler Gesinnung. Die für den Ultramontanismus typische Internationalität ist ihnen eingeimpft. Wissenschaftlich ist ihre im Auslande von Nonnen, Priestern und Mönchen erhaltene Bildung, verglichen mit der deutschen, eine Halbbildung unzureichendster Art.

Das Übel, das ich hier erwähne, ist ein wahrhaft verheerendes. In den führenden Blättern des deutschen Ultramontanismus (Kölnische Volkszeitung, Germania, Schlesische Volkszeitung, Tremonia, Niederrheinische Volkszeitung, Echo der Gegenwart usw.) sind regelmäßig vor Beginn jedes neuen Vierteljahres ganze Spalten des Anzeigeteiles gefüllt mit Anzeigen belgischer, holländischer, englischer, französischer, österreichischer, ja selbst italienischer und spanischer klösterlicher Erziehungsanstalten, und Hunderte deutscher katholischer Familien, zumal der preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Schlesien, dann Bayerns, Badens, Württembergs folgen bereitwillig den Aufforderungen, indem sie ihre Mädchen und Knaben für lange Jahre dem Auslande übergeben und heimischer Sitte und Art entziehen.

Der Ultramontanismus weiß sehr gut, was er damit erreicht.

Zunächst sind diese Erziehungsanstalten Pflanzschulen für die geistlichen Orden. Ein großer Teil der in ihnen erzogenen jungen Leute beiderlei Geschlechtes wird infolge der Erziehung Priester, Mönche, Nonnen. Ferner gewinnt der Ultra-

montanismus durch solche Erziehungsart eine gleichartige Masse von Menschen, die, in die Familie zurückgekehrt und später selbst Familienväter und Familienmütter geworden, den ultramontanen Geist stützen und ausbreiten. Alle die vielen Tausende deutscher Jünglinge und Mädchen, die im Laufe der Zeit in den Klöstern Belgiens, Hollands, Frankreichs, Englands erzogen worden sind, sind echte Ultramontane, d. h. Männer und Frauen, für die Rom an erster, das deutsche Vaterland an zweiter Stelle steht. Das ist nun einmal so, und kein Einspruch, keine Klage der Betreffenden über „Verleumdung" hilft darüber hinweg: die echt Ultramontanen, Mann oder Frau, sie mögen sich als noch so gute Deutsche fühlen, sie mögen noch so gute Patrioten sein wollen, sind es in Wirklichkeit nicht. Denn die ultramontane Lehre von der Überordnung der Kirche über den Staat, von dem absoluten und umfassenden Gehorsam gegen den Papst, läßt ein ungebrochenes, völlig aufrechtes und selbständiges Nationalgefühl nicht aufkommen. Ultramontaner Patriotismus ist, so hart es klingt, Patriotismus auf Widerruf: die Stimme Roms übertönt, wenn sie autoritativ erschallt, stets die des Vaterlandes.

Das ist die erste Hauptwirkung der Erziehung in ausländischen klösterlichen Anstalten; eine zweite berührt das kulturelle Gebiet.

Die „Kultur" des Ultramontanismus nimmt Besitz von der seinen Bildungsstätten übergebenen Jugend. Zu dieser „Kultur" gehört vor allem, gleichsam als ihr Untergrund, die Unfreiheit des Geistes, die Gebundenheit des Gedankens. Freien Geistesflug verträgt der Ultramontanismus nicht; so werden denn die jungen Schwingen kräftig beschnitten und das Bleigewicht der kirchlichen Autorität wird ihnen angehängt. Nicht selbständig denken, ist die Losung! Damit ist die Richtung gegeben, in der sich die Persönlichkeit — ganz besondere Zufälle und Umstände ausgenommen — fast mit Notwendigkeit weiter entwickelt; eine Richtung, die Pius X. in seiner Enzyklika vom 11. Februar 1906 in die Worte festgelegt hat: „Was die Menge betrifft, so hat sie keine andere Pflicht, als sich führen zu lassen und als gelehrige Herde ihren Hirten zu folgen."

Auf dieser geistigen Unfreiheit wird die „Kultur" in den jungen Gemütern aufgebaut. Von den Schätzen unserer nationalen Literatur erhalten die Insassen der ausländischen Klosteranstalten, auch wenn sie von „deutschen" Ordensgenossenschaften geleitet werden, keine oder nur eine entstellte Kenntnis. Dafür nimmt die „gute" katholisch-ultramontane Literatur breitesten Raum ein. Die deutschen Taten auf den Schlachtfeldern, die zur Gründung des neuen deutschen Reiches führten, werden, um wenig zu sagen, nicht in dem allein richtigen Lichte nationaler Erhebung und Größe dargestellt. Den Geschichtsunterricht über diese und ähnliche Epochen in den so zahlreich von deutschen katholischen Kindern besuchten französischen Erziehungsanstalten in Brüssel, Namur, Tournai, Paris, Angers male man sich selbst aus.

Dabei tragen alle diese ultramontanen Erziehungsanstalten internationalen Charakter. Lehrer und Schüler stellen ein Völker- und Sprachengemisch dar. Wie kann da Nationalitätsgefühl aufkommen? Und wo es vielleicht von Hause aus vorhanden ist, wird es, weitaus in den meisten Fällen, vernichtet oder leidet schweren Schaden.

Auch der eigentlich wissenschaftliche Unterricht ist, wie schon eben hervorgehoben, durchaus ungenügend und in keiner Weise deutschen Anforderungen entsprechend. Das gilt besonders von den klösterlichen Erziehungsanstalten für Mädchen. Bei Knaben, die später für Ergreifung eines Berufes Prüfungen auf deutschen Gymnasien usw. sich unterziehen müssen, liegt die Sache, eben wegen dieses äußeren Zwanges, etwas weniger ungünstig; für sie hat man in den ausländischen ultramontanen Anstalten angefangen (lange ist es noch nicht her), sich den deutschen Unterrichtsplänen anzupassen. Aber in den von Nonnen geleiteten ausländischen Mädchenpensionaten sieht es in bezug auf den wissenschaftlichen Unterricht noch bis zur heutigen Stunde bejammernswert schlimm aus. Da unterrichten Nonnen, die selbst jeder wissenschaftlichen Vorbildung bar sind. Die jungen Damen, die aus solchen Händen in ihre deutschen Familien zurückkehren, parlieren französisch oder englisch; sie sind gedrillt in den verschiedensten und unglaublichsten Frömmigkeitsübungen, ihre ohnehin phantasievollen Köpfe und Herzen stecken voll von extravaganten und extremen Ideen über Religion, Kirche, Protestantismus, Ketzer, aber von wissenschaftlicher Bildung ist so gut wie nichts vorhanden. An meinen eigenen Schwestern habe ich das beobachten können, die, wie schon erwähnt, in einem französisch-belgischen Musterpensionate erzogen wurden.

Das Übel, das ich hier als Ein- und Überleitung zu meiner eigenen Erziehung und Bildung

in einer ausländischen religiösen Anstalt kurz skizziere, läßt auf die Psyche der deutschen Ultramontanen ein helles Licht fallen.

Man empfindet in diesen Kreisen gar nicht, welches Armutszeugnis der eigenen nationalen Gesinnung dadurch ausgestellt wird, daß man seine Kinder zur Erziehung ins Ausland schickt. Deutsche Bildung und Erziehung gilt, gegenüber der klösterlich-ausländischen Erziehung, als minderwertig. Es kommt solchen Vätern und Müttern überhaupt nicht in den Sinn, daß heimische deutsche Erziehung ein ethisch-wertvolles Gut ist. Die Internationalität des Ultramontanismus, die gerade in internationalen Klöstern aufs engste mit Antinationalität verbunden ist, hat in überaus zahlreichen deutschen Familien die Oberherrschaft erlangt, und das, obwohl diese Familien mit ihren Wurzeln teilweise seit Jahrhunderten im deutschen Boden haften.

Auch meine Eltern litten an dieser ultramontanen Krankheit; und so wanderten, wie meine Schwestern in ein Kloster in Belgien, wir Knaben schon im zarten Alter in die Jesuitenanstalt zu Feldkirch.

I. Äußeres.

Obwohl Feldkirch in Österreich liegt, gehört es doch nicht zur österreichischen, sondern zur „deutschen Provinz" des Jesuitenordens.

Bis zur Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland, im Jahre 1872, war die „Stella matutina" zu Feldkirch die einzige Erziehungsanstalt, welche die „deutsche Ordensprovinz" in Europa besaß; nach der Ausweisung kam eine weitere hinzu: Ordrupshoj bei Kopenhagen. In ihren überseeischen „Missionen" (Nordamerika, Brasilien, Indien) unterhält die „deutsche Provinz" schon lange eine Reihe großer Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

Als ich nach Feldkirch kam, und während der ganzen Zeit meines achtjährigen Aufenthaltes, war das dortige österreichische Staatsgymnasium in den Händen der Jesuiten; sie gaben in allen acht Klassen den Gymnasialunterricht. Später wurde eine Reihe von Jahren hindurch das Gymnasium ihnen genommen. Dafür richteten sie im „Pensionat" — das ist die offizielle Bezeichnung für die Erziehungsanstalt „Stella matutina" — Gymnasialklassen ein, die teils auf österreichische, teils auf preußische Schulverhältnisse (wegen der großen Anzahl preußischer und norddeutscher Zöglinge) zugeschnitten waren. Jetzt steht schon seit geraumer Zeit auch das Feldkircher Staatsgymnasium wieder unter jesuitischer Leitung.

Die „Stella matutina" bestand aus zwei völlig getrennten Abteilungen, deren Insassen nur in den Unterrichtsstunden zusammenkamen. Sie hießen: das erste Pensionat mit höherem Pensionspreise und entsprechend besserer Lebenshaltung und das zweite Pensionat. In beiden Pensionaten waren zu meiner Zeit gegen 400 Zöglinge.

Nach Alter und Größe wurden die Zöglinge in „Divisionen" eingeteilt; das erste Pensionat bestand damals aus drei, das zweite Pensionat aus zwei „Divisionen"; die Kleinsten waren in der dritten, die Mittleren in der zweiten, die Größten in der ersten „Division". Ein Verkehr zwischen den „Divisionen" fand nur mit Erlaubnis des „Divisionspräfekten" statt; jede Division hatte zwei solcher „Präfekten". Auch leibliche Brüder, die in verschiedenen „Divisionen" waren, durften nur nach eingeholter Erlaubnis miteinander sprechen.

Den Grundstock der Gebäulichkeiten bildete eine alte Kaiserjäger-Kaserne, an die ein Flügel angebaut worden war. Die tosenden Wasser der Ill bespülten die eine Seite des langgestreckten Baues; die andere lag nach dem Städtchen zu, im Angesicht des uralten, trotzig auf einem Felsen emporragenden gräflich Monfortschen Schlosses, der „Schattenburg". Jetzt ist die „Stella matutina" bedeutend vergrößert; über die Ill hinüber hat sie sich ausgedehnt und zählt an Zöglingen wohl das Doppelte gegen früher.

Die einzelnen „Divisionen" hatten ihre eigenen Schlaf-, Studien- und Spielsäle; nur der Eßsaal, das „Refektorium", war gemeinschaftlich. Alle Räumlichkeiten waren ausnahmslos hell und luftig, aber von größter Einfachheit. Als Schlafstätte diente jedem in den gemeinsamen Schlafsälen ein Alkoven, d. h. ein oben offener, nach drei Seiten mit Holzwänden und nach vorne, zum Gange hin, mit einem Vorhange abgeschlossener Verschlag, der eben Raum bot für eine schmale Bettstelle und einen kleinen Waschtisch mit Schubfächern, welche die allernötigste Wäsche bargen. Die übrigen Wäschestücke, Kleider und Schuhe wurden in der „Lingerie"[1], die unter der Obhut

[1] Einzelne Benennungen in der „Stella matutina" waren französisch; so „Lingerie" (Wäschezimmer) und „Infirmerie" (Krankenzimmer). Es lag dem keine besondere Absicht zugrunde, sondern rührte daher, daß das Feldkircher „Pensionat" die Fortsetzung des bis zur Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz in Freiburg (französische Schweiz) bestandenen „Pensionates" bildete, in welchem die Umgangssprache das Französische gewesen war.

eines Laienbruders stand, aufbewahrt. In jedem Schlafsaale schliefen mehrere „Präfekten", d. h. Aufsicht führende Jesuiten-Scholastiker; sie hatten gleiche Alkoven wie die Zöglinge.

Die Nahrung war reichlich und gut. Morgens beliebig viele Tassen Kaffee (von uns, sehr euphemistisch, „Mokka" genannt) mit schmackhaftem Brot in Fülle; an höheren Festtagen ausgezeichnete Butter dazu. Das „zweite Frühstück" bestand aus einem großen Stücke Brot; Mittags gab es Suppe, zwei Fleischspeisen (gekochtes und gebratenes Fleisch) mit Gemüse, Salat und Kartoffeln; um 4 Uhr wiederum ein großes Stück „Vier-Uhr-Brot", zu dem man sich, wenn die Taschengeld-Verhältnisse es gestatteten, beim „Questor" Schokolade oder Obst als Zugabe kaufen konnte; im Winter, nach den Dienstags- und Donnerstagsspaziergängen, wurde im „Refektorium" Kaffee getrunken; Abends: Suppe und eine warme Fleisch- oder Mehlspeise mit Beilage. Regelmäßiges Tischgetränk war leichtes Bier; an Festtagen, aber nur Mittags, roter oder weißer Landwein. Ganz hohe Feiertage wurden durch ein besonders feierliches und umfangreiches Essen ausgezeichnet, bei dem die Patres: Obere, Präfekten und Professoren mittafelten und die Hauskapelle der Zöglinge, die sogenannte „Blechmusik", spielte. Der feierliche Einzug der Patres ins „Refektorium", mit dem Pater Rektor an der Spitze, wurde (es war das ständige, offizielle Begrüßung) mit ohrenbetäubendem Händeklatschen begleitet. Solche Festessen führten den derben Namen „Drei-Teller-Fraß", von der Anzahl der dabei für den Einzelnen zur Verwendung kommenden Teller.

Für gewöhnlich war während des Essens das Sprechen nicht erlaubt. Zwei Zöglinge aus der ersten „Division", die den Titel „Leser" führten, lasen von einem Katheder herab vor: geschichtliche, belletristische oder auch Reiseliteratur. An Sonn- und Festtagen wurde bei der Mittagsmahlzeit gesprochen; beim Frühstück und Abendessen nur äußerst selten. Die Spracherlaubnis, die nach dem Tischgebet durch ein Glockenzeichen gegeben wurde, hieß „Deo gratias" (Gott sei Dank). Die Bezeichnung stammt aus den Klöstern, in denen der Obere durch ein laut gesprochenes „Deo gratias" den Beginn der Unterhaltung ankündigt. „Heute ist ‚Deo gratias'" war für uns Zöglinge stets eine sehr erfreuliche Kunde.

Die Aufsicht bei Tische führten, von drei Kathedern herab, der Pater „Generalpräfekt" und zwei Unterpräfekten. In den Studiensälen beaufsichtigten die ersten „Divisionspräfekten"; die zweiten „Divisionspräfekten" und andere „Präfekten" hatten die Überwachung auf den Gängen und Treppen.

Nur während der Erholungszeiten, „Rekreation" genannt, war das Sprechen gestattet; sonst herrschte im ganzen Hause Silentium, auch auf den Spielplätzen, sobald das zweite Glockenzeichen den Schluß der „Rekreation" anzeigte.

Gingen die „Divisionen" als Ganzes durch das Haus (in die Kapelle, zu den Mahlzeiten, in die Studien- und Schlafsäle) oder vom Pensionsgebäude ins Gymnasium, so wurde in „Reihen" gegangen, d. h. zwei für ein halbes Jahr als „Reihenführer" bestimmte Zöglinge gingen voraus, die übrigen folgten zu je zwei und zwei.

Wer den Pater Rektor, den „Generalpräfekten", den Klassenlehrer, den Beichtvater oder sonst einen Pater sprechen wollte, mußte einen „Zettel" schreiben, der den Wunsch enthielt. Die Zettel wurden vom „Pförtner" jeder „Division" zu bestimmter Zeit eingesammelt und den betreffenden Patres übermittelt, die dann während des „Abendstudiums" (zwischen 5 und 7 Uhr) die einzelnen Zöglinge zu sich riefen.

Oberer der ganzen Anstalt (Jesuiten und Zöglinge) war der Pater Rektor. Die besondere Aufsicht über die Zöglinge, aber unter dem Pater Rektor stehend, hatte der Pater „Generalpräfekt". Die Studien der Zöglinge, also das Gymnasialwesen, leitete gleichfalls unter Oberaufsicht des Pater Rektors der „Studienpräfekt". Träger dieser drei wichtigen Ämter waren stets ältere Ordenspriester, welche die „letzten" Ordensgelübde (sei es als „Koadjutoren" oder als „Professen") abgelegt hatten. Mit und unter ihnen war eine Anzahl von jüngeren Ordensmitgliedern, „Scholastikern", tätig. Den Ordenssatzungen gemäß hatten sie nur Anspruch auf die Benennung „Frater" („Bruder"); aber aus Autoritätsrücksichten mußten die Zöglinge sie mit „Pater" („Vater") anreden. Die Patres, welche mit Erziehung und Beaufsichtigung der Zöglinge beschäftigt waren, hießen „Präfekten"; die „Patres", welche den Gymnasialunterricht erteilten, wurden „Magistri" genannt. Die häuslichen Verrichtungen besorgten Laienbrüder des Ordens, unterstützt von nicht zum Orden gehörigen, aber unter strenger Aufsicht der Patres stehenden „Knechten". Weibliche Wesen beherbergte die „Stella matutina" nicht; auch Küche, Krankenpflege und Wäsche waren in Händen von Laienbrüdern und Knechten.

An den Nachmittagen der Dienstage und

Donnerstage fiel der Schulunterricht aus. Dafür machten die „Divisionen", jede mit ihren „Präfekten", Spaziergänge, bei denen in dreigliedrigen Reihen gegangen werden mußte, bis der „Präfekt" mit einer Handglocke, die er stets in der Tasche mit sich führte, das Zeichen zur Auflösung der geschlossenen Reihen gab.

Im Sommer fanden alle 14 Tage große Tagesausflüge, „Exkursionen" genannt, statt, die zum Ziele irgend eine Bergspitze hatten. Schon um drei oder vier Uhr früh brach man auf, und erst gegen sieben oder acht Uhr abends kehrte man heim. Mundvorrat (Brot, Eier, Würste und eine Feldflasche mit Himbeersaft) nahm jeder mit sich. Außerdem wurde durch Träger nach einer vorher bestimmten Alp, dem „Lagerplatz", weiterer Proviant gebracht; dort wurde Kaffee gekocht, zu dem die Sennereien Milch lieferten. Nach der Rückkehr versammelten sich alle „Divisionen" auf dem Spielplatz des „Pensionats", und vor dem Standbilde der Madonna ertönte unter Begleitung des Musikkorps der Zöglinge, der „Blechmusik", das O sanctissima. Ein eindrucksvolles Schauspiel, dem jedesmal viele Bewohner von Feldkirch als Zuschauer beiwohnten.

Die „Exkursionen" in die schöne Bergwelt Vorarlbergs boten reichen Genuß. Allein ohne Frage waren die oft zehnstündigen Wanderungen eine Überanstrengung, besonders für die Kleinen. Die ersten, den „Exkursionen" folgenden Tage gingen denn auch, wegen Übermüdung, für Studium und Unterricht so gut wie verloren. Auch waren nicht unerhebliche Gefahren mit den Bergbesteigungen verbunden. Gipfel wurden bestiegen (ich nenne die „Drei Schwestern", die „Gallina"), die für so jugendliche Bergsteiger (es waren Kinder von zehn Jahren dabei) entschieden nicht geeignet waren, zumal bei der ungenügenden Überwachung. Je zwei oder selbst vier „Präfekten" waren für eine Schar von 30—40 Knaben ein völlig unzureichender Schutz.

Gleich im ersten Jahre meines Dortseins hätte ich die Besteigung der „Drei Schwestern" fast mit dem Leben gebüßt. An einer besonders wilden und steilen Stelle erfaßte mich — ich war erst zehn Jahre alt — Schwindel, ich verlor den Halt und begann den in einen Abgrund mündenden steilen Hang hinunterzutaumeln. Glücklicherweise geriet ich noch vor dem eigentlichen Stürzen gegen einen Felsblock, an dem ich mich hielt, bis der hinzueilende damalige „Generalpräfekt", Pater Faller, mich an die Hand nahm und weiter führte, aber nicht etwa hinunter zum „Lagerplatz", sondern hinauf zur Spitze. Wenn ich mich recht erinnere, war es damals übrigens das letzte Mal, daß die „Drei Schwestern" bestiegen wurden. Ob wegen meines Unfalles, weiß ich nicht.

Oft habe ich mir die Frage vorgelegt, ob es nicht für mich ein Glück gewesen wäre, damals mein junges Leben im Steingeröll des wilden Samina-Tales beendigt zu haben. Noch eine Lebensrettung in späterer Zeit ließ mich die gleiche Schicksalsfrage stellen. Es gab Zeiten, wo ich die Frage unbedingt mit „Ja" beantwortet habe: jene Zeiten, in denen der Zusammenbruch meines alten Lebens sich in meinem Innern anbahnte und vollzog. Heute, und schon ein gutes Jahrzehnt früher, verneine ich die Frage ebenso unbedingt. Wer aufbaut und anderen Kulturerkenntnisse vermittelt, muß sich freuen, daß ein früher Tod an ihm vorübergegangen ist. Kommt, wie bei mir, das individuelle, private Glück, wie es Haus und Familie bieten, hinzu, ein Glück, das so lange vorenthalten, zeitweilig unmöglich war, dann ist energische Lebensbejahung Recht und Pflicht.

Später, nachdem ein Landhaus (offiziell „Villa" genannt) zum „Pensionat" hinzuerworben worden war, wurden die „Exkursionen" sehr eingeschränkt. Man verbrachte den größten Teil der freien Donnerstage auf der „Garina", so hieß die „Villa", wo für Bewegungsspiele ausreichender Raum vorhanden war.

Interessant waren auch die im Winter an den freien Nachmittagen stattfindenden Schlittenfahrten, meistens von einem nahe gelegenen Berge, dem „Älple", herunter. Jeder Zögling hatte seinen eigenen Schlitten. In langer Reihe ging es, oft zwei Stunden lang, bergauf, und dann in sausender Fahrt hinunter. Die zahlreichen „Marterln", an denen man vorüber kam, bewiesen, daß das Vergnügen seine Gefahren hatte; und während beim Bergsteigen, soviel ich weiß, kein größeres Unglück geschah, ereignete sich beim Schlittenfahren („Rodeln" würde man heute sportsmäßig sagen) eine Reihe von Unglücksfällen: Arm- und Beinbrüche. Nach meiner Zeit ist auch dieser Sport weggefallen; man beschränkte die Schlittenfahrten auf die sogenannten „Russischen Berge" im Spielhofe: hohe Holzgerüste mit schräger Bahn, die, mit Wasser begossen und dann mit Eis bedeckt, eine ganz annehmbare Schlittenfahrt ermöglichten; freilich nicht zu vergleichen mit der freien Bahn auf dem „Älple".

Die Tagesordnung, soweit ich sie — nach 48 Jahren! — noch in Erinnerung habe, war:
5 Uhr Aufstehen (für die Kleinen 1/26 Uhr);

nach dem Waschen und Anziehen (wofür 20 Minuten angesetzt waren) Morgengebet im Studiensaal, der kurzweg „Studium" hieß. Dann Studium bis zur Messe um 7 Uhr; während der Messe gemeinsamer Gesang teils deutscher, teils lateinischer Lieder. 7½ Uhr Frühstück und kurze „Rekreation", d. h. Erholung. Von 8—12 Uhr Klassenunterricht mit einviertelstündiger „Rekreation" um 10 Uhr, wobei das „zweite Frühstück" (ein Stück Brot) verzehrt wurde. Um 12 Uhr Mittagessen; von ½1—½2 Uhr „Rekreation". Von ½2—2 Uhr Studium. Von 2—4 Uhr Klassenunterricht. Von 4—¾5 Uhr „Rekreation" mit „4-Uhr-Brot". Von ¾5—7 Uhr Studium. Um 7 Uhr Abendessen. Darauf Abendgebet mit Gewissenserforschung in den Studiensälen. Nach dem Abendgebet Schlafengehen oder für die Größeren sogenanntes Freistudium bis ¾9 Uhr, das, je nach Belieben oder auch Vorschrift, zum Lesen von Unterhaltungsschriften aus der „Divisionsbibliothek" oder zum Studieren benutzt wurde. Um 9 Uhr mußten Alle im Bette liegen.

Nur einmal im Jahre gab es Ferien: vom 1. August bis 1. Oktober. Zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten war nur an den kirchlichen Festtagen frei. Wohl durch die weite Entfernung Feldkirchs vom Heimatsorte der meisten Zöglinge verboten sich häufigere und kürzere Ferien.

Neben dem in zwei Abteilungen (erstes und zweites Pensionat, s. oben) eingeteilten Internat bestand ein Externat. Die Externen wohnten in Privatquartieren des Städtchens. Mit den Internen kamen sie nur in den Unterrichtsstunden zusammen, wobei streng darauf gesehen wurde, daß kein eigentlicher Verkehr stattfand zwischen „Zöglingen" und „Externen". Der jesuitischen Leitung, ganz abgesehen von dem durch Jesuiten erteilten Unterrichte, unterstanden die Externen aber auch. Die Leitung hatte ihren Mittelpunkt in den auch für die Externen eingerichteten „marianischen Kongregationen" und in den jährlich für sie, wie für die Internen stattfindenden „Exerzitien".

Auch die „Stella matutina" war als jesuitische Erziehungsanstalt, entsprechend dem internationalen Charakter des Ordens, international, wenn auch die Mehrzahl der Zöglinge Deutsche und Deutsch-Österreicher waren. Schweizer, Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen, Amerikaner (aus Nord- und Südamerika), Spanier, Italiener, Belgier waren zahlreich in den verschiedenen „Divisionen" vertreten. Wichtiger als die Internationalität der Zöglinge war aber die internationale Mischung des Lehr- und Erziehungspersonals. Da sie einen Charakterzug der Anstalt bildet, paßt ihre Besprechung besser in den folgenden Abschnitt.

II. Inneres.

1. Das jesuitische Unterrichtssystem. 2. Das jesuitische Erziehungssystem.

Jesuitischer Unterricht und jesuitische Erziehung sind Ordensunterricht und Ordenserziehung, d. h. sie gehen aus dem Geiste des Ordens, aus seinen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen hervor. Ich muß also hier, wo ich, gelegentlich meiner Feldkircher Studienzeit, von jesuitischem Unterrichte und von jesuitischer Erziehung zu sprechen habe, aus dem zweiten Teile des Buches, in dem das Grundsätzliche und Systematische des Jesuitenordens zur Sprache kommt, etwas vorwegnehmen, indem ich auf das Ordenssystem, soweit es Unterricht und Erziehung betrifft, eingehe.

* * *

1. Das jesuitische Unterrichtssystem.

Viel des Lobes ist seit mehr als drei Jahrhunderten geschrieben worden über den jesuitischen Unterricht, von Baco von Verulam und Leibniz an bis herab zu Friedrich Paulsen.

Meine eigenen achtjährigen Erfahrungen als Feldkircher Zögling hindern mich, das Lob zu unterschreiben, und meine in vierzehnjähriger Zugehörigkeit zum Jesuitenorden erworbene Kenntnis des jesuitischen Unterrichtssystems zwingt mich zu dem Urteile: es ist schlecht.

Die Lobredner gehören zwei entgegengesetzten Klassen an: Solche, die sonst auf antijesuitischem Standpunkte stehen, also Gegner des Ordens; und eingeschworene Freunde. Beide loben das in die Augen Fallende, das Äußere, den Erfolg; das System, das Innere behandeln sie kaum. Die Gegner, weil sie zum Kerne des jesuitischen Systems überhaupt nicht vordringen. Die Freunde, teils weil auch sie in Unkenntnis an der Oberfläche haften, teils weil sie in bewußter Täuschung vom System ablenken, oder doch sein Wesen nicht an's Licht stellen. Zu letzteren gehören sämtliche über das jesuitische Unterrichtswesen schreibende Schriftsteller des Ordens.

Äußeren Erfolg hatten und haben die Jesuitenschulen ohne Zweifel in reichlicher Fülle. Wie alles, was der Orden nach außen hin und für die Menge betreibt, in kluger, auf Menschenkenntnis fußender Berechnung mit Glanz, Pomp

und Machtentfaltung betrieben wird, so, und zwar in besonderem Maße, auch sein Schulwesen.

Sprößlinge regierender Fürstenhäuser, des Adels und der wohlhabenden, einflußreichen Stände füllen bis heute seine Kollegien (Pensionate); seine Studiengebäude sind großartig, zum Teil prachtvoll; musikalische und theatralische Schaustellungen, zu denen die Spitzen der staatlichen und kirchlichen Behörden geladen werden; pomphafte Schüler-Umzüge sorgen dafür, daß die Vortrefflichkeit des jesuitischen Unterrichtswesens in der Leute Mund bleibt:

„Solche Akte [Schulakte] müssen — schreibt die jesuitische ‚Studienordnung' vor — unter außergewöhnlicher Feierlichkeit und möglichst zahlreicher Teilnahme der Unsrigen und auswärtiger Gelehrter und hochgestellter Männer abgehalten werden ... An dem bestimmten Tage [der Preisverteilung] sollen unter möglichst großem Gepränge und zahlreicher Beteiligung die Namen der Sieger öffentlich verkündet werden ... Dann überreiche man dem Sieger unter Beifallklatschen und den Klängen der Musik den Preis" (Regel 12 für den Studienpräfekten; Verordnungen für die Preisverteilung, Absatz 11. 12).

Ein Beispiel solcher vorgeschriebenen „außergewöhnlichen Feierlichkeit" bietet die Eröffnung des jesuitischen „Gymnasium majus" zu München im Jahre 1576:

In römischem Kostüm prunkend, führten die Studenten ein Schauspiel, Konstantin, auf, und vierzig von ihnen geleiteten nach beendeter Aufführung in eiserner Rüstung und hoch zu Roß den Imperator durch die Stadt, als er auf römischem Viergespann seinen Triumphzug durch die Straßen hielt (A. Kluckhohn, Die Jesuiten in Baiern: Sybels Histor. Zeitschrift. 1874, 31. Bd., S. 387).

Ähnliches Protzentum tritt uns aus jesuitischen Unterrichts- und Erziehungsanstalten ständig und aller Orten entgegen. Kelle (Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. München 1876, S. 144) teilt aus einem Kodex der Wiener Hofbibliothek (Nr. 8368, S. 19) mit, daß ein im Jahre 1654 von den Jesuiten in Wien aufgeführtes Theaterstück 4000 Gulden (in damaliger Zeit, kurz nach dem 30jährigen Kriege!) gekostet habe.

Daß solche Dinge bei Hoch und Niedrig „Erfolg" hatten, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden.

Auch den Erfolg können die Jesuiten aufweisen, daß ihre Schüler, was an humanistischer Bildung von der Zeit gefordert wird, im Großen und Ganzen sich aneignen. Das ist aber ein „Erfolg", der das mindeste darstellt, was überhaupt von einer Unterrichtsanstalt erwartet werden kann.

Als Ergebnis jesuitischer Unterrichtskunst schrumpft es vollends zusammen. Denn, wenn eine so große und so zielstrebig organisierte Körperschaft wie der Jesuitenorden, seit Jahrhunderten mit bedeutenden Mitteln an Geld und Personen, mit größtem Entgegenkommen vonseiten der Hauptstellen (Kirche, Staat, Familie), das Unterrichtswesen als eine seiner ersten Aufgaben bezeichnet und betreibt, dann müßte in diesem langen Zeitraume Großes, Erstaunliches von ihr hervorgebracht worden sein; diese Körperschaft mit ihrer mehrhundertjährigen Erfahrung und Übung müßte didaktisch und pädagogisch ein Pfadfinder geworden sein; Neues, Originales müßte unter ihrer Hand sich entwickelt haben. Davon findet sich nichts. Weder in seiner Entstehung noch in seiner Entwicklung bis heute ist auch nur ein Hauch schöpferischen Geistes im jesuitischen Unterrichtswesen zu verspüren.

Was andere vor und neben ihm auf dem Gebiete des Unterrichtes geschaffen, wird vom Jesuitenorden benutzt; aber nirgends ist er Anreger. Vom ersten Entstehen seiner „Art und Einrichtung der Studien" (Ratio atque Institutio studiorum Societatis Jesu) in den Jahren 1586—1591 unter dem Ordensgenerale Klaudius Aquaviva bis zu ihrer Neuherausgabe im Jahre 1832 unter dem Generale Johannes Roothaan ist der Jesuitenorden als Unterrichter nur Kopist und dazu noch schlechter Kopist gewesen und geblieben.

Seine „Studienordnung" ist den Studienordnungen der Universitäten zu Paris und Löwen, den Schulordnungen der im 16. Jahrhundert blühenden Schulen der „Brüder vom gemeinsamen Leben" zu Lüttich (den sogenannten Fraterherren) und des bahnbrechenden Straßburger Schulmannes Johannes Sturm nachgebildet[1]. Und auf diesem also noch mittel-

[1] Die Abhängigkeit der jesuitischen „Studienordnung" von früheren Studienordnungen ist so erwiesen, daß selbst die Jesuiten Pachtler (Monum. Germ. paed. 5, VI) und Duhr (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. S. 6—12) sie, wenn auch in einem Schwalle verhüllender Worte, eingestehen: „Da manche Jesuiten bei den Fraterherren studiert, jedenfalls deren Schulen als die besten ihrer Zeit den Jesuiten genau bekannt waren, so erklärt sich manches Gemeinsame in den Schulen Sturms und der Jesuiten leicht, ohne daß man deshalb eine Abhängigkeit der Jesuiten von Sturm anzunehmen braucht" (Duhr S. J. a. a. O. S. 12).

Es ist lebhaft zu bedauern, daß die Jesuiten Pacht-

alterlichen Boden ist das Unterrichtswesen des Jesuitenordens stehen geblieben, trotz Wandels der Zeiten, trotz Wandels der Bedürfnisse.

Vergleicht man den Wortlaut der jesuitischen „Studienordnung“ vom Jahre 1591 (endgültig 1599) mit dem Wortlaute derselben „Ordnung“ vom Jahre 1832 (die heute noch gilt), so ergeben sich nur unwesentliche Änderungen. Die „Studienordnung“ des 19. Jahrhunderts enthält die gleiche Schwerfälligkeit, dasselbe tote Gewicht scholastischen Ballastes wie die „Studienordnung“ des 16. Jahrhunderts. Damals war die „Studienordnung“ nicht weltfremd, denn sie war zusammengeschrieben aus den damals herrschenden Unterrichtsmethoden. Heute ist eine solche „Studienordnung“ weltfremd im vollen Umfange des Wortes.

Daß der Jesuitenorden mit seiner im Wechsel der Zeiten und Verhältnisse grundsätzlich unverändert erhaltenen „Studienordnung“ überhaupt noch einen Platz im Unterrichtswesen behalten, daß er, nach Abzug des äußern prunkenden Beiwerkes, die oben erwähnten, mehr als bescheidenen „Erfolge“ erzielt hat und erzielt, dankt er in keiner Weise sich und seiner „Studienordnung“, sondern einzig und allein den um ihn her sich vollziehenden Fortschritten und Wandlungen, die zwangen auch ihn, sich, trotz „Studienordnung“ und sogar ihr entgegen, neuen Bedürfnissen anzupassen.

Und wie langsam, unvollkommen und widerwillig ging und geht die Anpassung vor sich! Volle 230 Jahre ist von Anpassung überhaupt nicht die Rede.

Erst im Jahre 1832 erhielt die „Studienordnung“ Zusätze, die über die physikalischen Kenntnisse eines Aristoteles und Thomas von Aquin hinausgingen und wenigstens einigermaßen dem Wesen und den Anforderungen dieses wichtigen Zweiges der Naturwissenschaften Rechnung trugen. Einmal werden in dem das Unterrichtswesen grundlegenden 4. Teile der Ordenssatzungen (Kapitel 12,3) „Naturwissenschaften“ (scientiae naturales) genannt, aber nur, um die Weisung anzuknüpfen, sie seien mit Rücksicht auf die Theologie, der sie zu „dienen“ (inservire) hätten, zu lehren. Und in der gleichen Weise werden die „Naturwissenschaften“ in der „Studienordnung“ abgetan (Regeln für den Lehrer der Philosophie Reg. 1).

Ein Beispiel ganz besonders krasser didaktischer Verworrenheit und Unfähigkeit bietet die Stellung der „Studienordnung“ und des jesuitischen Unterrichtssystems zur Geschichte. Die „Stellung“ besteht darin, daß die „Studienordnung“ Geschichte als eigenes Fach überhaupt nicht kennt, und Verworrenheit und Unfähigkeit zeigen sich in folgendem:

Das 12. Kapitel des 4. Teiles der Satzungen erwähnt „Geschichte“ als zur „Humanität“ (humanistische Studien) gehörig mit einem Worte; und die „Studienordnung“, auch die „neue“ vom Jahre 1832, weist „Geschichte“, wiederum mit nur einem Worte, der „Rhetorik“ zu (Regel 1 für den Lehrer der Rhetorik)! „Die erste bekannte Verordnung für eine schulgemäße Behandlung der Geschichte“ in Jesuitenanstalten stammt aus dem 18. Jahrhundert und auch sie „befaßt sich nur mit biblischer Geschichte“ (Monum. Germ. paed. 16, 107). Satzungen und „Studienordnung“ des Ordens wissen von „schulgemäßer Behandlung der Geschichte“ aber auch heute noch nichts. Und wie Geschichte in der „Rhetorik“ des Ordens gelehrt wird, darüber berichte ich unten aus meinen Erlebnissen im Jesuitenkollegium zu Wynandsrade.

Botanik, Geologie, Zoologie sind auch in der heutigen „Studienordnung“ nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die wichtige Wissenschaft der Chemie wird nur einmal flüchtig erwähnt.

In den „höheren Fakultäten“ — Theologie und Philosophie — sollen gleichfalls, wie in der Physik, noch immer Thomas von Aquin und Aristoteles die Führung haben. Neuere und neueste Theologen und Philosophen werden nicht genannt. Von „Philosophen, die der christlichen Religion feindlich gesinnt sind“, heißt es sogar noch in der „neuen“ „Studienordnung“, und das kennzeichnet prägnant ihren Geist:

Muß etwas Gutes aus ihnen vorgebracht werden, so erwähne er [der Lehrer der Philosophie] es ohne

ler und Duhr Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae paedagogica geworden sind. Denn beide gehören zu den skrupellosesten Schönfärbern in bezug auf jesuitisches Unterrichts- und Erziehungswesen. Ihre Arbeitsmethode wird uns noch öfter beschäftigen. Von Pachtler sei schon hier erwähnt (im 2. Teile wird davon ausführlich die Rede sein), daß seine schriftstellerische Stärke der „literarische“ Kampf gegen Freimaurerei ist. Er hat über sie Bücher veröffentlicht, die von Blödsinn strotzen und würdige Vorläufer der Taxilschen Schwindeleien sind. Schon allein diese Tatsache hätte die Leiter der Monumenta abhalten müssen, einen Schriftsteller mit solch ausschweifender Phantasie und durch Gewissensbedenken unbeschwerter Erfindungskraft als Mitarbeiter an einem streng wissenschaftlichen Werke heranzuziehen. Aber, wer weiß denn auf nicht ultramontaner Seite Bescheid im Ultramontanismus und Jesuitismus?

Lob und zeige, wenn möglich, daß es anderswoher entnommen ist (Regel 6 für den Lehrer der Philosophie).

Die gewaltigen materiellen wie formellen Fortschritte auf dem Gebiete der Philologie läßt die Studienordnung grundsätzlich unberücksichtigt. Käme es auf sie an, so würde in den nach ihr eingerichteten Anstalten auch heute noch gelten:

Sämtliche Regeln des Emanuel [lateinische Grammatik des Jesuiten Emanuel Alvarez aus dem 16. Jahrh.] sind in drei Bücher zu teilen, so daß jeder Jahrgang [der drei Grammatikalklassen] sein eigenes Klassenbuch hat (Regeln für den Präfekten der Gymnasialstudien, Reg. 8, § 2 und: Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 12, § 1).

Denn, wo der Jesuitenorden sich um staatliche und sonstige äußere Einflüsse nicht zu kümmern braucht, da wirtschaftet er, unbeirrt durch philologische Bedenken, mit der durch seine „Studienordnung" vorgeschriebenen Emanuelschen Grammatik in seinen Schulen ruhig weiter. So führt der aus dem Jahre 1843 stammende „Studienplan" des Jesuitenkollegs St. Michael zu Freiburg (Schweiz) als lateinische Grammatik für die 3. und 4. Gymnasialklasse den „Emanuel" auf (Monum. Germ. paed. 16, 540).

Daß der „Emanuel" überhaupt aus den Jesuitenschulen verschwand, und zwar erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist lediglich Folge äußerer Verhältnisse, die, wie schon oft betont, die Jesuiten zu didaktisch-pädagogischen Verbesserungen nötigten. Ohne solche Nötigung bleiben sie ihrer „Studienordnung" und den philologischen Ordensüberlieferungen treu und halten zäh fest an von Jesuiten verfaßten Schulbüchern, die nach dem Urteile von Fachmännern „philologische Sünden ohne Zahl" aufweisen. Ein Beispiel für viele:

Noch im Jahre 1868 waren auf dem Jesuitengymnasium zu Ragusa eine lateinische und eine griechische Grammatik in Gebrauch, von denen die „Jahrbücher für klassische Philologie" (Vierter Jahrgang, Leipzig 1858), unter Vorlegung zahlreicher Belege, die das Unglaublichste von grammatisch-etymologischer Unwissenheit und Rückständigkeit enthalten, urteilen:

Von theoretischen Behandlungen der lateinischen Sprache scheint, nach den freilich spärlichen Zitaten zu schließen, G. J. Vossius (Gramm. lat. in usum schol. Amsterdam 1710) das jüngste Buch zu sein, das zur Kunde des Verfassers gekommen ist. Außerdem hat er seine Zuflucht besonders genommen zu Alvarus, De instit. gramm., Venedig 1575 [der oben genannte Jesuit Alvarez] . . . Die Unwissenheit des Verfassers [des Jesuiten J. Gretser] dieser [griechischen] Grammatik ist so bodenlos, daß jeder Versuch, sie zu ermessen oder zu vergleichen, vergeblich ist; ein Gymnasiast, der im ersten Jahre seiner Beschäftigung mit dem Griechischen steht, kann, und wenn er der schlechteste ist, nicht so viel sprachlich Unmögliches phantasieren, als der Verfasser dieses Buches als bare Weisheit verkauft . . . Wie muß es mit dem philologischen Wissen eines Lehrerkollegiums stehen, das ein solches Buch zum Führer seiner Schüler wählt (a. a. O. S. 143. 147).

* * *

Österreich und die Geschichte seines Unterrichtswesens bilden eine treffliche Illustration für den Unwert der jesuitischen „Studienordnung" und zugleich für die den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit verständnislos gegenüberstehende Hartnäckigkeit, mit welcher der Orden an seinem verfehlten Unterrichtssystem festhält. Ich gehe auf die österreichische Illustration ein, weil ich selbst an einem unter jesuitischer Leitung stehenden österreichischen Gymnasium (Feldkirch) unterrichtet worden bin.

Reichlich 150 Jahre lang drückten die Jesuiten dem Unterrichtswesen in Österreich ihren Stempel auf. Der Stempel blieb haften auch nach Aufhebung des Ordens i. J. 1773. Erst 60 Jahre später ging man im Habsburger Kaiserstaate an eine Umgestaltung des Unterrichts. Die Urteile, die damals über das Unterrichtswesen, das, wie gesagt, wesentlich vom Jesuitismus beherrscht gewesen war, gefällt wurden, lauten für die Tätigkeit des Jesuitenordens vernichtend. So äußert sich ein der „Studienhofkommission" im Jahre 1840 vorgelegter Bericht:

Daß gegenwärtig der Unterricht zersplittert, die Wißbegierde ertötet, bei vielem Abmühen nichts vorwärts gebracht und die Jugend mit dem freudigen Gefühle des Fortschreitens im Wissen unbekannt gelassen werde. Trotz des vielen Lateinunterrichtens und -Sprechens der Schüler [ein Hauptpunkt der jesuitischen Studienordnung] könnten sie nach sechs Jahren noch keinen lateinischen Aufsatz machen. Die Sprachlehren enthielten ein dürres Sparrenwerk von Erklärungen und Regeln. Die klassische Lektüre beschränke sich auf Chrestomathien, auf kurze Exzerpte aus vielen Autoren der verschiedensten Schreibart. Vom Studium eines Klassikers, seiner Ausdrucksweise, seines Ideenganges finde sich nichts. Bei dem Geschichtsunterrichte fehlten alle historischen Karten. Der Unterricht in der Mathematik sei unter aller Kritik. Die einfachsten Rechnungsarten werden durch volle sechs Jahre hindurchgezogen und dabei doch aufs dürftigste behandelt. Das Rechnen werde den Schülern förmlich verlehrt.

Schwere Kämpfe gegen eingerostete Vorurteile setzten ein. Endlich im Jahre 1849 erschien ein „Organisationsentwurf der Gymnasien", der den Anforderungen eines Kulturstaates im großen und ganzen entsprach. Acht Jahre sollte der „Entwurf" praktisch erprobt, dann sollte er, nach nochmaliger Überarbeitung durch eine Kommission, Gesetz werden. Als aber im November 1857 die Ergebnisse der Kommissionsberatungen bekannt wurden, sahen die vorwärts drängenden österreichischen Schulmänner zu ihrem Schrecken, daß die „Ergebnisse" einen Rückfall in das alte jesuitische System bedeuteten.

Der Jesuitenorden hatte nach seiner Wiederherstellung allmählich wieder mächtigen Einfluß in Österreich erlangt. Er rechnete mit Besitzergreifung zahlreicher Gymnasien. Sie sollten natürlich nach seiner „Studienordnung" geleitet werden. So wurden denn alle Hebel angesetzt, die unbequeme Neuordnung in ihrem Kern und Wesen zu ändern, und der Jesuitenorden mit seiner „Studienordnung" siegte in der Tat über den österreichischen Staat und seinen Organisationsentwurf der Gymnasien. Die den Jesuiten nach und nach wieder überantworteten Gymnasien wurden dem Orden und seinen unveränderten humanistisch-didaktischen Grundsätzen und nicht den staatlichen Vorschriften unterstellt. Der österreichische Unterrichtsminister Graf Leo Thun kapitulierte vollständig vor dem General des Jesuitenordens, Peter Beckx. Der Briefwechsel zwischen beiden, dem Vertreter des auf dem Kulturwege fortschreiten wollenden Staates und dem auf dem Schulstandpunkte des 16. Jahrhunderts stehenbleiben wollenden Jesuitengenerals, ist von so hohem Interesse, daß ich am Schlusse des Abschnittes ausführlich auf ihn zurückkommen werde. Denn Rückständigkeit, Auflehnung gegen die Staatsgewalt, Widerstand gegen Anpassung und Fortschritt, eigensinniges Beharren auf vor Jahrhunderten festgesetzten Ordensmaximen sind in ihm mit Händen zu greifen.

Ebenso ausgeprägt treten diese besonders in der Didaktik und Pädagogik verderblichen Eigenschaften in folgenden Tatsachen hervor.

Erst seit vielleicht drei Jahrzehnten läßt sich der Orden, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", dazu herbei, junge, für das Lehramt bestimmte „Scholastiker", neuzeitlichen Anforderungen entsprechend, auf Universitäten durch Fachstudium, Examina usw. zum Lehramte regelrecht vorzubereiten.

Als ich in Feldkirch war (1861—1869), und auch Jahre später noch, befand sich unter den vielen Klassenlehrern nur ein einziger, der fachmännische Vorbereitung besaß, Georg Michael Pachtler (der oben charakterisierte Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae paedagogica). Und auch dieser eine hatte die philologische Ausbildung nicht im Jesuitenorden erhalten, sondern er hatte sie schon vor dem Eintritte in den Orden sich an Staatsanstalten erworben. Daß er sie besaß, war also für seine Eigenschaft als vom Orden angestellter Klassenlehrer bloßer Zufall.

Die übrigen Lehrer waren unvorbereitete, junge „Scholastiker".

Als 15-, 16-, 17jährige Knaben, von der Tertia oder Sekunda eines Gymnasiums oder aus einem bischöflichen Konvikte heraus, waren sie in den Orden eingetreten; zwei Jahre lang, im Noviziat, hatten sie jede wissenschaftliche Weiterbildung entbehrt; dann nach der langen Unterbrechung machten sie in zwei oder drei Jahren den alten, schwerfälligen und aufs äußerste mangelhaften humanistischen Lehrgang des Ordens durch: „Grammatik", „Humanität", „Rhetorik"; darauf folgte wiederum eine Unterbrechung von drei Jahren für den „philosophischen Kurs", und nach Beendigung des Kursus schickte der Orden sie als „reif" und „geeignet" zum Unterrichte auf seine Gymnasien. Im vollen und schlimmen Sinne galt für sie: lehrend lernen wir (docendo discimus). Was sie als Jahrespensum den Schülern beizubringen hatten, mußten sie oft, wenige Wochen vor Beginn des Schuljahres, in angestrengter Arbeit zur Not sich selbst erst anzueignen versuchen.

Deutlich erinnere ich mich, daß unser Klassenlehrer in der 3. Klasse, Pater Suermann, uns Schülern auffiel wegen sehr mangelhafter Kenntnisse im Latein und Griechischen. Oft kam es vor, daß er, unter allerlei Vorwänden, Antworten auf Schülerfragen hinausschob. Wir hatten bald heraus, daß er die Antwort überhaupt nicht wußte und erst bei anderen sich Rats erholte. Ein anderer Feldkircher „Ordinarius", mit dem ich später den theologischen Kursus absolvierte, Pater Blötzer, erzählte mir, wie er ohne jede Kenntnis des Griechischen zum Lehrer des Griechischen bestimmt wurde und wie er während der kurzen, zwischen seiner Ernennung zum Klassenlehrer und dem Antritte des Amtes liegenden Zeit habe „ochsen" müssen, um sich „vorzubereiten".

In offen-naiver Weise kommt übrigens dieser „autodidaktische" Grundsatz in der jesuitischen

„Studienordnung“ selbst, und zwar in der für die Neuzeit angepaßten, zum Ausdrucke:

Auch darauf ist zu halten, daß die Unsrigen den Anfang ihres Lehramtes in einer Klasse machen, über welcher sie an Wissen stehen, und daß sie derart jährlich mit einem guten Teile ihrer Schüler zur höheren Stufe aufsteigen können (Regel 29 des Provinzials).

Der österreichisch-klerikale Schlendrian duldete jahrzehntelang, daß an einigen Staatsgymnasien der Jesuitenorden „derart“ das Lehramt ausübte. Allmählich erwachte aber auch dort mit dem erwachenden Staatsbewußtsein das didaktisch-pädagogische Pflichtbewußsein, und auch Österreich verlangte von den Jesuiten das Mindestmaß wissenschaftlicher Befähigung zum Unterrichte: fachmännische Durchbildung.

Erst von da an datiert das Vorkommen fachmännischer Vorbereitung für den Lehrberuf innerhalb des Jesuitenordens. Aber es existiert — und das ist zu beachten — als Ausnahme; es steht noch immer neben, nicht im jesuitischen Unterrichtssystem. Es ist kein Wesensbestandteil geworden; noch immer herrscht offiziell die alte und veraltete „Studienordnung“, und sie kennt nur Bedürfnisse früherer, längst versunkener Zeiten und Bildungsepochen; zäh verteidigt sie ihren Platz.

Ein Beleg für solche rückständige Zähigkeit ist, daß die dreiundzwanzigste „Generalkongregation“ vom Jahre 1883 („Generalkongregationen sind die höchste Instanz des Jesuitenordens“) Staatsexamina und Anpassung an wissenschaftliche Forderungen der Neuzeit (Mathematik und Naturwissenschaften) zwar notgedrungen zuläßt, im selben Atemzuge aber einschärft:

„Es ist durchaus dafür Sorge zu tragen, daß dabei die Studienordnung der Gesellschaft [Jesu] unversehrt bleibt“, auch solle, etwa zugunsten der Vorbereitung für Mathematik und Naturwissenschaften, vom vorgeschriebenen dreijährigen Philosophiekurse des Ordens nicht abgewichen werden (Dekrete 21. 22. 23: Monum. Germ. paed. II, 122 sq.).

Also: einer Anpassung an neuzeitliche Bedürfnisse kann sich der Jesuitenorden nicht mehr entziehen, weil sonst diejenigen Staaten, in denen er öffentliche Unterrichtsanstalten besitzt, die Unterrichtsbefugnis ihm nehmen würden; aber starr hält er fest an seiner weitab von der Jetztzeit liegenden „Studienordnung“; sie muß „unversehrt“ bleiben, und die neueren Wissenschaften haben, was Ausbildung der jungen Ordensmitglieder betrifft, zurückzutreten vor dem althergebrachten dreijährigen philosophischen Kursus, in dem Aristoteles und Plato, Averroes und Avicenna, Occam, Petrus Lombardus, Duns Scotus und Thomas von Aquin breitesten Raum einnehmen, Kant dagegen und die gesamte neuere Philosophie mit wenigen „Thesen“ abgetan werden.

Es ist deshalb ein starkes, aber nicht ungewohntes Stück jesuitischer Verdrehung, wenn Lobredner des Ordens, zumal seine eigenen schriftstellernden Mitglieder, aus der schon mehrfach erwähnten Tatsache, daß die „Studienordnung“, wie sie im 16. Jahrhundert war, auch heute noch Geltung hat, den Schluß ziehen: wie bewundernswürdig vollkommen muß der jesuitische Unterrichts- und Erziehungsplan sein, wenn er ohne Veränderung die Jahrhunderte überdauert und sich heute wie vor mehr als vierhundert Jahren gleich leistungsfähig erweist. Das heißt die Sache auf den Kopf stellen.

Die das Durchschnittsmaß in keiner Weise übersteigenden Leistungen sind eben nicht auf das Konto des jesuitischen Unterrichtsplanes zu setzen, sondern sie sind Wirkungen der Macht äußerer Verhältnisse, deren wohltätigen Einflüssen sich das veraltete jesuitische Unterrichtssystem auf die Dauer nicht erwehren konnte. So und nicht anders lautet das richtige Urteil über die Erfolge der jesuitischen Unterrichtsmethode.

* * *

Die versteinerte jesuitische Studienordnung ist für unsere Zeit bestimmt; daß sie nicht gehandhabt wird und ihre Unfruchtbarkeit nicht kund tut, ist, wie schon gesagt, nicht Verdienst des Ordens und seines Unterrichtstalentes, sondern anderer, meistens gegnerischer Faktoren, zumal der nichtjesuitischen Didaktik, über welche die jesuitische sich als turmhoch erhaben hinstellt.

Es geht mit der jesuitischen Studienordnung wie mit so vielen Punkten der jesuitischen Satzungen überhaupt: sie stehen auf dem Papiere; in bezug auf wesentliche Punkte sind sie nicht in Übung. Ihre Durchführung hat sich, sei es überhaupt, sei es für bestimmte Zeiten und Verhältnisse, als unvorteilhaft für den Orden erwiesen. Dennoch werden solche Bestimmungen gelobt, als ob sie auch heute noch fruchtbar und wirksam seien; sie werden gepriesen als Zeichen der ewigen Jugend des Ordens, als Kundgebungen der „übernatürlich erleuchteten Klugheit“ seines Stifters, Ignatius von Loyola, der, über Zeit und Raum hinweg-

sehend, Anordnungen traf, die, nie veraltend, sich aus sich selbst erneuern.

Mit der Wahrheit haben solche Lobpreisungen nichts zu tun; wohl aber sind es Bausteine für die Ruhmespyramide des Ordens.

Zu dieser ungünstigen Beurteilung des jesuitischen Unterrichtssystems tritt sie verstärkend hinzu, daß es Entwicklungsmöglichkeiten besaß wie kein anderes.

Auf die eigenen großen, fast unerschöpflichen Mittel des Ordens selbst habe ich schon hingewiesen, ebenso auf die fördernde Gunst von Kirche und Staat. Gerade letzteres Moment läßt die Wagschale des jesuitischen Unterrichtserfolges stark in die Höhe schnellen. Man denke an Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, an Österreich, Bayern und die vielen Kur- und Fürstbistümer, wo die Jesuitenschulen auf alle Weise begünstigt wurden; man bedenke, daß der Orden jahrhundertelang wohl das beste Schülermaterial in Händen hatte. Und trotz allem keine Erfolge, welche die Erfolge anderer Anstalten irgendwie überragen. Quantitativ und dekorativ waren die Jesuitenschulen unerreicht; qualitativ erhoben sie sich nicht über das übliche Niveau.

Eine Studienordnung, deren entscheidende Satzungen in der Gegenwart nicht anwendbar sind, die nur dadurch äußerlich aufrecht erhalten werden kann, daß sie in allen wesentlichen Punkten sich mit sich selbst in Gegensatz setzt, ist schlecht. Es mag eine Zeit gegeben haben, in der sie gut war. Die Zeit ist dahin. So hat sie vielleicht kulturgeschichtlichen Wert, praktisch und didaktisch ist sie wertlos.

* * *

Allein hierin liegt nicht die eigentliche Schlechtigkeit, oder, unmißverständlicher ausgedrückt, der eigentliche Unwert des jesuitischen Unterrichtssystems. Wir müssen, um den Unwert zu erfassen, ins Innere des Ordens und seiner Unterrichtsgrundsätze dringen.

Das jesuitische Unterrichtssystem (ebenso das Erziehungssystem, von dem später die Rede sein wird) ist ein Ausfluß des jesuitischen Ordenssystems überhaupt; es nimmt somit teil an dessen Grundübel. Dieses Grundübel ist: schrankenloser Egoismus.

Der Jesuitenorden in all seinen Tätigkeitsformen birgt unter raffinierter Glätte des Äußern und unter religiös-asketischer Gewandung eine Verkörperung so brutalen Eigeninteresses, wie sie, in einer großen Vereinigung organisiert und systematisiert, innerhalb der zwei Jahrtausende christlicher Kulturgeschichte überhaupt nicht mehr vorkommt.

Sehen wir, wie der typische Ordensegoismus auch sein Unterrichtssystem beherrscht.

Da ist auszugehen von der kaum beachteten, aber den jesuitischen Egoismus intensiv kennzeichnenden Tatsache, daß der jesuitische Unterrichtsplan überhaupt nicht aufgestellt und abgefaßt worden ist für die Jugend außerhalb, sondern für den jugendlichen Nachwuchs innerhalb des Ordens, d. h. für die „Scholastiker" der Gesellschaft Jesu, für die „Unsrigen" (Nostri), wie der Ausdruck der Satzungen und Regeln lautet.

Alle guten Weisungen der „Studienordnung", alle in ihr niedergelegte Überlegung sind ausgedacht an erster Stelle für den eigenen Vorteil des Ordens. Die „Auswärtigen" kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Sie und ihre Bedürfnisse müssen sich einfügen in das dem Ordensinteresse dienende Unterrichtssystem; sie sind sein Anhängsel, nicht sein Hauptgegenstand.

Scharf kommt dies zum Ausdruck im 4. Teile der „Satzungen", der die Grundlage für das ganze jesuitische Unterrichtswesen und seine „Studienordnung" bildet.

* * *

Egoismus ist es auch, daß der Orden auf seinen Anstalten ausschließlich von Jesuiten verfaßte Lehrbücher gebrauchen läßt, soweit er nicht durch den Staat zur Einführung nicht-jesuitischer Lehrbücher gezwungen wird. Seine Lehrbücher mögen in Methode usw. noch so weit hinter der Zeit zurückgeblieben sein, sie mögen noch so viele Fehler enthalten (die S. 34 besprochenen Grammatiken der Jesuiten Alvarez und Gretser sind für beides klassische Beispiele), das verschlägt nichts; sie werden beibehalten. Denn nicht auf wissenschaftlichen Fortschritt der Schüler kommt es dem Orden an, sondern auf Bewahrung seines Geistes, d. h. hier: auf den im Orden üblichen didaktischen Drill, der sich in von Jesuiten verfaßten Grammatiken und Übungsbüchern natürlich am besten ausprägt und weiterpflanzt.

Ein Erlaß des Provinzials G. Hermann für die oberdeutschen Gymnasien des Ordens vom Jahre 1766 enthält unter 17 zum Gebrauch empfohlenen Lehrbüchern kein einziges von einem Nicht-Jesuiten verfaßtes (Monum. Germ. paed. 16, 54ff.).

In dieser jesuitischen Lehrbücherpraxis steckt

auch ein gutes Stück der später noch zu betonenden Internationalität: der Jesuit kennt nur Schulbücher des Ordens, nicht aber solche irgendeines Volkes. So figurieren in dem eben erwähnten Erlasse 14 Schulbücher ausländischer Jesuiten (Italiener, Franzosen, Wallonen); und doch handelt es sich ausschließlich um deutsche Schulen.

* * *

Auch eine Erwägung allgemeiner Natur läßt den Egoismus des Ordens innerhalb seines Unterrichtswesens besonders deutlich hervortreten. Zugleich zeigt sich dabei eine so erstaunlich falsche didaktisch-pädagogische Grundauffassung, daß sie allein genügt, das Unterrichtswesen und zumal die „Studienordnung" des Jesuitenordens als in seinem innersten Wesen verfehlt zu erklären.

Nach der Absicht des Ordens soll seine Studienordnung ein für alle Länder gleichmäßiger und für alle Zeiten so gut wie unveränderlicher Lehrplan sein.

Die Betonung der Gleichmäßigkeit und Unveränderlichkeit findet sich bei allen jesuitischen Kommentatoren der „Studienordnung":

Eine solche Ratio studiorum, schreibt z. B. der Jesuit Pachtler, war keine leichte Arbeit. Sie sollte auf Jahrhunderte gelten und die Bedürfnisse der verschiedenen Völker und Reiche, bei welchen der Orden wirkte und lehrte, berücksichtigen ... Ein so stark zentralisierter Orden wie die Gesellschaft Jesu, die ihre Professoren von einem in das andere Land sendet, wo eben das Bedürfnis am größten ist, erforderte unabweislich die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung (Monum. Germ. paed. 5, V und 3).

Wollte heute irgendein Schulmann Studien- und Lehrpläne in die Welt setzen, die „auf Jahrhunderte gelten" und gleichmäßig „den Bedürfnissen der verschiedenen Völker" genügen, er würde mit seiner Didaktik und Pädagogik dem Spotte verfallen. Denn internationale Gleichmäßigkeit und intertemporelle Unveränderlichkeit sind, gerade im Unterrichtswesen, das auf zeitliche und nationale Bedürfnisse und Wandlungen in besonderer Weise Rücksicht nehmen muß, Unmöglichkeiten. Wer im Ernste so etwas durchführen will, beweist, daß für ihn dabei nicht der Unterricht, d. h. fördernder Einfluß auf die zu Unterrichtenden Triebfeder ist, sondern etwas ganz anderes. Und dies andere ist beim Jesuitenorden: er selbst. Er will unabhängig von Zeit, Ort und Volk, derselbe bleiben. Und deshalb die Gleichmäßigkeit und Unveränderlichkeit seiner „Studienordnung". Was schert ihn, diesen Moloch des Egoismus, Wohl und Wehe, Fortschritt und Gedeihen der Objekte seines internationalen Wirkens?!

* * *

Zu diesem im Unterrichtssystem des Jesuitenordens unmittelbar sich äußernden Egoismus kommt der, ich möchte ihn nennen indirekte Egoismus. Er tritt fast noch stärker, jedenfalls in seiner Wirkung nachhaltiger als der direkte hervor.

Unterrichten, Lehrer-Sein ist ein Lebensberuf. Im Jesuitenorden aber ist die Lehrtätigkeit „Experiment", Übung, um die „Scholastiker" der Gesellschaft Jesu auszubilden.

„Magister" und „Präfekt", d. h. das Amt des Lehrers und Erziehers, sind Stufen, Schritte im regelmäßigen Ausbildungsgange des jungen Jesuiten. Des Ordens wegen, welcher Mitglieder braucht, „die in allem erfahren sind" (in omnibus exercitati), wird der blutjunge „Scholastiker" zu ganz bestimmter Zeit seiner „Lehr- und Wanderjahre" auf das Katheder gesetzt, und nach Ablauf einer im allgemeinen ebenfalls bestimmten Zeit hat er das Katheder wieder zu verlassen, um auf seinem Ausbildungsgange im Interesse des Ordens weiter zu schreiten.

Der Regel nach ist für den Jesuiten nach Vollendung des philosophischen Kursus die Zeit gekommen, da er sich in der Lehrtätigkeit zu „üben" hat. Er wird dann (ich spreche aus eigener Kenntnis von der „deutschen" Ordensprovinz) nach Feldkirch (Vorarlberg), Ordrupshoj (Dänemark) oder in ein Kolleg der nord- (Buffalo) oder südamerikanischen (Brasilien) oder ostindischen (Bombay) „Mission" geschickt und wird dort in irgendeiner Klasse „Ordinarius" oder Fachlehrer. Solange es die Oberen für gut finden, zwei, drei, vier, selbst fünf Jahre, bleibt er „Magister"; dann ist das „Experiment" des Unterrichtgebens für ihn vorüber, es kommt eine neue, die letzte Station auf seinem Ausbildungsmarsche: das Studium der Theologie.

Während der ganzen Zeit, die er als Lehrer verbringt, weiß der junge Jesuit ganz genau, daß seine Lehrtätigkeit Übergangsstadium ist; er weiß ganz genau, daß er noch nicht sein Ziel, geschweige denn seine Lebenstätigkeit erreicht hat. Dies Ziel, die Theologie als Vollendung seiner eigenen Ausbildung, schwebt ihm ständig vor Augen, und von Jahr zu Jahr hofft er, daß der Befehl des Oberen

ihn aus dem „Magisterium" heraus und in die „Theologie" hinein versetzt.

Es liegt auf der Hand, daß das Bewußtsein vom Vorübergehenden seiner Tätigkeit für den Jesuiten-Lehrer nicht gerade ein Ansporn zu fruchtreicher Ausübung des Lehramtes bedeutet.

So ist das Lehrpersonal an jesuitischen Schulen in beständigem Flusse. Die Schar der Scholastiker-Jesuiten passiert in bestimmten Zeiten und bestimmten Abständen als Lehrer die verschiedenen Klassen; jährlich wechseln die Personen, d. h. jährlich beendigen einige ihre Lehrtätigkeit und beginnen die „Theologie", während andere aus der „Philosophie" an ihre Stelle treten. Ein Verwachsen mit dem Lehrberufe ist ausgeschlossen. Ja, wenn das Sich-Einleben, das Verwachsen gerade beginnt, nach ein, zwei, drei Jahren, heißt es für den „Scholastiker": fort mit dir, mache Platz einem andern, einem Neulinge, wie du einer warst; deine Übungszeit auf dem Katheder ist um, jetzt ist er an der Reihe.

Auch ein wichtiges psychologisches Moment tritt schädigend hinzu.

Je länger der „Scholastiker" im „Magisterium", in der Lehrtätigkeit belassen wird, um so größer wird die Unlust an der Arbeit. Er will weiter, er will das Ende seiner eigenen Ordens-Entwicklung erreichen.

Während meines vierjährigen theologischen Kursus habe ich von den „Magistern", die jährlich aus den verschiedenen, vom Orden geleiteten Unterrichtsanstalten in die Theologie eintraten, entsprechende Äußerungen gehört: sie fühlten sich erlöst, die damnatio ad bestias — so wurde im Ordensjargon die Lehrtätigkeit, der Umgang mit der studierenden Jugend genannt! — war vorüber, sie waren dem ersehnten Ziele der eigenen Ausbildung nahe. Bittere Unlust am Amte, das selbst wieder erzwungenes „Experiment", nicht frei gewählter, lieber Beruf war, ist für Ausübung des Amtes ein schlechter Begleiter und Berater. Wie schlecht, sagt uns ein Kundiger und zugleich ein warmer Anhänger des Ordens.

Cornova war 17 Jahre lang Jesuit; die Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 löste, sehr wider seinen Willen, das langjährige Band; zeitlebens bewahrte er aber dem Orden herzliche Anhänglichkeit, die er literarisch durch eine Verteidigungsschrift des jesuitischen Unterrichtswesens bekundete. Er war besonders dazu berufen, da er innerhalb des Ordens hauptsächlich in der Lehrtätigkeit beschäftigt gewesen war:

Daß alle Jesuiten ohne Ausnahme, wenigstens eine Zeitlang, die Jugend lehren mußten, dawider ließen sich allerdings Einwendungen machen. Nicht jedermann ist zum Pädagogen geschaffen . . . Die Sozietät [Jesu] gewann freilich dabei: die Professur war zugleich die wahre sittliche Bildungsschule junger Jesuiten, denn der Mensch wacht nie strenger über sich, als wenn er in die Notwendigkeit versetzt wird, über andere zu wachen. Aber der daraus fließende Vorteil für den Orden sprach ihn nicht von der Pflicht los, die er bei der Übernahme der öffentlichen Schulen auf sich genommen hatte, für das Beste der ihm anvertrauten Jugend nach Kräften zu sorgen. Wirklich hätte man alle diejenigen von dem Lehramte ganz entfernt halten sollen, denen es an allen Fähigkeiten zu demselben fehlte (Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 94 f.).

Ein Freund des Ordens, einer, dessen Tätigkeit im Orden fast ausschließlich dem Lehrfache gewidmet war, kommt also auch zu dem Ergebnisse, daß Egoismus der Boden ist, auf dem das jesuitische Unterrichtssystem steht.

* * *

Das ist das Ordenssystem; so soll es sein, wenn der Orden frei schalten und walten kann:

Unsere Scholastiker, sagt kurz und bestimmt die „Studienordnung", soll der Provinzial nicht vom Lehramte der Grammatik oder Humanität ausnehmen, außer wenn wegen des Alters oder wegen eines anderen Grundes ihm schiene, anders beschließen zu sollen (Regeln des Provinzials, Reg. 26).

Die Regel ist also: alle jungen Jesuiten müssen Lehrer werden, alle müssen am reichlich dargebotenen Schülermaterial ihre Fähigkeiten eine Zeitlang üben.

Und unnachsichtlich zwingt der Orden seine Glieder, sie mögen tauglich sein oder nicht, sie mögen wollen oder nicht, zu der didaktisch-pädagogischen „Übung", zum Herumexperimentieren an der Jugend. Ein Brief des Ordensgenerals Vincenz Caraffa vom 28. Juli 1646 an den böhmischen Provinzial Johann Dackazat, den der Provinzial zur Kenntnis seiner „Provinz" bringt, ist dafür Beleg:

Unser sehr ehrwürdiger Vater erklärt und befiehlt mir (da es in der Gesellschaft keine bestimmte Zeit gibt für das Lehramt in den unteren Schulen), ohne Unterschied alle, und besonders jene, die diese Beschäftigung verabscheuen, zum Lehramte zu verwenden (Wiener Hofbibliothek, Kodex Nr. 12029, S. 100: bei Kelle, a. a. O. S. 48 und 258).

Also das Lehramt „verabscheuende" Lehrer verwendet der Jesuitenorden. Und zwar wird die

Verwendung gerade solcher Lehrer „besonders“ eingeschärft, und zwar bildet sie Wesensbestandteil des Unterrichts systems! Muß man da nicht sagen:

Nicht um die Jugend, sondern um sich selbst ist es dem Jesuitenorden zu tun; um den gleichmäßigen Gang seiner Maschine, d. h. um die gleichmäßige Ausbildung seiner Glieder.

* * *

So war es während meiner Feldkircher Zeit bis Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Jetzt ist es in dieser Beziehung anders, aber nur dort, wo der Staat staatlich geprüfte Lehrer verlangt. Dort muß der Orden vom System abweichen, und er beläßt diejenigen, welche das Staatsexamen gemacht haben, meistens dauernd im Lehrfache.

Meistens! Denn auch hier gibt es keine Stetigkeit. Immer und überall bleibt für den Jesuiten oberstes Gesetz der Gehorsam, d. h. das Interesse des Ordens; immer und überall weiß der Jesuit, daß es für ihn bleibende Stätte, bleibende Beschäftigung nicht gibt, nicht geben soll. „Einen Fuß in der Luft“, so bezeichnete mein Novizenmeister, der Jesuit Meschler, die Stellung des Jesuiten in jeder Lebenslage, in jeder Tätigkeit. Ein Jesuit mag noch so viele Staatsexamina gemacht haben, er mag noch so notwendig sein für seine Klasse oder für die ganze Anstalt: hilft alles nichts. Wenn das Ordensinteresse, der Ordensegoismus es verlangen — und darüber befindet einzig und allein der jesuitische Obere —, dann scheidet der Jesuit aus seiner Stellung, von heute auf morgen, ja von einer Stunde zur andern. Anstalt, Schülern, Klassen, Büchern und Heften kehrt er den Rücken, als ob sie ihn nie etwas angegangen hätten. Er ist eben weder für sich da, noch für die Dinge und Personen, deren Interesse er sich äußerlich widmet, sondern er ist da, ganz und ungeteilt, für das Interesse des Ordens.

Diese Auffassung, die sich aus den vorgelegten allgemeinen Erwägungen über den im Jesuitenorden herrschenden Geist als die richtige ergibt, kommt außerdem auch in der „Studienordnung“ zu klarem Ausdrucke:

Es ist Sorge zu tragen, daß jene, welche Talent und zumal besonderes Talent zum Predigen zeigen, nicht länger als recht ist im Lehramte, sei es der humanistischen Fächer, sei es in der Philosophie oder Theologie, zurückbehalten werden, damit sie nicht erst dann zum Predigtamte gelangen, wenn sie in jenen Studien fast schon ergraut sind (Regel 26 des Provinzials).

Es handelt sich bei dieser Vorschrift um Jesuiten, die ihre Ausbildung beendigt haben. Sie können also, da es ein Weiterschreiten in der Ausbildung für sie nicht gibt, ganz gut im Lehramte der humanistischen Fächer (oder der Philosophie oder Theologie) verbleiben, bis sie „grau“, ja bis sie weiß geworden wären, und zum Nutzen des Amtes und ihrer Schüler wäre das Verbleiben sicherlich. Aber das Predigen steht im Ordensinteresse höher als das Unterrichten, und deshalb werden sie aus der Lehrtätigkeit herausgenommen.

* * *

Schon vor der Zwangslage, in welche der Orden durch die vom Staate geforderten Examina versetzt wurde, gab es allerdings (ich spreche von Feldkirch) Jesuiten, die so gut wie dauernd Lehrer waren. Allein das ändert nichts an der Tatsache, daß das Gros der Jesuiten-Lehrer eine bewegliche, fließende Menge bildete. Die festen Punkte in diesem Strome waren Ausnahmen. Und auch die Wenigen waren aus dem eben angeführten Grunde (auf jeden Wink des Oberen hin ihre Tätigkeit mit einer andern zu vertauschen) nicht im Lehrberufe verankert.

Es kann auch und gerade an dieser Stelle (ausführlich spreche ich davon im 2. Teile) nicht genug betont werden, wie das dem Jesuiten vom ersten Tage des Noviziats an eingeflößte Bewußtsein von der Unsicherheit seines Wohnortes und von der Wandelbarkeit seiner Tätigkeit zwar für die Beweglichkeit, Schlagfertigkeit des Ordens von ungeheurer Bedeutung ist, die Stetigkeit, die Ruhe im Schaffen des einzelnen Jesuiten aber wesentlich beeinträchtigt, indem es Gleichgültigkeit — die Ordensaskese nennt es „heilige Gleichmütigkeit“ (sancta indifferentia) — in bezug auf die Beschäftigungsart hervorruft. Solche Stimmung ist gewiß nicht die richtige Gemütsverfassung für Jugendlehrer, um so weniger, als die Ordenssatzungen auch innere Loslösung von der jeweiligen Beschäftigung verlangen. Anhänglichkeit an Orte, Personen, Dinge, Tätigkeiten soll der Jesuit sogar nach Kräften bekämpfen. Er soll, auch als Jugendbildner und Lehrer, „taugliches Werkzeug“ (instrumentum idoneum) sein in der Hand des Ordensoberen für den Ordenszweck; aber eben nur „Werkzeug“; oder wie die Satzungen sich ausdrücken:

Jeder soll durch den Oberen sich lenken und leiten lassen, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und

dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, [dem Orden], wo und wie auch immer er will, dient (Summarium Constitutionum 36: II, 73).

Was ist aber von Jugendlehrern zu erwarten, die in Gesinnung und Tätigkeit „Leichname“ und „Stöcke“ sein sollen?!

* * *

Auch die Internationalität der jesuitischen „Studienordnung“, d. h. ihre Gleichförmigkeit für alle Nationen, ist Egoismus und zugleich starkes Hemmnis für fruchtbringende Wirkung.

Für den internationalen Jesuitenorden, der ein wesentliches Interesse daran hat, überall derselbe zu sein, nationale Verschiedenheiten bei seinen Mitgliedern auszurotten und seine Anschauungen gleichmäßig unter den Völkern zu verbreiten, ist ein gleichförmiges, internationales Unterrichtssystem allerdings erstes Erfordernis. Das spricht die 7. Generalkongregation des Ordens (Dekret 21, 3: I, 594) klar aus:

Es soll nicht erlaubt sein, Noviziate, Kollegien oder Seminarien der Unsrigen nur aus der eigenen Nation zu besetzen; es sei geratener, nach der überall in der Gesellschaft [Jesu] eingeführten Gewohnheit, aus anderen Nationalitäten einige beizumischen, damit nicht, zum großen Schaden der Gesellschaft [Jesu], der Unterschied der Nationalitäten allmählich sich einbürgere. Es sei auch nicht erlaubt, daß in denjenigen Städten, in denen die Gesellschaft [Jesu] ihre eigenen Kollegien und Studien [-Häuser] habe, Professoren der Theologie, Philosophie oder der humanistischen Studien nur aus der betreffenden Nationalität genommen werden, und noch weniger die Oberen, weil dies in offenem Widerspruche mit den Gewohnheiten der Gesellschaft [Jesu] steht (Institutum Societatis Jesu, I, 594. Ed. Pragae 1757).

Ein Volk aber muß sein eigenes, auf seine nationalen Sonderbedürfnisse Rücksicht nehmendes Unterrichtssystem besitzen. Studienordnungen, die nationale Eigentümlichkeiten nivellieren, sind schlecht; und gehen die Nivellierungsbestrebungen hervor aus Rücksicht auf das Wohl einer von der betreffenden Nation verschiedenen, internationalen Organisation, so ist das nivellierende Unterrichtssystem ein egoistisch-internationales.

Die Macht der Verhältnisse hat den Jesuitenorden im Laufe der Zeit gezwungen, seine internationale „Studienordnung“ mit nationalen Bedürfnissen etwas in Einklang zu bringen. Verordnungen der Generalkongregationen, Generale, Provinziale, Rektoren sind vorhanden, welche nationalen Verhältnissen Rechnung tragen. Aber das Studiensystem als solches hat seine egoistische Internationalität unverändert bewahrt. Niemals ist es den höchsten Instanzen des Ordens in den Sinn gekommen, daran etwas zu ändern. Wohl aber stellt es der Orden auch hier so hin, als ob die ihm abgetrotzten nationalen Milderungen und Veränderungen seiner Studienpraxis organisch herauswüchsen aus seinem Studiensystem. Der international gefaßte Wortlaut der jesuitischen „Studienordnung“ macht zwar die Unwahrhaftigkeit solcher Darstellungen klar; aber der Orden denkt, und zwar mit Recht, wer vom großen Haufen, auch vom großen Haufen der Gebildeten, liest denn meine „Studienordnung“ und den auf das Studienwesen sich beziehenden vierten Teil meiner Satzungen? Und so berufen sich die jesuitischen Lobredner der jesuitischen „Studienordnung“ nach wie vor dreist auf die 39. Regel des Provinzials, um zu beweisen, daß auch die „Studienordnung“ nationale Verschiedenheiten betone. Sie unterlassen aber mitzuteilen, daß die dort erwähnten „Verschiedenheiten“ keine wirklich nationalen Eigentümlichkeiten betreffen, sondern, daß sie sich lediglich auf Äußerlichkeiten, Formalien („Stundeneinteilung“, „Repetitionen“, „Disputationen“, „Vakanztage“), beziehen, und daß obendrein noch eingeschärft wird, die Fürsorge, selbst für diese unwesentlichen Einzelbedürfnisse, müsse so getroffen werden,

„daß man sich unserer gemeinsamen Studienordnung möglichst anschließt“.

Also die Internationalität schlägt auch hier wiederum durch.

Unumwunden spricht der Jesuit Pachtler, wohl in einem unbewachten Augenblicke, die Unterrichts-Internationalität des Ordens aus:

Ein so stark zentralisierter Orden, wie die Gesellschaft Jesu, die ihre Professoren von einem in das andere Land sendet, wo eben das Bedürfnis am größten ist, erforderte unabweislich die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung, d. h. eine ins einzelne ausgearbeitete ratio studiorum (Monument. Germ. paedag. 5, 3), die er dann wenige Seiten weiter „ein auf Jahrhunderte und für alle Länder berechnetes Werk“ nennt (a. a. O. 5, 6).

In der Tat! „Die starke Zentralisation“ des Ordens, die von einem Mittelpunkte aus gleichförmig und gleichartig gesponnene Fäden über Deutschland, Spanien, England, Italien, Österreich, Schweden, Belgien, Por-

tugal, Dänemark, Holland, über Nordamerika und Ostindien, über Kanada und Südamerika zieht, kurz, jene nicht einmal im Organismus der römischen Kirche erreichte Internationalität ist der Beweggrund für „die Einheit der Schulung, der Lehrweise und Studienordnung". Aus dieser zentralisierten und potenzierten Internationalität, die zu einem Riesenleibe verkörperter Egoismus ist, fließt dann aber auch mit Notwendigkeit der Unwert des auf so international-egoistischer Grundlage ruhenden Unterrichtssystems.

Wo Wechsel von Jahrhunderten und Grundverschiedenheiten des Ortes, d. h. der Menschen, keine Rolle mehr spielen; wo die Zuführung geistiger Nahrung nur geregelt und abgemessen wird mit Rücksicht auf den Zentralisationspunkt, nicht aber, oder doch nur in zweiter Linie, mit Rücksicht auf das Wohl der innerhalb und an der Peripherie Wohnenden, da kann von wirklich gesunden, d. h. den Bedürfnissen der geistig zu Nährenden entsprechenden Nährwerten unmöglich mehr die Rede sein.

Ich, ich, ich! ruft über Zeit und Raum, über Individuum und Volk hinweg das jesuitische Unterrichtssystem.

* * *

Ein besonders lehrreiches Beispiel der aus dem internationalen Ordensgeiste heraus geborenen jesuitischen Gleichmacherei bietet das schon einmal erörterte jesuitische Unterrichtswesen in Österreich, dem Dorado des Jesuitismus. Dort hatte „der berühmte Schulmann" (so nennen ihn seine Ordensgenossen), der Jesuit Franz Wagner (geb. 1675 zu Wangen in Württemberg, mit 15 Jahren Jesuit geworden), im Jahre 1735 eine Schrift herausgegeben, die als amtliche Anweisung des Ordens für die Einrichtung seiner Schulen in Österreich, Ungarn und den Nebenländern angesehen werden muß. Denn Wagner selbst erklärt (Vorwort, S. 3), er schreibe „auf Geheiß der Oberen". Die Schrift betitelt sich: Instructio privata seu typus cursus annui pro sex humanioribus classibus in usum magistrorum Societatis Jesu editus. Da lesen wir:

Um in den verschiedenen Kollegien eine gleichzeitige Behandlung der Unterrichtsfächer zu erzielen, muß der Stundenplan fest und unverrückt eingehalten und nicht weniger genau als in den höheren Lehranstalten nach der Uhr geregelt werden... Zur Erzielung einer allseitig gleichmäßigen Unterrichtsmethode wird die hier gebotene Lehrordnung sehr zweckdienlich sein. In derselben werden bis ins einzelne für jeden Tag die vorzunehmenden Übungen, die Weise und Reihenfolge derselben angegeben, so daß der Lehrer gar nicht darüber nachzudenken braucht, denn er hat den ganzen Jahreskursus wie auf einer Tabelle vorgezeichnet (Vorrede, S. 4f.).

Selbst der „deutsche" Jesuit Franz Zorell kann der „Lehrordnung" seines „berühmten" Ordensbruders keinen rechten Geschmack abgewinnen:

Diese Regelung ist so bis ins kleinste durchgeführt, daß die sämtlichen Jesuitengymnasien des Kaiserreichs einem einheitlichen Uhrwerke glichen, d. h. am gleichen Tage, zur selben Stunde das Nämliche in jeder einzelnen Klasse behandelten... Ob jedoch ein solches Regelwerk, das bis in die kleinste Lehrtätigkeit maschinenartig eingreift und nicht die leiseste Störung erträgt, durchgeführt werden könne, überlassen wir fremdem Urteile (Bibliothek der kathol. Pädagogik. Bd. 10, S. 326).

Aber die „maschinen- und uhrwerkartige" Lehrmethode Wagners ist vom Orden amtlich gebilligt; daran ist nicht zu deuteln.

Neben der Nivellierung tritt in dem Wagnerschen Plane auch die Schablonenhaftigkeit des jesuitischen Unterrichtssystems zutage, die fruchtbringende Wirkungen geradezu ausschließt.

* * *

Schon oben sagte ich, viele Bestimmungen der jesuitischen Satzungen stünden nur auf dem Papiere, beobachtet würden sie nicht, weil ihre Innehaltung aus diesem oder jenem Grunde unvorteilhaft für den Orden geworden sei; die tote Formel würde aber unter dem Scheine einer lebenden Regel weiter geführt und als zinsenreiches Kapital gepriesen.

Auch der jesuitische Unterrichtsplan kennt solche egoistische Nicht-Beobachtung, und zwar, was den Egoismus verdickt, gerade bei solchen Vorschriften, die für den Unterricht und für die Ausbildung der jugendlichen Jesuiten-Lehrer Ersprießliches anordnen. Und für diese nicht beobachteten Unterrichtsvorschriften sprudelt gleichfalls der Ruhmesquell.

Damit sie [die Scholastiker], wenn sie das Lehramt antreten, geeigneter sind, ist es sehr nötig, daß sie in einer Privatakademie hierzu eingeübt werden... Damit die Magister der unteren Klassen ihr Lehramt nicht unerfahren antreten, so wähle der Rektor des Kollegs, aus dem die Lehrer der Humaniora und der Grammatik gewöhnlich hervorgehen, einen im Lehrfache sehr Erfahrenen; bei ihm sollen, gegen Ende ihrer Studien, die künftigen Lehrer dreimal wöchentlich eine Stunde

lang zusammenkommen, um für ihren neuen Schulberuf unterrichtet zu werden, und zwar durch wechselseitiges Vorlesen, Diktieren, Schreiben, Korrigieren und andere Arbeiten eines tüchtigen Lehrers (Regel 30 des Provinzials u. Regel 9 des Rektors).

Alle [Scholastiker] sollen in schriftlichen Arbeiten den [lateinischen] Stil fleißig üben, auch sei immer jemand vorhanden, der die Korrekturen besorgt ... Jede Woche soll einer aus den Fortgeschritteneren während des Mittagessens eine lateinische oder griechische Rede halten ... Wöchentlich soll einer aus den Scholastikern einen [lateinischen] Vortrag halten ... nicht nur, um den Stil zu üben, sondern auch, um die Sitten zu bessern. Alle, die Latein verstehen, müssen dem Vortrage beiwohnen (Satzungen IV, 6, 13 u. 16, 3).

Allen Theologen und Philosophen gebe er [der Studienpräfekt] ein auf die humanistischen Studien sich beziehendes Buch und ermahne sie, seine Lesung zu gewissen hierzu passenden Stunden nicht zu unterlassen (Regel 30 des Studienpräfekten).

Solche Anordnungen verdienen kein besonderes Lob; sie sind vom didaktisch-pädagogischen Standpunkte aus Selbstverständlichkeiten. Immerhin ist es anerkennenswert, daß die selbstverständliche Notwendigkeit, sich auf die Lehrtätigkeit vorzubereiten und die Übung der klassischen Sprachen beizubehalten, im Unterrichtssystem des Jesuitenordens als Regel und Gesetz betont wird. Aber — und hier ist die Kehrseite der schönen Medaille — innegehalten werden Regel und Gesetz nicht.

Ich spreche zunächst nur von der „deutschen" Ordensprovinz, deren Mitglied ich 14 Jahre war; für sie, die zahlreiche Unterrichtsanstalten besitzt, standen alle diese Vorschriften lediglich auf dem Papiere.

Die „Scholastiker", die nach Beendigung ihrer „Philosophie" nach Feldkirch, Ordrupshoj (in Dänemark), Brasilien, Nordamerika, Indien als Klassenlehrer geschickt wurden, erhielten vorher keinerlei Ausbildung für ihren „neuen Schulberuf durch einen erfahrenen Schulmann"; sie wurden nicht zu besonderen Übungen im Lateinischen und Griechischen angehalten; Bücher für humanistische Studienzwecke wurden ihnen nicht gegeben; „Privatakademien", in denen sie im „Vorlesen, Diktieren, Korrigieren" geübt wurden, gab es nicht. Wie die 22—24jährigen „Scholastiker" (so jung ist der „Scholastiker" durchschnittlich bei Beendigung des philosophischen Kursus) die gymnasiale Lehrtätigkeit ohne jede fachmännisch-wissenschaftliche Vorbereitung antraten (das haben wir oben gesehen), so auch ohne jede äußere technische Einübung.

Von der Schulbank weg, befangen in einer inneren und äußeren Unselbständigkeit, wie nur der Jesuitenorden sie kennt und anerzieht, werden sie, ohne weitere Vorbereitung, zu „Professoren" gemacht, trotz Regeln der „Studienordnung" und trotz „Satzungen".

Und weshalb die Mißachtung der bestimmt lautenden Vorschriften über die Vorbereitung „zum tüchtigen Lehrer"? Es paßt dem Orden nicht, oder nicht mehr; der Studiengang seiner „Scholastiker" würde dadurch gestört, verlangsamt, beeinträchtigt. So wird dem Ordensinteresse, dem Wohle der „Unsrigen", das Wohl der „Auswärtigen" zum Opfer gebracht. Man beruhigt sich — wie oft habe ich das aussprechen hören — mit der „frommen" Redensart: „Die Gnade Gottes wird das Fehlende ersetzen; was im heiligen Gehorsame geschieht, ist des Segens Gottes gewiß." Der dem Egoismus zu leistende „heilige Gehorsam" schiebt den Regel und Satzung gebührenden „heiligen Gehorsam" rücksichtslos beiseite. Aber mißachtete Regel und mißachtete Satzung werden, als in Kraft und Übung befindlich, weiter gelobt; und wer die schon längst unter den Tisch gefallenen Vorschriften seiner Beurteilung des jesuitischen Unterrichtssystems nicht zugrunde legt, wird als „Ignorant" oder „Verleumder" gebrandmarkt.

* * *

Zwei für die Charakteristik des jesuitischen Unterrichtssystems wichtige Punkte sind: die Stellung des Lateinischen und die Stellung der Muttersprache innerhalb der „Studienordnung".

Die „Studienordnung", wie der Jesuitenorden überhaupt, legen Gewicht auf das Latein, daran ist nicht zu zweifeln. Ebensowenig ist aber auch daran zu zweifeln, daß das nicht so sehr geschieht wegen des im Lateinischen liegenden starken Bildungselementes, sondern, daß es geschieht mit Rücksicht auf den Orden selbst, auf seine Internationalität, auf die zweckentsprechende Ausbildung seiner „Scholastiker". In der ganzen „Studienordnung" ist mit keinem Worte die Rede von der didaktisch-pädagogischen Bedeutung des Lateinischen.

Nun sagen die Lobredner des Ordens: was verschlägt es, wenn „Studienordnung" und „Satzungen" keine grundsätzlich-theoretische Anerkennung des Lateinischen enthalten, die praktische Anerkennung innerhalb des Ordens und seiner Schulen ersetzt den theoretischen Mangel vollständig. Und zum Beweise wird auf verschiedene „Regeln" hingewiesen. So schärft die 8. Regel

für den Rektor ein, die „Scholastiker“ müßten sich des Lateinischen in der Unterhaltung und beim Briefschreiben bedienen; und die 18. Regel der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen schreibt für die Schüler vor:

„Besonders ist darauf zu achten, daß die Schüler Übung im Lateinsprechen erwerben. Darum spreche der Lehrer wenigstens von der obersten Grammatik [Klasse] an lateinisch und verlange auch, daß die Schüler Latein sprechen, vorzüglich bei Erklärung der Regeln, bei Korrektur der lateinischen Aufgaben, in den Konzertationen und in ihren Gesprächen.

Endlich sagt die 9. Regel „für die Scholastiker unserer Gesellschaft“ bündig:

Alle, doch ganz besonders die Studierenden der Humanoria sollen lateinisch sprechen.

Ich entgegne: die Betonung des Lateinischen soll für die jesuitische „Studienordnung“ nicht geleugnet werden, schon deshalb nicht, weil die „Studienordnung“, wie oben gezeigt worden ist, ein Abklatsch der mittelalterlichen, auf humanistischer Grundlage und somit auf Wertschätzung des Lateinischen beruhenden „Studienordnungen“ ist. Die Wertschätzung ist aber, eben wegen ihres auf „Nachempfindung“ fußenden Ursprunges, kein Verdienst des Jesuitenordens. Wo seine eigene, seine Sonderauffassung vom Lateinischen und dessen Gebrauch zum Ausdrucke kommt, wird mein Urteil bestätigt, daß das Latein hauptsächlich aus internationalem Ordensinteresse und zugleich aus praktisch-theologischen Gründen in den Vordergrund geschoben wird.

Mit aller wünschenswerten Klarheit wird das z. B. gesagt von der „ersten“, die innersten didaktisch-pädagogischen Anschauungen des Ordens kundgebenden „Gesetzesvorlage der Studienordnung“ vom Jahre 1586:

Die Unsrigen bedürfen der Kenntnis und des Gebrauches des Lateinischen besonders wegen ihres Verkehres innerhalb der verschiedenen Nationen, wegen der Schulübungen der Theologen und Philosophen [unserer Gesellschaft], wegen der häufigen Abfassung von Büchern und Traktaten, wegen des richtigen Verständnisses der heiligen Väter, die meist lateinisch geschrieben haben, wegen des häufigen Verkehres mit Gelehrten (Monum. Germ. paed., 5, 144).

Die Stelle ist um so bemerkenswerter, als sie sich in dem Kapitel mit der Überschrift: „Von den humanistischen Studien“ befindet, also dort, wo über den innern Wert der lateinischen Sprache hätte gehandelt werden müssen. Aber kein Wort davon. Nur Gründe äußerer Zweckmäßigkeit werden ins Feld geführt, vor allem die durch das Latein gesteigerte Möglichkeit „internationalen Verkehres“.

Auch die Art, wie das Lateinische praktisch verwendet wurde, zeigt nicht die Spur innerer Wertschätzung.

Die im Schulgebrauche des Ordens befindlichen Grammatiken waren (wie wir gesehen haben) von schlechtester Beschaffenheit. Und solch grammatikalischer Schund wäre (wie wir gleichfalls gesehen haben) noch heute die „philologische“ Grundlage für die jesuitischen Lateinklassen, wenn nicht die äußeren Verhältnisse den Orden zum Aufgeben seiner Emanuelschen Grammatik und ihrer Abarten gezwungen hätten.

Und erst das Lateinsprechen innerhalb des Ordens! Man hat auf jesuitischer Seite die Unverfrorenheit, von ihm viel Wesens zu machen, es hinzustellen als humanistisches Bildungsmittel ersten Ranges, als vorzügliche Vorbereitung der jungen Scholastiker für ihr anzutretendes Lehramt (vgl. R. Ebner, Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: Die Jesuitengymnasien in Österreich (Linz 1874), S. 200 ff.). Wer weiß denn auch außerhalb des Ordens, wie beschaffen das im Orden gesprochene Latein ist? Bequem und nutzbringend ist es also, das Lateinsprechen im Orden als humanistisch-kulturelle Tat auszuposaunen. Und doch ist in Wirklichkeit das von den Scholastikern während ihrer Studienzeit gesprochene Latein ein Küchen- und Kirchenlatein jammervollster Art; ein „Latein“, das philologischen Ansprüchen auch nicht im entferntesten entspricht, das humanistische Verbildung, nicht Bildung hervorbringt.

Der Jesuit Ebner hebt in seiner Verteidigungsschrift mehrmals hervor, daß die „Studienordnung“ (Regel 8 des Rektors) anordne: die Scholastiker hätten zwei- oder dreimal jährlich lateinische Gedichte zu machen. Wenn man, wie ich, aus siebenjähriger Studienzeit innerhalb des Ordens weiß, wie solche „Gedichte“ zustande kommen, wie sie vielfach ohne Kenntnis der Prosodie und Metrik, unter Benutzung von Hilfsmitteln aller Art (»Gradus ad Parnassum«), fast auf rein mechanischem Wege zusammengestoppelt werden, kurz, wenn man weiß, daß dies berühmte Gedichte-Machen eine „philologische“ Farce, nicht aber eine ernst zu nehmende humanistische Übung darstellt, dann steigt einem der Zorn darüber auf, daß ein Mann, der das auch weiß, so die Wahrheit fälscht.

Eine didaktisch-pädagogische Farce ist auch, was der Jesuit Duhr mit ernster Miene als „wissenschaftliche Vorbildung" für den Lehrerberuf und über das Lateinsprechen aus dem Noviziate des Jesuitenordens lobend hervorhebt:

Die Novizen . . . müssen den ganzen Tag über, mit Ausnahme der Nachmittagserholung, sich der lateinischen Sprache bedienen. Vielfach waren auch schon während des Noviziates Schulen für Latein, Griechisch und die Muttersprache eingerichtet (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, S. 38).

Wenn es irgendeine Zeit im Ordensleben des Jesuiten gibt, in der „wissenschaftliche Vorbildung" nicht gepflegt, ja systematisch ausgeschaltet, um nicht zu sagen unterdrückt wird, dann die Zeit des zweijährigen Noviziates.

Alles, was im Noviziat geschieht, ist ausschließlich auf Abtötung, Selbstverleugnung, Brechung des eigenen Willens gerichtet. Von dieser Regel machen die „wissenschaftlichen" Übungen keine Ausnahme, weshalb sie nur schein-wissenschaftlich sind. Auch sie fallen unter den Begriff der „Übung" (exercitium), des „Experiments" (experimentum), die der Novize durchzumachen hat, um zum „tauglichen Werkzeuge" des Ordens gestaltet zu werden.

Was das Lateinsprechen angeht, so trifft das darüber schon Gesagte für das Noviziat ganz besonders zu. Das Noviziats-Latein ist noch um mehrere Grade barbarischer als das Scholastiker-Latein. Denn im Scholastikat lernt der junge Jesuit wenigstens in den Schulstunden lateinische Grammatik und liest lateinische Klassiker, während er im Noviziat nichts gut Lateinisches hört oder liest, sondern ganz auf seinen eigenen „philologischen" Füßen steht, die ihn in den meisten Fällen etwa bis zur Sekunda eines Gymnasiums getragen haben. Auch ist niemand im Noviziat da, der das Lateinsprechen überwacht und die Fehler verbessert; höchstens tut das der „Schutzengel", den jeder Novize hat, d. h. ein Mitnovize, dessen lateinsprachliche Kenntnisse aber auf demselben, wenn nicht auf tieferm Niveau stehen als die des Beaufsichtigten. Mein „Schutzengel" z. B. war ein Siebenzehnjähriger, der in Feldkirch Unter-Sekundaner gewesen. Daß mein Latein durch solchen „Lehrer" nicht vervollkommnet wurde, ist klar.

Was der Ordensgeneral Paul Oliva über das elende „Latein" innerhalb des Ordens im allgemeinen klagend sagt (weiter unten), findet auf das Noviziat ganz besondere Anwendung: jedes Wort mit angehängter lateinischer Endung gilt dort als Latein, und Wendungen wie: debemus nos percutere im Sinne von: „man muß sich (in der Welt) durchschlagen" gehören zum „lateinischen Sprachschatze" des Jesuitennovizen.

Ich selbst war im zweiten Jahre des Noviziats „Schulleiter" (praefectus scholae) der „Schule für die Muttersprache", wie Duhr sich großartig ausdrückt, weiß also genau, wie es in solcher „Schule" zugeht. Eine viertel oder eine halbe Stunde vor Beginn der „Schule" wurden Blätter verteilt (sie wurden meistens demselben „Papierschatze" entnommen, der auch die Papierbedürfnisse für gewisse Orte zu bestreiten hatte), auf die ein „Aufsatz" zu schreiben war. Von diesen Aufsätzen wurden einige vorgelesen und vom „Lehrer" kommentiert; zuweilen wurden auch Regeln aus einer Grammatik erklärt. Ein ähnlicher Betrieb herrschte in der lateinischen und griechischen „Schule". Der „wissenschaftliche" Charakter der Noviziatsschulen erhellt am besten daraus, daß die „Lehrer" Novizen sind, die, was Alter und Schulbildung betrifft, oft unter ihren Schülern stehen.

Wir werden im zweiten Teile sehen, daß Unwahrhaftigkeit im allgemeinen und besonders in bezug auf Dinge, die den Orden betreffen, einer der schlimmsten und zugleich weitestverbreiteten Fehler, ja Laster des Jesuitenordens ist. Zumal im Eigenlob, in der Anpreisung des eigenen Verdienstes auf Kosten der Wahrheit besitzt die Gesellschaft Jesu ein Virtuosentum. Das Lateinsprechen der Jesuiten-Scholastiker, gepriesen als humanistisch-philologisches Bildungsmittel, als fachmännische Vorbereitung auf den Lehrberuf, ist ein Beispiel dieser Virtuosität.

Mein Urteil über die Qualität des Jesuitenlateins findet authentische Bestätigung durch einen Brief des Ordensgenerals Paul Oliva vom 11. Mai 1680 an den Provinzial der böhmischen Ordensprovinz, Pater Wenzel Sattenwolf:

Mit allem Eifer ist das Studium der humanistischen Wissenschaften zu heben; denn ich weiß nicht, wie es geschehen ist, daß solche, die diesen Ruhm der Gesellschaft [Jesu], der ihr einst so sehr zukam, bewahren und bestärken, bei euch so selten sind. Der Fehler liegt bei den Lehrern, nicht bloß bei denen der Externen, sondern auch bei denen, welche die Unsrigen vom Noviziat an unterrichten. Sie scheinen nämlich [die Lehrer des Lateins!] alles das für Latein zu halten, was, von der Muttersprache verschieden, zu irgendeiner Ähnlichkeit mit Latein zurecht gemacht wird. Nicht nur werden aus der Philosophie und aus anderen schweren Wissenschaften, denen die Gewohnheit die Barbarei der Sprache vergibt, Wörter aufgenommen, sondern, was Wunder nimmt, auch aus dem heutigen Italienischen könnte ich Beispiele anführen,

selbst aus an mich geschriebenen [lateinischen] Briefen, wenn ich nicht anderes zu tun hätte oder dadurch die Sorge zu erkennen gäbe, daß meine Worte nicht genügten (Kodex der W. H.-B. Nr. 11953, Fol. 78b: bei Kelle, a. a. O. S. 161 u. 299).

Das Urteil des Ordensgenerals hat um so größere Bedeutung, weil Proben der Ordenslatinität in lateinisch geschriebenen Briefen, Gesuchen, Büchern, Abhandlungen u.s.w. aus dem Orden fast täglich in großer Menge an ihn gelangten.

Wie hätte übrigens auch die Latinität gut sein können, wenn der Verfall des Lateins schon lange vor Oliva einen Mißstand innerhalb des Ordens bildete. So heißt es im ersten Entwurfe der „Studienordnung" unter dem General Claudius Aquaviva aus dem Jahre 1586:

> Allgemein wird beklagt, daß diese [die humanistischen] Studien großenteiles bei den Unsrigen in Verfall geraten sind, so daß nichts seltener und schwieriger ist, als einen guten Grammatiker, Rhetoriker oder Humanisten aufzutreiben ... Auch die Beichtväter schwitzen und geraten in Schwierigkeiten, wenn sie eine lateinische Beichte zu hören haben, abgesehen davon, daß sie die [lateinischen] Homilien der Kirchenväter und die [lateinischen] Lektionen des Breviers kaum verstehen (Monum. Germ. paedag. 5, 144, 148).

Auch aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir ein unverdächtiges Zeugnis über den schlechten Zustand, in dem sich das Latein im Jesuitenorden befand. Die Münchener Staatsbibliothek besitzt ein handschriftliches Diarium itineris Indici (Tagebuch einer indischen Reise) des deutschen Jesuiten Streicher, das vertrauliche, sehr bezeichnende Bemerkungen über die Kenntnis des Lateinischen bei seinen Ordensgenossen in Spanien enthält:

> Außer dem P Rektor [in Cadix] hat kaum irgendein Pater [lateinisch] mit uns gesprochen; nur allein der P Minister, der Rhetorik lehrt und einst bis zur höhern Syntax gekommen zu sein scheint, wagte es, mit uns [lateinisch] zu stammeln ... Diejenigen, die Jesuiten werden wollen, lernen soviel [Latein], daß sie das eine oder andere lateinische Wort hervorbringen können ... Deshalb erscheint es wahrscheinlich, daß viele die Messe, sicher aber das Brevier nicht verstehen ... Als einmal im Gespräche die Rede auf Plautus kam, fragte einer unserer Theologen, wer denn dieser Theologe sei (bei J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881, S. 25).

Es ist erklärlich, daß Streicher selbst davor warnt, seinen Brief zu veröffentlichen. Daß er aber Wahrheit berichtet, geht aus unanfechtbaren Zeugnissen zweier hervorragender Jesuiten hervor, von denen der eine lange vor, der andere gleichzeitig mit Streicher bittere Klage über die Vernachlässigung des Lateinischen im Jesuitenorden führt.

Der Jesuit Mariana, der Verteidiger der Lehre vom Tyrannenmord, hat ein höchst interessantes Buch geschrieben: De regimine Societatis [Jesu] 1625 (Über die Regierungsform der Gesellschaft Jesu), worin er mit großem Freimut Mißstände im System des Jesuitenordens bespricht. Über die humanistischen Studien innerhalb des Ordens in Spanien sagt Mariana:

> Die Jesuiten hätten es übernommen, in hervorragenden Städten die humanistischen Studien zu leiten. Aber da gebe es große Schwierigkeiten, denn ... die Jesuiten haben regelmäßig großen Mangel an guten Lehrern, so daß diejenigen, welche nichts wissen und nichts wissen wollen, beständig zwei oder drei Jahre das lesen, was Ignoranten eigentümlich ist: Barbarismen. Es sei kein Zweifel, daß man heute weniger Latein in Spanien wisse, als vor 50 Jahren, und der Hauptgrund sei, weil die Gesellschaft Jesu sich mit diesen Studien befasse. Er zweifele deshalb auch nicht daran, daß man die Jesuiten durch öffentliches Dekret aus den Schulen stoßen werde, wenn man das Übel erkannt habe (mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 24. Aus dem wichtigen, sehr selten gewordenen Buche Marianas bringe ich im 2. Bande zahlreiche Stellen).

Das andere Zeugnis ist das des Jesuiten Nicasius Grammaticus, der 1726 nach Madrid berufen wurde, um an dem von Philipp V. gegründeten seminarium nobilium zu lehren. Er sagt lakonisch:

> Auch unter den Unsrigen [den Jesuiten] ist die Barbarei im Lateinischen groß (bei J. Friedrich, a. a. O. S. 26).

Wenn diese vernichtenden Urteile auch ausschließlich über das Jesuiten-Latein in Spanien gefällt werden, so ist doch dabei zu beachten, daß die offizielle „Studienordnung" des Ordens auch in Spanien in Kraft und Übung war. Auf sie sind also die jammervollen Zustände im Lateinischen zurückzuführen.

Wenn es mit dem Latein schon frühzeitig, nur etwas über ein Menschenalter nach Gründung des Ordens, in ihm so ausgesehen hat, und wenn in der ganzen folgenden Zeit, bis zur Aufhebung des Ordens, die Klagen über schlechtes Latein nicht verstummten, so drängt sich die Frage auf: wo und wann war denn die Blütezeit des Jesuitenlateins? Daß es gute Lateiner auch im Jesu-

itenorden gegeben hat, bestreite ich nicht. Aber von ihnen gilt das Wort des Vergil:

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

Zweifellos hat deshalb ein kompetenter Beurteiler und zugleich ein Freund des Ordens, Alexander von Helfert, recht, wenn er in bezug auf das Lateinische dem jesuitischen „Lehrsystem" vorwirft:

Daß es mitten im Flusse einer in allen Richtungen aufgeregten Zeit fast ausschließend eine tote Sprache und selbst diese in einer Weise treibe, die vom eigentlichen Verständnis dessen, um was es sich handelt, weit entfernt sei (Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 281).

* * *

Im engsten Zusammenhange mit der Stellung des Lateinischen steht die Stellung der Muttersprache im jesuitischen Unterrichtssystem.

Wie das Latein wesentlich als „internationales Verkehrsmittel", ohne Rücksicht auf Klassizität, bevorzugt wird, so wird die Muttersprache, als der Internationalität hinderlich, zugunsten des Lateinischen systematisch vernachlässigt:

Der Gebrauch der Muttersprache in allen die Schule betreffenden Dingen sei niemals gestattet; man vermerke es sogar [tadelnd], wenn jemand hierin gefehlt hat (Regel 18 der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen).

Er [der Rektor] sorge dafür, daß der Gebrauch des Lateinsprechens zu Hause unter den Scholastikern sorgsam eingehalten werde. Von dem Gesetze, Latein zu sprechen, sollen nur die Ferientage und die Erholungsstunden ausgenommen sein, wenn nicht der Provinzial glaubt, daß in einigen Gegenden selbst zu diesen Zeiten der Gebrauch des Lateinsprechens sich leicht beibehalten lasse (Regeln für den Rektor, Reg. 8).

Die Kongregation [höchste Instanz des Ordens] bestimmt in bezug auf die Unterrichtssprache in den oberen Klassen, daß als solche das Latein durchaus beizubehalten sei. Weil aber in einigen [Ordens-] Provinzen die Sitte sich eingebürgert hat, die ohne großen Schaden für unsere Schulen wieder beseitigt werden kann, daß Physik und Mathematik in der Muttersprache gelehrt werden, so gibt die Kongregation den Wunsch zu erkennen, daß auch in bezug auf diese Unterrichtsfächer die Gewohnheit des Lateinsprechens wieder eingeführt werde; sie überläßt dies der Klugheit des hochw. Pater Generals, der überlegen soll, was in jeder einzelnen Provinz in dieser Hinsicht geschehen kann (19. Dekret der 22. Generalkongregation vom Jahre 1829: Monum. Germ. paed. 2, 111).

Zu diesem schon an sich bezeichnenden Dekret macht ein von der deutschen Ordensprovinz i. J. 1829 eingereichter „Vorschlag für Änderungen in der ratio studiorum" die gleichfalls charakteristische Bemerkung:

Der Wunsch der Kongregation, das Lateinsprechen auch in den Naturwissenschaften und in der Mathematik beizubehalten, ist ein allgemeiner, aber, fährt der „Vorschlag" klagend fort, „in vielen Gegenden ist der Gebrauch der Muttersprache schon so eingewurzelt (inveteratus), daß, auch wenn nur einmal davon gehandelt würde, an ihre Stelle das Latein zu setzen, die Schulen in kurzer Zeit verlassen daständen"; deshalb soll der „Studienordnung" nichts Bestimmtes und Entscheidendes hinzugefügt werden; in ihrem 19. Dekret [dem eben mitgeteilten] hat die letzte Kongregation für alles Vorsorge getroffen (Monum. Germ. paed. 16, 397).

Das ist der Standpunkt der „Studienordnung" der Muttersprache gegenüber. Daran ändern nichts die in ihr sonst vorkommenden Erwähnungen der „Muttersprache", auch nicht die mildere Formulierung des Standpunktes in der Neuausgabe der „Studienordnung" vom Jahre 1832. Denn nach unveränderter Einschärfung des Lateinsprechens wird in der angeführten 18. Regel für die Lehrer der niederen Klassen „Reinheit und das richtige Aussprechen der Muttersprache" lediglich in bezug auf „Übersetzung von Auktoren" anempfohlen.

Bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kommt die Muttersprache in der „Studienordnung" als selbständiges Fach überhaupt nicht vor. An den ungefähr zwanzig Stellen, wo die Muttersprache genannt wird, ist von ihr fast ausschließlich zu Übersetzungszwecken die Rede. Dabei findet sich einmal der Zusatz:

Auch halte er [der Lehrer der Humanitäts-Klasse] es nicht für ungehörig, bisweilen etwas in der Muttersprache auszudrücken, wenn eine solche Übersetzung viel zum Verständnisse beiträgt, oder sonst interessant ist (Regel 5 für den Lehrer der Humanität).

Für feierliche Gelegenheiten wie Schulakte usw. kennt die „Studienordnung" nur lateinische oder griechische Gedichte, Deklamationen, Reden. Von den Schülern aufgeführte Theaterstücke sollen nur in lateinischer Sprache abgefaßt sein; das schärfen die Satzungen dem Provinzial (58. Regel) und die „Studienordnung" dem Rektor (13. Regel) nachdrücklich ein; Schülerpreise gibt es nur für Leistungen im Lateinischen,

Griechischen und für gutes Auswendiglernen des Katechismus. Volkssprachliche Klassiker existieren für die „Studienordnung“ nicht, nur Klassiker Roms oder Griechenlands.

Erst das Jahr 1832 bringt etwas Wandel in die schmachvolle, systematische Mißachtung der Muttersprache. Der Wandel ist, wie alle anderen Verbesserungen in der jesuitischen „Studienordnung“, ein Ergebnis äußern Druckes. Es ging nicht anders. Der Jesuitenorden mußte, wollte er nicht seine Stellung in der Unterrichtswelt ganz verlieren, das seit Generationen mächtig und glanzvoll emporgewuchtete sprachliche Nationalgefühl berücksichtigen. Und deshalb läßt sich die Neuausgabe der „Studienordnung“ von 1832 herbei, der Muttersprache endlich — nach 250 Jahren — eine grundsätzliche Stellung im Lehrplane anzuweisen, sogar ein Preis für Auszeichnung in der Muttersprache wird ausgesetzt, neben zweiundzwanzig Preisen für Latein, Griechisch und Katechismus; auch tauchen an drei Stellen „die Klassiker in der Muttersprache“ auf.

Aber Aschenbrödel ist die Muttersprache auch in der „neuen“ „Studienordnung“: feierliche Ansprachen, Gedichte usw. gibt es auch in ihr nur in lateinischer oder griechischer Sprache; Würden und Titel für besonders gute Schüler (eine Spezialität der Jesuitenschulen) sollen auch nach ihr „dem griechischen oder römischen Staats- oder Kriegswesen entlehnt sein“ (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 35); „die Zeiteinteilung“ für die Humanitätsklasse sieht auch in ihr keine „Zeit“ für die Muttersprache vor; auch in ihr heißt es in der „Zeiteinteilung“ für die oberste, mittlere und unterste Grammatikalklasse: „Die letzte halbe Stunde [nachmittags] sei dem Wettkampfe oder der Muttersprache oder Nebenfächern gewidmet“.

Nun weiß ich wohl, daß maßlose Bevorzugung des Lateinischen und Vernachlässigung der Muttersprache eine Eigentümlichkeit des Humanismus war, die von ihm aus auch der Schulen sich bemächtigt hat. Entlastet das aber die „Studienordnung“ des Jesuitenordens? Im Gegenteile! Es beweist, daß der Orden auch hier sklavischer, für fortschreitende Bedürfnisse der Zeit verständnisloser Nachbeter desjenigen Unterrichtssystems ist, das zur Zeit seiner Entstehung im 16. Jahrhundert die Schulen beherrschte; daß der Orden auf dem alten, verbohrten und verknöcherten Standpunkte jahrhundertelang stehen geblieben ist; daß er seine internationalen Interessen der nationalen Entwicklung der ihm anvertrauten Schüler weit vorangestellt hat und noch voranstellt; daß das bescheidene Maß von Wertung der Muttersprache, das sich seit kurzer Zeit in seinem Unterrichtssystem bemerklich macht, notgedrungene, abgezwungene Anpassung, nicht wurzelechte, freitätige Entwicklung von innen heraus ist.

Luis de Camoes, Calderon, Cervantes, Lope de Vega, Shakespeare, Milton, Corneille, Racine, Tasso, Ariosto, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller und die gewaltigen volkssprachlich-literarischen Erhebungen, die an diese und viele andere große Namen in den verschiedenen Kulturländern, in denen der Jesuitenorden seine Schultätigkeit entfaltete, sich knüpfen, sind für die jesuitische „Studienordnung“, als wären sie überhaupt nicht vorhanden. Nicht der kleinste Funke des ringsum lodernden heiligen Feuers national-sprachlicher Begeisterung sprang zündend über in das nach internationalen Plänen zusammengezimmerte, dürre und steife, den Modergeruch von Jahrhunderten in sich bergende Sparrenwerk, das der Jesuitenorden „Studienordnung“ benennt.

Und wie sieht es in den Jesuitenschulen aus mit der praktischen Verwertung der Muttersprache, d. h. wie stellt sich der Orden tatsächlich zu den nationalen Klassikern und ihren Kulturwerten?

Da ist zunächst zu sagen: es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die jungen Jesuiten-Scholastiker, die im Orden nur einen schablonenhaften, oberflächlichen Drill im Lateinischen und Griechischen erhalten, die von der Literatur des eigenen Landes vor ihrem Eintritte in den Orden als Knaben, als Schüler der Tertien, Sekunden oder Primen, oder als Alumnen bischöflicher Konvikte nur eine kümmerliche Kenntnis besitzen, und die nach ihrem Eintritte in den Orden die Kenntnis nicht erweitert haben, es ist unmöglich, daß diese jungen Leute, durch und durch noch Schüler und nicht Lehrer, jetzt plötzlich anderen — ihren über Nacht ihnen zugeteilten Schülern — die reichen Schätze der Muttersprache erschließen können.

Ferner: die deutschen Klassiker im Jesuitenorden sind sehr schlecht angeschrieben; kaum jemals erhalten die Scholastiker einen Klassiker in die Hand, und wenn, nur in purgierter „katholischer“ Ausgabe. Wie soll der junge Jesuiten-Lehrer seine Schüler mit Liebe zu Goethe, Schiller usw. erfüllen, wenn ihm selbst nur Abneigung gegen sie eingeflößt worden ist, ganz abgesehen davon, daß, wie ich eben hervorhob, wirkliche Kenntnis der vaterländischen Literatur ihm fehlt?

Während des Jahres, da ich die „Rhetorik"-Klasse als Jesuiten-Scholastiker absolvierte, waren Eichendorff, Brentano und Oskar von Redwitz die „Klassiker", die man uns vortrug, und die wir in ausgewählten Proben (beileibe nicht ganz!) lesen durften. Daneben gehörten zu unserer „klassischen" vaterländischen „Literatur" die beiden Chrestomathien des ultramontanen früheren Gymnasialdirektors von Mainz, Heinrich Bone: „Dichterperlen" und „Das große Lesebuch". Die denkbar dürftigste und vor allem die denkbar parteiischste Übersicht über deutsche Literaturgeschichte wurde uns gegeben. Warnungstafeln ohne Ende vor dem „Gifte der Aufklärung" und vor der „Zügellosigkeit", die in den deutschen Klassikern enthalten seien, wurden um uns aufgerichtet.

Da ich erst nach Vollendung der juristischen Studien mich dem Jesuitenorden angeschlossen und vor Eintritt in ihn deutsche Klassiker mit Vorliebe gelesen hatte (ein Glück für mich, denn das „Gift" blieb in mir haften), so war während meiner Studienzeit im Orden die Entbehrung vaterländischer Literatur für mich hart. Oft und oft klagte ich dem „Studienpräfekten" des Kollegiums zu Wynandsrade (wo ich „Rhetorik" studierte), Pater Helten, meinen Hunger. Selbstverständlich nicht nur vergebens, sondern als ich einmal begeistert von Goethe sprach und, unter Anführung des wundervollen Wortes: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit," den unerreicht klassischen Ausdruck des Menschlichen im Guten und im Bösen bei Goethe hervorhob, wurde ich hart angelassen und vor dem „Heiden" Goethe gewarnt, dessen „naturalistisches Epikuräertum" Religion beseitige.

Der Jesuit Helten, der neben seinem Amte als „Studienpräfekt" uns Scholastikern auch Deutsch und Ästhetik gab, stand auf dem Standpunkte, den sein Ordensgenosse Freiherr von Hammerstein, ein fanatischer Konvertit aus der bekannten evangelischen Familie[1], mit Bezug auf einen Erlaß des preußischen Kultusministers von Goßler über die Lesung deutscher Klassiker auf den Gymnasien so bezeichnend ausdrückt:

„Den ersten Platz unter ihnen [den Klassikern] beansprucht wohl Goethe. Und welches ist das Ideal, das in Goethes Person der deutschen Jugend vorgestellt wird? Goethe selbst zeigt es uns in jenem Bilde, welches er von sich über sein Tun und Treiben entrollt:

‚Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren.'

Das also ist Goethe! Wie er ein jed' Gelüst bei den Haaren ergriff, zeigt der Katalog seiner unlauteren Liebschaften, die er als Knabe, als Jüngling, als verheirateter Mann und als Greis von mehr als 80 Jahren mit Unverheirateten und Verheirateten unterhielt, und bei denen er seine Opfer suchte aus der Reihe der Fabrikmädchen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen, Pfarrerstöchter, adeligen Fräulein usw. Das ist Goethe! Das ist das Lebensideal, welches man unseren Gymnasiasten heutzutage vorstellt. Das also ist Goethe, das ist der Mann, welcher die erste Stelle einnimmt unter den ‚Heroen der Literatur', unter diesen Heroen, für welche der Kultusminister von Goßler die Jugend mit ‚dankbarer Hochachtung' erfüllen läßt; dessen wertvollste Dichtungen ‚als einen unverlierbaren Schatz im Gedächtnis zu bewahren eine nationale Pflicht jedes Gebildeten' sein soll, eine Pflicht, für deren Erfüllung die Schule zu sorgen habe!" (Das preußische Schulmonopol, S. 52. 57. 58.)

Die Verachtung der vaterländischen Klassiker entspricht ganz einer ausdrücklichen Bestimmung der „Studienordnung":

Noch größere Sorgfalt [in Fernhaltung „schädlicher" Literatur] wende man bei vaterländischen Schriftstellern an, wo ihre Lesung in Schulen gebräuchlich ist; sie müssen sehr vorsichtig ausgewählt sein, und niemals lese oder lobe man Schriftsteller, für welche Jünglinge sich nicht ohne Gefahr für Glauben und Sitten erwärmen können (Regeln des Provinzials, Reg. 34).

In ihrer unbegrenzten Allgemeinheit („niemals lese oder lobe man Schriftsteller" usw.) ist die Bestimmung eine grundsätzliche In-Acht- und Bann-Erklärung der deutschen Klassiker; denn nach jesuitischer Auffassung bedeuten sie samt und sonders „eine Gefahr für Glauben und Sitten".

Daß die Bestimmung im Todesjahre Goethes (1832) als Zusatz der „Studienordnung" eingefügt wurde, erhöht ihre grundsätzlich-tendenziöse Bedeutung und war vielleicht nicht rein zufällig.

Wozu brauchen die Jesuiten auch Klassiker? Ihre eigenen Schriftsteller und Poeten machen alles viel besser. Diese Auffassung vertritt der Jesuit Ebner, der offizielle Verteidiger der „Studienordnung", in einer Mitleid und Heiterkeit erregenden Weise. Seine Worte enthalten zugleich eine so bezeichnende, literarischen Tiefstand aufweisende Kritik an einem unserer

[1] Der Jesuit von Hammerstein lebte bis zu seinem Tode (1905) in Trier als Beirat des Bischofs Korum.

größten Klassiker, daß sie abgedruckt zu werden verdienen:

Lessing bei all seinen Verdiensten um die deutsche Poesie hat ihr doch auch eine, wie es scheint, unheilbare Wunde geschlagen; denn er war es, welcher der antiken heidnischen Weltanschauung, mit ihrer Unkenntnis des wahren Gottes und der daraus entspringenden geistigen Verwirrung, Zweifelsucht, Unruhe und Zerrissenheit, am meisten Vorschub geleistet, ja zum Teil ihr das Übergewicht über die christlich-germanische verschafft hat; er war es, der durch Theorie und Praxis das christliche Bewußtsein auf dem Gebiete der Poesie und der Kunst überhaupt zurückgedrängt, an dessen Stelle das allgemein Menschliche, und damit den Unglauben und Indifferentismus als herrschendes Prinzip in den Vordergrund gesetzt, und dadurch eine Dissonanz hervorgerufen hat, die in den meisten Dichtungen der neueren Zeit widerlich durchklingt, den vollen Kunstgenuß stört, das Gemüt nicht befriedigt, sondern beunruhigt und quält, den Menschen mit Gott und Religion, mit sich selbst und den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen entzweit, und so wegen des Zusammenhanges der Poesie mit dem Leben auch zum zerstörenden Elemente in letzterem geworden ist. Von dieser unseligen, den vollen poetischen Genuß zerstörenden, ja die Poesie verzerrenden Dissonanz findet sich nun in den Poesien der Dichter aus der Sozietät [Jesu] nicht der leiseste Anklang: die Größe Gottes, seine Allmacht und Güte; die erhabenen Geheimnisse und beseligenden Lehren des Christentums; die Liebe zum göttlichen Heilande, das Lob der Gottesmutter und der Heiligen; Sehnsucht nach dem Himmel; die Schönheiten der Natur; Aufforderungen zur Tugend und Weisheit; treffliche Grundsätze und Lebensregeln; der Preis durch Wissenschaft und Tugend oder große Taten ausgezeichneter Männer; die Liebe zum Vaterlande und angestammten Herrscherhause bilden das Thema ihrer Gedichte: ein Vorzug, der wahrlich selbst bei geringerer künstlerischer Vollendung gegenüber so vielen vom Gift des Indifferentismus angesteckten, oder geradezu vom Geist des Religionshasses inspirierten und getragenen Dichtungen der neueren Zeit, als kein geringer sich herausstellen dürfte. Übrigens entwickelt ja auch im Laokoon Lessing eben nicht nagelneue, bisher ungeahnte Ideen; seine Schrift bezweckte den schiefen Auffassungen der deutschen Theoretiker gegenüber zu zeigen, daß Poesie und Malerei ihre eigenen Grenzen und Gesetze haben. Nun denn über dergleichen Dinge war in Italien, Frankreich und England schon gar vieles geschrieben worden, wie denn auch Lessing sich fortwährend auf fremde Autoritäten beruft: ja schon im Jahre 1595 hatte der berühmte Jesuit Anton Possevin ein ähnliches Werk über die Poesie und Malerei veröffentlicht, und wenn auch sein Zweck nicht derselbe wie bei Lessing war, so dürften sich doch beide, mit Ausnahme der soeben besprochenen, von Possevin heftig bekämpften Dissonanz, vielleicht in manchen Punkten berühren (a. a. O. S. 302 f.).

Lessing ersetzt durch den Jesuiten Possevin und die übrigen „Dichter der Sozietät Jesu“! Höher können jesuitischer Eigendünkel und jesuitische Abneigung gegen muttersprachliche Klassiker allerdings nicht steigen; tiefer kann aber auch kultureller Unverstand nicht sinken. Und wenn Lessing durch „Dichter der Sozietät Jesu“ ersetzt werden soll, warum dann nicht auch Herder, Goethe, Schiller usw.? In der Tat, Klopstock und Wieland werden von Ebner S. J. an der angegebenen Stelle auch zum abgetanen Lessing geworfen.

Um einen Begriff zu geben, wie der poetische „Ersatz“ für Lessing, Klopstok, Wieland usw. beschaffen sein würde, lasse ich das Gedicht „eines Dichters der Sozietät Jesu“, Johannes Oppelt, folgen, das 1749 erschien, also als Klopstock an seinem „Messias“ arbeitete:

Kann der Gesang nicht Nuz und Hülffe bringen,
So heißt es nur koachsen und nicht singen.
Gelbgrüne Sauffer-Zech, in den beschilften Backen
Wann euch zu raten ist, so höret auf zu quacken.
Latona stopfet schon die zarten Ohren zu,
Die Pallas grämt, weil ihr verstöret Schlaff und Ruh.
Sind euch die Musen feind, ihr nasse Pfützen-Brüder,
Was quärret ihr uns her so ungereimte Lieder?
Wer singend weder ihm noch andern nutzen kann,
Dem stehet stille seyn und schweigen besser an.

Kunst, die man soll preisen,
Muß zuvor erweisen,
Frucht und Nutzbarkeit:
Macht sie kürzer nur die Zeit,
Hülft den edlen Tag verbrennen,
Wird man sie nicht löblich nennen.
Singt doch in die Wetten
Auf dem Schlamm und Letten
Auch das Frosch-Geschlecht:
Doch weil ihre Vers nicht recht,
Noch gehofften Nutzen bringen,
Heißt es schreyen und nicht singen.
Wer wird es beneyden,
Daß er dirren Hayden
Manche Grillen kirrt?
Jener hatte sich geirrt,
Der aus so verwirrten Sachen
Eine Sing-Kunst wollte machen.
Lasset doch die Spinnen
Ihr Geweb beginnen,
Ist es gleich subtil,
Bringt es doch nicht Nutzen viel.
In vergebner Arbeit stehen
Heißet anders: müssig gehen.

Künste, die nur Zeit vertreiben,
Mögen bleiben!
Letzen sie gleich Sinn und Brust,
Ist es doch nur Blenderey!
Laßt mich gleiche sein den Bienen,
Die im Grünen
Zwar erjagen Freud' und Lust,
Schaffen doch auch Nutz dabei.

(Sammlung geist- und sinnreicher Gedanken über verschiedene, aus der Natur, Kunst und Wissenschaften vorgestellte Sinnbilder, durch alle Gattungen der hochdeutschen Reimkunst. Prag 1749.)

Von diesem Gedichte sagt der Jesuit Ebner: „es veranschaulicht den Horazianischen Spruch: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci"; und er fällt über den „Dichter der Sozietät Jesu" Johannes Oppelt folgendes Gesamturteil:

Was den Inhalt seiner Gedichte betrifft, so ist er ein echt poetischer; die ganze Natur und selbst die Mythenwelt erscheint des Dichters Phantasie als ein Spiegel, worin sich die wichtigsten Wahrheiten für das Menschenleben reflektieren, ganz geeignet, das menschliche Gemüt in seinen Tiefen zu erfassen, welche auch der Dichter selbst nicht ohne warmes Gefühl vorträgt ... und wenn auch Oppelt zu keiner Berühmtheit ... gelangt ist, so glauben wir dennoch, daß auch er zu jenen gehört, welche zur Hebung der deutschen Sprache ihr Scherflein, wenn auch nur ein geringes, beigetragen haben (a. a. O. S. 299).

Für die systematische Vernachlässigung des Deutschen und seiner Klassiker innerhalb des Jesuitenordens haben wir übrigens einen Kronzeugen, der zugleich mit anerkennenswerter Offenheit den wahren Grund der Vernachlässigung angibt. Cornova (S. 98) schreibt:

„... Das [zweite Gebrechen] war die gänzliche, allem Ansehen nach vorsetzliche Vernachlässigung der deutschen Literatur. Und hier stund, theils das ignoti nulla cupido — wer kannte hier zu Lande deutsche Literatur in jenen Zeiten, in welchen die in der Periode des Wiederauflebens des bessern Geschmacks das Ruder führenden Jesuiten aufgewachsen waren? — theils auch ein Religionsvorurtheil — nur Protestanten bearbeiteten damals dieses Feld — im Wege. Si auctor libri est haereticus, jam liber eo ipso nihil valet (wenn der Verfasser eines Buches Ketzer ist, so ist das Buch schon an und für sich nichts wert). Diese Worte hörte ich von einem jubilierten [jesuitischen] Lehrer der höhern Wissenschaften, der auf der andern Seite den Heyden Aristoteles beynahe kanonisirte" (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 70).

Und ein Geschichtsforscher vom Range Helferts, auch ein warmer Freund des Jesuitenordens, übernimmt das Cornovasche Urteil mit dem Zusatze, es sei „mit vollem Rechte" gefällt worden (Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 278).

Ja mit solcher Evidenz ergibt sich aus der „Studienordnung" die Zurückdrängung der Muttersprache, daß selbst dem Jesuiten B. Duhr das Geständnis entschlüpft:

Dies blieb fortan Grundsatz: Einübung der Muttersprache ist empfehlenswert; aber ein eigenes Schulfach soll nicht daraus gemacht werden (Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Freiburg i. B. 1896, S. 197 f.: Bibliothek der katholischen Pädagogik. Band 9).

Duhr scheint demnach noch heute den schönen Satz zu verteidigen, den sein Ordensgenosse, Pater Maximilian Düfrene, im Jahre 1765 schrieb, d. h. also zu einer Zeit, als unter Lessings und Klopstocks Führung die klassische Periode des Deutschen schon lange begonnen hatte:

In denen Schulen aus der teutschen Sprach ein Hauptwerk [Hauptfach] machen, wäre sicherlich deren Verderben, wie man mit allem Grund zu erweisen im stand ist (A. Kluckhohn, Die Jesuiten in Bayern: Sybels Historische Zeitschrift. 1874, 31. Bd., S. 411[1]).

In vielen Punkten lehne ich die Raumersche Beurteilung der jesuitischen Didaktik ab; vollkommen recht hat aber K. v. Raumer mit seinem Gesamturteile:

Zur Förderung der Latinität unterdrückten die Jesuiten ... die Muttersprache (Geschichte der Pädagogik. I, 335).

Und Raumer hätte fortfahren können: „Förderung der Latinität" diente zur Förderung jesuitischer Internationalität und des jesuitischen Egoismus, und nur deshalb fand die „Förderung" statt.

Übrigens ist es nicht die offizielle „Studienordnung" allein, welche über die Muttersprache zugunsten des internationalen Kirchen- und Gelehrtenlateins hinweggeht; die pädagogisch-didaktischen Schriftsteller des Ordens tun das Gleiche. Ich verweise dafür auf die drei hervorragendsten: die Jesuiten Franz Sachini (1570 bis 1625), Joseph de Jouvancy (Juvencius, 1643—1719) und Franz Xaver Kropf (1694 bis 1746).

Ihre Schriften über Unterricht und Erziehung gelten im Orden als „klassisch"; die „deutschen" Jesuiten Stier, Schwickerath und Zorell haben sie als 10. Band der „Bibliothek der katholischen Pädagogik" (Freiburg i. Br.)

im Jahre 1898 neu herausgegeben. Und was finden wir in dem fast 500 Seiten starken Bande, der den Niederschlag jesuitisch-didaktischer Anschauungen aus drei Jahrhunderten und aus drei Ländern (Italien, Frankreich, Deutschland) enthält? Die ausführlichsten Anweisungen für das Latein-Lernen und Latein-Sprechen; so gut wie nichts über die Muttersprache.

Was im besonderen Deutschland betrifft, so sind, außer den schon angeführten Tatsachen, noch folgende bemerkenswert.

Ein österreichisches Hofdekret vom 25. Juli 1725 bestimmt für die Jesuitenschulen, „daß fernerhin keine junge Magister, sondern ... in der reinen teutschen Orthographie hinlänglich fundirte Patres Professores angestellt werden sollen" (bei Kelle, a. a. O. S. 76). Die „junge Magister" aus dem Jesuitenorden waren also nicht einmal in der deutschen Rechtschreibung „hinlänglich fundirt". Erst durch Eingreifen der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1752 gelangte das Deutsche in den Lektionsplan der Jesuitenschulen Österreichs. Aber noch im Jahre 1770 klagte der Minister Graf Pergen, der selbst in Jesuitenschulen unterrichtet worden war, in einem Immediatbericht vom 26. Aug. an Maria Theresia:

> Daß die Schüler [der Jesuitenschulen] am Ende ihrer mühevollen Laufbahn weder einen guten Brief noch andern schriftlichen Aufsatz oder der Sache angemessenen Vortrag in ihrer Muttersprache zu entwerfen, und sich zweckmäßig ohne grobe Sprachfehler auszudrücken erlernt haben (bei Helfert, Gründung der österr. Volksschule, S. 203).

Kelle berichtet, daß in der Bibliothek des großen Jesuitenkollegs zu Prag, eines der berühmtesten des ganzen Ordens, sich im Jahre 1772 nicht ein einziges Werk aus der deutschen Literatur befand.

Der „Lektionsplan" des Jesuitengymnasiums zu Bamberg für das Jahr 1742—1743 enthält kein Wort über die Muttersprache (Weber, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg, I, 184 ff.). Dasselbe ist über den „Lektionsplan" für die oberdeutsche Ordensprovinz vom Jahre 1736 zu sagen (Monum. Germ. paedag. 16, 30—39).

Diese Tatsachen fallen in eine Zeit, in der eine Blütenperiode der deutschen Sprache sondergleichen teils begann, teils schon herrlich entwickelt war; in der die größten deutschen Klassiker unserer Sprache das Schönheitsgepräge gegeben haben. Aber spurlos ging alles am Jesuitenorden vorüber. Seine lateinische Internationalität blieb unberührt von der deutsch-sprachlichen Nationalität (vgl. S. 48 f.).

Hiermit ist auch die sehr charakteristische literarische Erscheinung erklärt, daß der Jesuitenorden in den bald 400 Jahren seines Bestehens in Deutschland (übrigens auch in allen anderen Ländern) so gut wie nichts an Personen und Werken hervorgebracht hat, die innerhalb deutsch-vaterländischer Literatur einen Platz, geschweige denn einen Ehrenplatz einnehmen.

Der einzig wirklich erwähnenswerte ist Friedrich von Spee († 1635) mit seiner „Trutznachtigall" und dem „güldenen Tugendbuch", Gedichtesammlungen, die inmitten der poetischen Wüste des 17. Jahrhunderts als liebliche Oasen bezeichnet werden können. Der Jesuitenorden selbst füllt allerdings Folioseiten und Bände mit Namen von Schriftstellern (vgl. Sommervogel S. J., Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bibliographie, Bruxelles-Paris 1896) und überhäuft fast jeden einzelnen mit Lob ob des Inhalts und der Form seiner Werke (vgl. auch N. Ebner S. J., a. a. O. S. 250—301). Die nicht-jesuitische Kritik ist aber unhöflich genug, die meisten der jesuitischen Schriftsteller in bezug auf Leistungen in der Muttersprache solchen zuzurechnen, von denen 24 und mehr auf ein Dutzend gehen.

Ausführlich habe ich die Ächtung der Muttersprache im jesuitischen Unterrichtssystem behandelt, weil sie eines der wesentlichsten Kennzeichen der den Orden durchsetzenden vaterlandslosen Gesinnung bildet, von der auch noch im 2. Teile, allerdings von anderem Standpunkte aus, zu handeln sein wird. Dort komme ich auch zurück auf die Stellung des Jesuitenordens zur schönen Literatur im allgemeinen, da sie für Beurteilung des kulturellen Niveaus des Ordens bedeutungsvoll ist.

* * *

Und nun zu dem oben erwähnten Briefe des Jesuitengenerals Peter Beckx an den österreichischen Kultusminister Grafen Leo Thun. Er bildet die bestätigende Zusammenfassung meiner Ausführungen über das Unterrichtssystem des Ordens.

Graf Thun hatte beim Jesuitengeneral angefragt:

> ob die Gesellschaft Jesu in der Lage sei, bei Entwicklung ihrer Tätigkeit im Gymnasialunterrichte sich in jeder Beziehung nach den in den österreichischen Staaten bestehenden Vorschriften zu benehmen, oder

ob und wiefern etwa ihre eigentümlichen Verhältnisse mit diesen Vorschriften in unvermeidlichen Widerspruch geraten und deshalb Ausnahmebestimmungen erheischen und rechtfertigen würden.

Die Antwort des Ordensgenerals (vom 15. Juli 1854) betont zunächst:

Vor allem gehe ich von dem Grundsatze aus, daß durch die mit allerhöchster Entschließung vom 23. Juni 1851 erfolgte Außerkraftsetzung des Aufhebungsdekrets [der Gesellschaft Jesu] vom 7. Mai 1848 die Gesellschaft Jesu in Österreich wieder in vorigen Stand eingesetzt ist, und daher die ihr mit obengenannten allerhöchsten Entschließungen vom 18. Nov. 1827 und 19. März 1836 zuerkannte Gewährleistung der ihr eigentümlichen Ordens-Studienverfassung in Kraft bestehe.

Damit hat Beckx seinen Standpunkt genommen: der Jesuitenorden, wie er sich selbst auffaßt, ist wieder hergestellt; alles übrige ergibt sich also von selbst:

Wenn eine mit dem Ansehen der Kirche ausgerüstete Ordensgemeinde sich ihrer Sendung gemäß der Erziehung und Bildung der Jugend widmet, und dabei verlangt, daß man sie in ihrem Wirkungskreise nach ihrer Weise gewähren lassen möge, so scheint es mir, daß eine solche ihr gewährte größere Freiheit und Unabhängigkeit nicht sowohl als eine privilegierte Ausnahmestellung, sondern vielmehr als der normale Zustand derselben anzusehen sei ... Nach den Statuten und Regeln des Ordens kommt auf dem Wege des Gehorsams die oberste Leitung aller der Gesellschaft Jesu anvertrauten Lehr- und Bildungsanstalten dem Ordensgeneral, die mittelbare Leitung der in jeder Ordensprovinz bestehenden Schulanstalten dem Provinzial, endlich die unmittelbare Leitung dem Rektor eines jeden Kollegiums mit Hilfe des Studienpräfekten zu. Was dann die näheren Bestimmungen und Vorschriften in betreff der Leitung anbelangt, so sind dieselben in den Regeln des Provinzials, des Rektors, der Präfekten und Professoren in jenem Teile unserer Satzungen enthalten, welchen wir die Ratio studiorum [Studienordnung] nennen. Mit diesen Bestimmungen stehen die Vorschriften des [staatlichen] Organisationsplanes der Gymnasien in unvermeidlichem Widerspruch, jene besonders, wo von der Bevollmächtigung eines auswärtigen Schulrates, von dessen autoritativem, direktivem, bindendem, entscheidendem Einfluß, vom öfteren Hospitieren, sowie von den Lehrerkonferenzen die Rede ist ... Aus dem oben aufgestellten Grundprinzip folgt: daß es in den der Gesellschaft Jesu anvertrauten Schulen den Ordensoberen zu überlassen sei, diejenigen ihrer Ordensglieder zu Rektoren, Präfekten und Lehrern zu bestimmen, die sie nach ihrer wohlbegründeten Einsicht und Überzeugung am besten dazu geeignet wissen, ohne daß dieselben amtlichen Lehrfähigkeitsprüfungen sich zu unterziehen hätten. Ebenso auch die aufgestellten Rektoren, Studienpräfekten und Lehrer von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle zu setzen, je nachdem es das Bedürfnis oder das Wohl der Lehranstalt oder des Individuums nach der besten Einsichtsnahme der Ordensoberen erheischen sollte. Auf die (so!) oben angeführte Befugnis muß der Orden um so mehr bestehen, weil ohne sie der Gehorsam, auf welchem der Orden hauptsächlich beruhet, seine Kraft verlöre und die Ordnungsdisziplin der Gefahr der Auflösung preisgegeben wäre. Ein nicht von seinen Ordensoberen, sondern von der Regierung durch den Erfolg einer amtlichen Lehrtätigkeitsprüfung angestellter Professor wäre nur mehr ein halber Religios, er hätte sich außer dem Ordenskörper gleichsam einen selbständigen Grund und Boden erworben, und hätte, wie ich schon oben bemerkt, einen Halte- und Stützpunkt für manche Ausnahms-, Vorzugs- und Unabhängigkeitsgelüste. Die eigentümlichen Verhältnisse der Gesellschaft Jesu erheischen demnach und rechtfertigen nach meiner Überzeugung die folgenden zwei Ausnahmebestimmungen: 1. Daß die Leitung der der Gesellschaft Jesu anzuvertrauenden Gymnasien den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln der Gesellschaft zu überlassen sei; 2. daß es den Oberen ungehindert freistehe, ihre Untergebenen ohne vorhergehende amtliche Lehrfähigkeitsprüfungen zu Direktoren, Rektoren, Präfekten und Professoren zu bestimmen, sie von ihrem Amte zu entfernen und andere an ihre Stelle setzen, je nachdem sie dies vor Gott als das Beste erachten.... Der [staatliche] Organisationsentwurf beabsichtigt bei dem Gymnasialunterricht die Aneignung vieler Kenntnisse, und zwar in möglichst kurzer Zeit. Es ist dies dem Scheine nach eine herrliche Idee, wodurch sich denn auch manche ohne weiteres bestechen lassen. Wer aber die Sache näher betrachtet, wird sich am Ende überzeugen, daß auf diese Weise nicht gründliche Geistesbildung, sondern allenfalls jene oberflächliche Vielwisserei erzielt werden kann, die gewöhnlich Eigendünkel und Anmaßung erzeugt und auf Herz und Geist den verderblichsten Einfluß ausübt. Die Tendenz, in kurzer Zeit viele Wissenschaften zu umfassen, zieht denn auch die Notwendigkeit der Fachlehre schon in den untersten Schulen nach sich, welches wir für eine nachteilige Maßregel halten ... Dieses Hervorheben der sogenannten Realien, und die daraus notwendig erfolgende Abnahme der klassischen Studien halten wir für eins der Hauptgebrechen der modernen Lehrmethoden ... Die Gesellschaft Jesu beschränkt daher in den unteren Schulen die Realien ihrer Zahl und ihrem Umfange nach, um auf diese Weise für das klassische Studium und die Stilübungen die nötige Zeit und Kraft zu gewinnen ... Die Verschiedenheit der Sprachen ist ohne Zweifel das größte Hindernis des geistigen Verkehrs der Völker, und der Glaube erkennt in ihr eine Strafe des menschlischen Stolzes ... Nicht nur der Wissen-

schaft, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft wird ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man durch gelehrte in der Muttersprache angestellte Forschungen die Wissenschaft auch denen zugänglich machen will, welche für ihr Verständnis und ihren Gebrauch nicht die geeignete Vorbildung besitzen, wodurch dann eine Menge solcher, die keinen Beruf dazu haben, veranlaßt werden, sich zu ihrem Verderben mit allerlei Wissenschaften und Schriftstellereien befassen zu wollen ... Es ist bekannt, mit welcher Gewalt und Erbitterung vor dreihundert Jahren der sogenannte große Reformator der Religion in Deutschland mit seinen Genossen gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache anstürmte. Und aus welchen Ursachen? Weil diese Sprache das Band bildet, das die verschiedenen Völker mit der Mutterkirche vereinigt hält, und weil sie den Schatz der alten kirchlichen Überlieferungen aufschließt, in welchen die Verurteilung der neuen Lehre enthalten ist ... Weil die lateinische Sprache die Sprache der Kirche, die Sprache der christlichen Überlieferung ist, und weil in dieser Sprache die Schätze der Wissenschaften aller Zeiten und aller Völker [!!] aufbewahrt sind, und sie, wie keine andere, für den Glauben und für die Wissenschaft sich seit Jahrhunderten ausgebildet hat, und daher die eigenen, genau bestimmten, scharf bezeichnenden, allgemein angenommenen Ausdrücke besitzt, und es in dieser Sprache am leichtesten ist, der Wahrheit getreu zu bleiben und dem Irrtume auszuweichen, so hat die Gesellschaft Jesu auch für diese Sprache eine besondere Vorliebe und bedient sich derselben zum Vortrage in der Schule ... Bereits im Jahre 1827 wurde von der k. k. Regierung die Notwendigkeit anerkannt, daß die Gesellschaft Jesu ... befugt sein muß, sich jener Schulbücher zu bedienen, die ihrer Verfassung angemessen sind ... wobei es sich von selbst versteht, daß ... wir es uns doch jederzeit zum Grundsatze machten und auch ferner machen werden, uns so viel als es mit unserem Lehrplan vereinbar ist, an die allgemeinen im Lande üblichen Bücher zu halten ... (Monatsblatt für kathol. Unterrichts- und Erziehungswesen. Münster 1857, Jahrgang 12, S. 251—265 und 291—304).

Man muß dem Ordensgeneral Dank wissen für die Offenheit, mit der er die völlige Losgelöstheit von jeder staatlich-nationalen Sonderheit, die grundsätzliche Unveränderlichkeit des jesuitischen Unterrichtssystems und seine intensive Internationalität ausspricht. So offen hat er die jesuitischen Grundsätze verkündet, daß es dem Orden heute unangenehm zu sein scheint. Denn merkwürdigerweise findet sich in den neueren Veröffentlichungen des Ordens über und für seine „Studienordnung" der höchst interessante und lehrreiche Brief nicht. Die Jesuiten Pachtler-Duhr, die in den »Monumenta Germaniae paedagogica« alles Mögliche und Unmögliche an Aktenstücken über das Unterrichtssystems ihres Ordens in fünf Bänden zusammengetragen haben, legen den Brief nicht vor; der Jesuit Duhr, der in einer Sonderschrift „die Studienordnung der Gesellschaft Jesu" (Band 9 der „Bibliothek der katholischen Pädagogik") ausführlich auf 280 Seiten behandelt, gleitet über den Brief in einer Anmerkung hinweg; der Jesuit Ebner erwähnt in seiner umfassenden Verteidigungsschrift das Schreiben zwar mehrmals, seinen Wortlaut teilt er aber nicht mit. Die diplomatische Zurückstellung des Schreibens ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß es die Grundauffassung des Ordens über sein Unterrichtssystem authentisch und autoritativ wiedergibt.

Der österreichische Staat hätte den Brief des Ordensgenerals beantworten müssen mit Entziehung der Unterrichtserlaubnis für den Jesuitenorden; aber die Antwort des ultramontanen Grafen Thun war, daß er dem Orden mehrere Staatsgymnasien und den Gymnasien gleichgestellte Anstalten übergab: Ragusa, Calocza, Kalksburg, Freinberg, Feldkirch. Und in welchem Maße die Übergabe eine regelrechte Kapitulation des Staates auf Gnade und Ungnade dem Orden gegenüber war, zeigen die Bestimmungen, unter denen das Staatsgymnasium zu Feldkirch dem Orden ausgeliefert wurde:

Die Leitung des Gymnasiums soll den Ordensoberen nach den Statuten und Regeln des Ordens überlassen bleiben. Der Orden wird dem k. k. Schulrat als Regierungskommissar die Besichtigung der Anstalt, namentlich die Einsicht in die im Gebrauch stehenden Lehrbücher und Lehrmittel gewähren, ihn nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen lassen, aber eine Besprechung der gemachten Wahrnehmungen vor oder mit dem versammelten Lehrkörper ist er zu verlangen nicht berechtigt. Die von dem Orden anzustellenden Lehrer sind von der Ablegung der Lehrfähigkeitsprüfung bei einer der bestehenden Prüfungskommissionen enthoben. Die Verwendung ausländischer Ordensmitglieder an den österreichischen Gymnasien ist im allgemeinen zulässig. Über die Aufnahme und Entlassung der Schüler sollen wohl die gesetzlichen Normen gelten, es soll aber den Jesuiten auch unbenommen bleiben, nach den besonderen Vorschriften ihrer ratio studiorum Schüler zu entlassen, ohne daß sie verhalten werden, den Entlassungsfall zu rechtfertigen. Die Wahl der Lehr- und Lesebücher für die Schüler bleibt den Ordensoberen überlassen (bei

Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 242ff.).

* * *

Noch ein Punkt des jesuitischen Unterrichtssystems ist zu besprechen. In besonderer Weise wird er als Licht- und Glanzpunkt von seinen Verteidigern hervorgehoben. Er betrifft nicht das Innere, sondern das Äußere des Systems, ist aber für die allgemeine Würdigung des Ordens von großer Bedeutung.

Ein Kapitel seiner Schrift: Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu (Freiburg i. B. 1896) überschreibt der Jesuit Duhr: „Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts". Da lesen wir:

Die Wissenschaft und ihre Lehre sollte für die Mitglieder der Gesellschaft Jesu keine Einkommensquelle werden. Eine der Grundregeln des Ordens lautet: „Alle, die unter dem Gehorsam der Gesellschaft stehen, mögen nie vergessen, daß sie umsonst geben, was sie umsonst erhalten haben; sie sollen daher eine Vergütung oder ein Almosen weder verlangen noch annehmen, wodurch . . . irgendeine Verrichtung, die wir nach dem Institute der Gesellschaft ausüben dürfen, vergolten würde, damit wir auf diese Weise mit desto größerer Freiheit und Erbauung für die Gläubigen im Dienste Gottes vorangehen können." Diese Grundregel fand ihre Anwendung beim Unterrichte. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes gab dem Lehramt eine höhere Weihe: nicht um Gold, sondern aus Liebe zu Gott und den Nebenmenschen wurde Schule gehalten (a. a. O. S. 46).

Vom ersten bis zum letzten Worte ist hier alles eine einzige große Unwahrheit; und der Jesuit Duhr wußte, als er dies schrieb, daß er Unwahrheiten niederschrieb. Der Jesuitenorden denkt nicht an „Unentgeltlichkeit des Unterrichts". Er läßt sich seinen Unterricht schwer bezahlen; sei es durch den Staat, wo er staatliche Anstalten leitet; sei es durch die Eltern der ihm anvertrauten Kinder. Die Pensionspreise jesuitischer Anstalten sind sehr hoch. Was in Feldkirch zu bezahlen war, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls nicht wenig; in Stonyhurst (weiter unten) betrug der Pensionspreis, wenn ich nicht irre, 120 englische Pfund = 2400 Mark; dazu kamen noch eine Menge Nebenausgaben. Kelle (Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 242) berichtet, daß den in Feldkirch unterrichtenden Jesuiten vom österreichischen Staate erst 8400, dann 9450, dann 10584, dann wieder 9450 Gulden (1 Gulden österreichischer Währung = 2 Mark) jährlich gezahlt wurden.

Ich verarge dem Jesuitenorden nicht, daß er Geld für seine „Leistungen" nimmt. Aber solchen Jahressummen gegenüber von „Unentgeltlichkeit" zu sprechen und aus solcher „Uneigennützigkeit" einen Ruhmestitel für den Orden zu schaffen, der „nicht um Gold, sondern aus Liebe zu Gott und den Nebenmenschen Schule hält", ist ein starkes, aber sehr gebräuchliches Stück jesuitischer Täuschung.

Aber die angeführte „Grundregel" schreibt doch die „Unentgeltlichkeit" vor? Wie ich schon wiederholt nachgewiesen habe und im zweiten Teile noch ausführlich zeigen werde, ist es eine Eigentümlichkeit, und ganz gewiß eine berechnende und berechnete Eigentümlichkeit des Jesuitenordens, schön klingende Regeln zu haben, die nicht nur nicht beobachtet werden, sondern deren Gegenteil in Übung ist. Zu solchen Regeln gehört auch die vom Jesuiten Duhr vorgeführte „Grundregel" (es ist die 27. Regel des sogenannten Summarium constitutionum) über „die Unentgeltlichkeit der Verrichtungen, die wir nach dem Institute der Gesellschaft ausüben dürfen". Wenn sie jemals in Übung gewesen ist, was ich sehr bezweifle (davon im zweiten Teile), jetzt, und schon seit langem, ist sie außer Übung, so sehr, daß gesagt werden kann: der Jesuitenorden versteht es meisterhaft, aus seinen „geistlichen Verrichtungen" Geld und Gold zu gewinnen; kein im Erwerbsleben Stehender übertrifft ihn hierin an Geschick und auch an Gier.

So ist das Duhrsche Kapitel über die „Unentgeltlichkeit des Unterrichts" eine dreiste Vorspiegelung falscher Tatsachen, Sand in die Augen des ahnungslosen katholischen Publikums, das, von der Uneigennützigkeit des Jesuitenordens ergriffen, ihn noch höher stellt, ihn noch mehr verehrt. Das Kapitel entspricht somit allerdings einer „Grundregel" des Ordens, aber einer ungeschriebenen: der Zweck heiligt die Mittel.

* * *

Den theoretischen Ausführungen über das Unterrichtssystem des Jesuitenordens füge ich Unterrichtserfahrungen an, die ich als Knabe in Feldkirch und später als Jesuiten-Scholastiker im Ordens-Studienkolleg zu Wynandsrade gemacht habe.

In Feldkirch war ich von der ersten bis zur sechsten Klasse (einschließlich), d. h. von der Sexta bis zur Obersekunda, und zwar zu einer Zeit (1861—1869), in der das Feldkircher Gymnasium ganz unter jesuitischer Leitung stand und der Orden seine Lehrart an ihm unabhängig vom Staate durchführte.

Obwohl ein guter, ja sehr guter Zögling, war

ich nur ein mittelmäßiger Schüler (der interessante Unterschied, oft Gegensatz zwischen Zögling und Schüler ist beim Erziehungssystem zu besprechen). Sitzengeblieben bin ich nie, aber ich schleppte mich nicht ohne Mühe und Unlust von einer Klasse zur andern. An den Mißerfolgen waren weder Trägheit noch Talentlosigkeit schuld. Es war das System, das aus mir, wie aus zahlreichen anderen fleißigen und begabten Schülern, das nicht herausholte, was in uns steckte; es war das System, das Liebe und Eifer zum Studium nicht zu wecken vermochte. Und zweifellos war es derjenige Punkt des Systems, den ich schon oben hervorgehoben habe, der als wahrhaft toter Punkt kein Leben ausströmen konnte: die absolute, wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Lehrer.

Der „philologische" (die Fachbezeichnung ist noch viel zu ehrenvoll) Drill, mit dem kümmerlich ausstaffiert die jungen Jesuiten aus dem „Scholastikat" heraus, in fast alljährlich wechselnden Personen, auf uns Feldkircher Zöglinge losgelassen wurden, konnte unmöglich wissenschaftliches Leben weckende Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler herstellen. Solche Lehrer sind zu didaktisch-pädagogischer Unfruchtbarkeit geboren.

Zufällig hatte ich mehrere „Koryphäen" des Ordens zu Lehrern: der jetzige Ordensgeneral Franz Xaver Wernz war in den wichtigen Klassen drei und vier (Quarta und Tertia) mein Ordinarius; „Ordensberühmtheiten" in der Physik, Naturwissenschaft, Mathematik, die Patres Frink, Kolberg, Bötzkes, waren meine Fachlehrer; ein späterer Rektor, Pater Knappmeier, legte den Untergrund zu meinen Lateinkenntnissen. Aber aus Nichts wird eben nichts: das fachmännische Minus des Lehrers macht ein Lernplus beim Schüler fast zur Unmöglichkeit. Die wissenschaftliche Unfähigkeit meines Klassenlehrers Pater Suermann habe ich oben (S. 35) schon erwähnt. Als ich nach sieben Jahren Feldkirch verließ, um am Gymnasium zu Mainz die beiden Primen zu absolvieren, hatte ich Mühe und Not, die Aufnahmeprüfung für Unterprima zu bestehen. Mein wissenschaftliches Niveau hob sich zwar an der Staatsanstalt; aber die in siebenjähriger Feldkircher Gewöhnung eingerosteten systematischen Fehler blieben auch in Mainz das Hindernis für kraftvollen Aufschwung und vor allem für Entstehung von Liebe zum Studium.

Wie mir, ging es fast allen, die von Feldkirch aus in ein Staatsgymnasium übertraten. Mit Ach und Krach, in sehr vielen Fällen gar nicht, erreichten sie die Klasse, auf die sie nach Feldkircher Maßstab Anspruch hatten. Mein älterer Bruder Wilhelm (das jetzige Herrenhausmitglied) und mein jüngerer Bruder Klemens hatten auf den Gymnasien zu Paderborn und Vechta, die sie von Feldkirch aus bezogen, die größten Schwierigkeiten, mitzukommen. Ging der Übergang aber einmal glatt vor sich, dann war des Rühmens kein Ende über die jesuitische Lehrmethode, „die selbst feindlich gesinnten staatlichen Unterrichtssystemen gegenüber triumphiere". Mit Vorliebe wurden nämlich die Mißerfolge Feldkircher Schüler beim Übertritte auf andere Anstalten der „jesuitenfeindlichen Gesinnung" der Anstalten und des Staates überhaupt zur Last gelegt.

Der jesuitische Unterricht war und blieb die Vollkommenheit. Das wurde uns Zöglingen so lange und so eindringlich von unsern jesuitischen Lehrern vorgesagt, bis wir fest davon überzeugt waren und von nicht jesuitischen Anstalten geringschätzig dachten und sprachen.

In Wahrheit stand Feldkirch als Unterrichtsanstalt mit allen jenen Anstalten auf gleicher Stufe, die wissenschaftlich wenig leisten und den Ruf von refugia peccatorum haben. Während Gymnasien, die auf der Höhe ihrer Aufgabe sind, in der langen Reihe der aus ihnen hervorgegangenen Männer, wissenschaftliche Berühmtheiten, Bahnbrecher, Forscher auf den verschiedensten Gebieten zählen, weisen die halbhundertjährigen Listen des Feldkircher Jesuiten-Gymnasiums nur Mittelmäßigkeiten auf, Höhepunkte haben sie nicht. Die Tatsache fällt gegen die Unterrichtsart des Ordens um so schwerer ins Gewicht, als Feldkirch seit fünfzig Jahren ein ausgewähltes Schülermaterial besitzt. Aber nicht am Schüler fehlt es dort, sondern am Lehrer und am Lehrsystem.

Später hat sich das Unterrichtsniveau Feldkirchs gehoben. Allein die Hebung ist nicht ein Verdienst des jesuitischen Unterrichtssystems, sie wurde lediglich bewirkt durch die Zwangslage, in die der Staat den Orden versetzte (ich habe das schon hervorgehoben, aber es kann nie genug betont werden). Entweder, so lautete die Alternative, fachmännische Ausbildung mit Staatsprüfungen der als Lehrer verwendeten Jesuiten-Scholastiker, oder Entziehung der Unterrichtsbefugnis. Der Orden wählte selbstverständlich im eigenen Interesse ersteres, und infolgedessen hoben sich die philologisch-wissenschaftlichen Leistungen Feldkirchs.

* * *

Elf Jahre nachdem ich die Feldkircher Gymnasiumsbänke verlassen hatte, wurde ich wieder auf

eine Schulbank gesetzt: Der Jesuitenorden ließ mich nach Vollendung des zweijährigen Noviziats seinen eigenen „humanistischen" Studiengang im Kollegium zu Wynandsrade (holländ. Limburg) durchmachen. So lasse ich im Anschlusse an die Darstellung der von Jesuiten geleiteten Gymnasial-Philologie zu Feldkirch die Darstellung der Ordens-Philologie zu Wynandsrade folgen.

Meinem Alter — ich zählte 28 Jahre — und meinen Studien vor Eintritt in den Orden — ich hatte das Abiturienten- und Referendarexamen und zwei Jahre praktischen juristischen Dienstes hinter mir — verdankte ich es, daß ich von Absolvierung der Grammatik- und Humanitätsklasse befreit und sogleich der obersten, der Rhetorikklasse zugewiesen wurde. Da aber die „Scholastiker" der „Grammatik" und „Humanität" nicht von den Rhetoriker-Scholastikern getrennt waren, so beziehen sich meine Erfahrungen und Beobachtungen auch auf die beiden unteren Abteilungen: „Grammatik" und „Humanität".

Die meisten meiner Mit-Scholastiker waren ganz junge Leute, halbe Kinder, von denen, außer mir, vielleicht noch zwei das Abiturientenexamen gemacht hatten; alle übrigen (wohl 30 an der Zahl) hatten es vor ihrem Eintritte ins Noviziat höchstens bis Sekunda gebracht. Jetzt, in Wynandsrade, sollten sie die humanistische Ordensausbildung und zugleich die Vorbereitung auf ihre Lehrtätigkeit an Jesuitenschulen erhalten. Was sie erhielten, reichte aber nicht an Primanerbildung heran.

Keiner der „Professoren" (Pater Diel für die Grammatik-, Pater Busch für die Humanitäts-, Pater Drecker für die „Rhetorik"-Klasse, Pater Helten, „Studienpräfekt" und Professor für Griechisch, Deutsch und Ästhetik, und Pater Brischar, Professor für Geschichte) besaß fachmännisch-wissenschaftliche Ausbildung. Aber mit ihrer philologischen Halb- und Unbildung waren sie „Professoren" ihrer jungen Ordensbrüder.

Wir in der „Rhetorik" machten lateinische und griechische Pensa, übersetzten Virgil, Homer und Sophokles, lernten im Zumpt, Schulz, Buttmann und Curtius lateinische und griechische Grammatik. Kurz, wir trieben recht und mehr noch schlecht „philologische Studien", wie solche „Studien" auf Sekunden und Primen von Gymnasiasten auch getrieben werden. Aber über das Niveau oberer Gymnasialklassen erhob sich der „humanistische" Unterricht des Ordens für seine eigenen Scholastiker in keiner Weise; ja er erreichte es nicht. Denn kaum einer der in Wynandsrade „philologisch" ausgebildeten Jesuiten-Scholastiker wäre imstande gewesen, das Abiturientenexamen auf irgendeiner Staatsanstalt zu bestehen. Und doch war die „Rhetorik" die oberste Sprosse der „philologischen" Leiter des Ordens; und doch machten die jungen Scholastiker von den Schulbänken der „Rhetorik" aus den großen Schritt auf das Professoren-Katheder zu Feldkirch oder sonst in einer Unterrichtsanstalt des Ordens; und doch waren die meisten Scholastiker, ehe sie dem Orden sich angeschlossen hatten, nicht über die Sekunda hinausgekommen; zahlreiche konnten sich sogar nur den „philologischen" Titel eines Tertianers beilegen; und doch hatten nicht wenige (Schweizer, Dänen, Nordamerikaner, Holländer) vor ihrem Eintritte in den Orden Unterrichtsanstalten besucht, auf denen nur ein Minimum humanistischer Bildung übermittelt wurde, Griechisch sogar ganz fehlte.

Der lateinische Unterricht, den unser Rhetorik-Professor, Pater Drecker, gab, war alles andere eher als humanistisch. Es wurde viel gelacht, aber blutwenig gelernt. Wie sollte der joviale Westphale, dem derbe Scherzworte (ein Lieblings„zitat" war: timor agit in vesicam) näher lagen als Grammatikalregeln, und der die meiste Zeit seines Ordenslebens als Volksmissionar und Beichtvater verbracht hatte, auch dazu gekommen sein, Lateinunterricht geben zu können. Saul unter den Propheten!

Die eigentlichen „Philologen" waren die Patres Helten und Busch, und ich will nicht bestreiten, daß sie ganz achtungswerte grammatische Kenntnisse besaßen. Aber auch sie waren doch eben nur Autodidakten, ohne fachmännisch-philologische Schulung, obschon sie, wenn ich nicht irre, an der Bonner Universität philologische Vorlesungen (aber ohne Examensabschluß) gehört hatten. Auf welcher Bildungshöhe sie sonst standen, habe ich oben gezeigt bei Erörterung der Stellung des jesuitischen Unterrichtssystems zur vaterländischen Literatur.

Ein Unikum als „Professor" war der gute Pater Brischar, der uns Geschichte vortrug. Ich nenne ihn „gut", weil er wirklich ein herzensguter, harmloser, aufrichtig frommer Mensch war. Aber als „Geschichtsprofessor" war er unter allem und jedem Strich. Was wir von ihm an „Geschichtsauffassung" zu hören bekamen, war geradezu grotesk. Pater Brischar ließ auf der Weltgeschichtsbühne nur Engel und Teufel erscheinen und als Souffleur und Regisseur kannte er einzig und allein „die göttliche Vorsehung". Wer „gut" katho-

lisch war, zählte unter die Engel, mochte er Alexander VI., Philipp II. von Spanien, Alba, Heinrich IV. von Frankreich, Maria die Katholische von England oder wie sonst heißen; wer nicht „gut" katholisch war, rangierte unter Satans Gefolge. Pragmatische Zusammenhänge, menschliche Entwicklungen, psychologische Erklärungen gab es nicht; Gott lenkt und leitet in der Geschichte alles mit ausschließlicher Rücksicht auf Papsttum und Kirche. In der deutschen Geschichte kannte Pater Brischar eigentlich nur habsburgische Kaiser, und die bigottesten unter ihnen behandelte er am eingehendsten. Obwohl die meisten von uns Preußen waren, hörten wir von preußischer Geschichte nichts. Nur die Mitteilung, daß einige Schriften des „ungläubigen" Friedrich II. von Preußen (den Titel „der Große" erhielt er natürlich nicht) auf dem „Index der verbotenen Bücher" stehen, vermehrte unsere „vaterländische Geschichtskenntnis".

Als Student hatte ich in Bonn die Vorlesungen Heinrich von Sybels und in Göttingen die von Georg Waitz und Otto Mejer gehört; man kann sich denken, wie mich da die Brischarschen „Vorlesungen" anmuteten. Aber damals waren religiöser Wille, waren angeborene und anerzogene ultramontan-katholische Vorurteile noch stark genug, die sich aufdrängenden Vergleiche zuungunsten der deutschen Geschichtsforscher ausfallen zu lassen.

Eine Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts der Scholastiker war durch den Studienbetrieb ausgeschlossen; systematische Einengung bildete seine Signatur. Ordensaskese und Ordensfrömmigkeit waren Antrieb und Ziel auch der humanistisch-rhetorischen Studien. Dabei wurden die philologischen Verdienste des Ordens, die philologische Gelehrsamkeit von Ordensmitgliedern, besonders der jeweiligen „Professoren" so maßlos einseitig hervorgehoben, daß die jungen Scholastiker, von denen die meisten aus Jesuitenanstalten (Feldkirch usw.) heraus ins Noviziat getreten waren und von philologischen Leistungen außerhalb des Ordens nichts kannten, zu der unerschütterlichen Überzeugung gebracht wurden: die Philologie als Wissenschaft existiert eigentlich nur im Jesuitenorden.

So sehr ich auch bemüht war, ein echter Jesuit zu werden und die Welt und alles in ihr mit jesuitischen Augen anzusehen, das, was ich vor meinem Eintritte in den Orden gesehen und erfahren hatte, konnte ich nun doch nicht ganz auslöschen, und so ging mir die Geringschätzung alles Nicht-Jesuitischen, auch in der Wissenschaft, sehr gegen den Strich. Die törichten, von der Wirklichkeit weit entfernten Unterhaltungen meiner jugendlich unwissenden Mit-Scholastiker in dieser Hinsicht waren harte Geduldsproben für mich, die ich nicht immer bestand. Einen biedern Schwaben, Frater Kade, der gänzlich unbeeinflußt durch Sachkenntnis das jesuitische Monopol in der Wissenschaft und besonders — man denke! — in der Philologie als unanfechtbare Wahrheit hinstellte, ließ ich einmal heftig an: „Sie sind ein Ignorant; was in der Philologie Bedeutendes geleistet worden ist, haben Nicht-Jesuiten geleistet". Der gutgläubige, unwissende Junge (er war vielleicht 18 Jahre alt) sah mich entsetzt an: das waren ja halbketzerische Ansichten. Eine Anzeige bei Rektor und „Studienpräfekt" und ein Rüffel von beiden waren die Folgen. Dem „Frater" habe ich es nicht nachgetragen; im Gegenteile, Ertragung von Tadel, von Demütigungen waren — damals! — willkommene Bausteine für den jesuitischen „Turm der Vollkommenheit" (turris perfectionis).

Die griechischen Pensa, die der „Studienpräfekt" und „Professor" des Griechischen, Pater Helten, uns aufgab, waren deutsche Übersetzungen aus einem griechischen Autor, die wir wieder ins Griechische übertragen mußten. Daß die diktierten Aufgaben griechischen Klassikern entnommen waren, wußten wir anfänglich nicht, noch weniger, welchem Klassiker. Beim Nachschlagen eines Wortes im großen Passow (griechisches Lexikon) entdeckte eines schönen Tages durch Zufall einer von uns, daß das aufgegebene Pensum dem Thukydides (wie ich glaube) entlehnt sei. Damit war der Weg gewiesen, auch die anderen Pensa aufzuspüren. Nämlich ein besonders hervorstechendes Wort des Pensums wurde im Passow nachgeschlagen, und meistens wurde so der Hinweis auf diesen oder jenen Schriftsteller gefunden, bei dem dann das ganze Pensum entdeckt — und aus ihm abgeschrieben wurde, jedoch so, daß wir in die Abschrift „Varianten" und kleine Fehler einflickten, damit Pater Helten aus der Fehlerlosigkeit und allzu großen Reinheit des Stiles nicht Verdacht schöpfe in bezug auf die Provenienz. Und in der Tat, er merkte nichts, sondern lobte uns wegen der guten Übersetzung. An Tagen, an denen griechische Pensa zu machen waren, wanderte Passow von Hand zu Hand; was der eine nicht fand, fand der andere.

Also „gerade wie bei uns", können irgendwelche Sekundaner oder Primaner irgendwelchen Gym-

nasiums sagen. Gewiß, und der „Schuljungenstreich" innerhalb des Geheges strenger Ordensaskese berührt insofern sympathisch.

Nicht aber „wie bei uns" ist, daß der Jesuitenorden auf seiner obersten „philologischen" Vorbereitungsstufe für die Lehrtätigkeit seiner Mitglieder durch seinen „Studienpräfekten" Prüfungsarbeiten auf solche Weise geben läßt, und daß der „Studienpräfekt" nicht merkt, daß sie glatt abgeschrieben werden. Eine solche Schablonenhaftigkeit (Faulheit war es wohl nicht), eine so geringe Findigkeit und Umsicht des Lehrers wäre an einem Gymnasium denn doch auf die Dauer nicht möglich.

Auch über die Ästhetik, die Pater Helten „las", ist ein Wort zu sagen.

Es war dürre, engherzige Theorie, unter Zugrundelegung des ebenso dürren und engherzigen „Lehrbuches" über Ästhetik eines Jesuiten Jungmann. Endlose Erörterungen über die Schönheitsbegriffe Platons und Aristoteles', nichts von Bekanntmachung mit realer Schönheit aus Fleisch und Blut.

Kunst, d. h. die verkörperte Ästhetik, ist mir überhaupt während meiner ganzen Jesuitenzeit innerhalb der Ordenshäuser nie zu Gesichte gekommen. Wer nicht vor dem Eintritt in den Jesuitenorden etwas von bildnerischer und malerischer Kunst gesehen hat, erfährt im Orden und durch ihn nichts von ihr. Darstellungen nackter Körper, mögen sie auch Raffael, Correggio, Tizian, Michelangelo, da Vinci usw. zum Urheber haben, sind „Anreizungen zur Sinnlichkeit". Die kraftvolle, veredelnde Schönheit solcher Darstellungen wurde uns grundsätzlich ferngehalten. Dagegen waren die sentimentalen und einförmigen Madonnen- und Heiligenbilder eines Deger und seiner Schule und minderwertige, aber fromme Erzeugnisse „gut katholischer" litho- und xylographischer Anstalten unsere ästhetischen Anschauungsgegenstände. Bis zu welchen Lächerlichkeiten die Angst vor der Schönheit im Orden führt, während er andererseits seine jungen Leute beim Studium der Moraltheologie mit den widerlichsten Dingen des Geschlechtslebens bekannt macht, zeige ich im 2. Teile. Hier wollte ich in kurzen Bemerkungen klar machen, wie im Orden Ästhetik nicht nur ohne Schönheit, sondern unter Ablehnung von Schönheit getrieben wird. Keiner von uns hat aus dem einjährigen „ästhetischen" Kursus, den der Orden ihn durchmachen ließ, auch nur ein Quäntchen von Gewinn gezogen für Läuterung und Verfeinerung von Geschmack und Schönheitssinn.

Großes Gewicht legt die „Studienordnung" auf „Akademien", d. h. auf wissenschaftliche Vereinigungen der Scholastiker mit von ihnen gewählten „Präfekten", die, dem Wortlaute der Regel nach, den Zweck haben, die verschiedenen Studien (Rhetorik, Humanität, Grammatik, dann später Philosophie und Theologie) durch Übungen (Reden, Gedichte, Verteidigung von Thesen usw.) zu fördern. Was ich von „akademischen" Leistungen in der „Rhetorik" erlebt habe, war armselig. Alles berechnet auf Glätte, auf äußere Gefälligkeit; niemals auch nur der Versuch wissenschaftlicher Vertiefung, selbständigen Eindringens in einen im Bereiche des Schulpensums liegenden Gegenstand. Dabei war die Sache abgekartet; der betreffende „Professor" zog die Drähte; Freiheit der Schüler war nicht vorhanden.

Glanzpunkte der „Akademien" waren dramatische Darbietungen, d. h. Wiedergabe einzelner Szenen aus Dramen. Denke man dabei aber nicht an klassische Dramen der vaterländischen oder der Weltliteratur. Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Calderon kamen nicht zum Worte. Wenn ich mich recht entsinne, bestritt während des ganzen Jahres, in welchem ich „Rhetorik" studierte, der englische Kardinal Nikolaus Wiseman die Kosten der dramatischen Darbietungen, indem sein religiöses „Drama": „Der verborgene Edelstein" (in deutscher Übersetzung) in einzelnen Szenen vorgeführt wurde.

* * *

Der ganze Betrieb der humanistischen Studien im Jesuitenorden, soweit ich ihn an mir selbst in der „deutschen" Ordensprovinz kennen gelernt habe, die, zumal was Wissenschaft betrifft, als eine der regsamsten des ganzen Ordens gilt, hält den Vergleich mit dem staatlichen Gymnasialbetriebe in mittleren und höheren Klassen nicht aus. Und doch waren — was immer wieder betont werden muß — diese humanistischen Studien die einzige „fachmännische" Vorbereitung, die der Jesuitenorden seinen Scholastikern für ihre gymnasiale Lehrtätigkeit zuteil werden ließ.

* * *

Mein Urteil über das jesuitische Unterrichtssystem fasse ich dahin zusammen:

Das Gute in ihm ist nicht original, sondern anderen Unterrichtssystemen entlehnt; Jahrhunderte hindurch ist es abseits von Fortschritt und Entwicklung stehen geblieben; nur gezwungen hat es

Verbesserungen sich zugänglich erwiesen; vieles Brauchbare in ihm steht bloß auf dem Papiere; sein Wesenszug ist egoistisch-nivellierende Internationalität; seine Erfolge sind allerwelts Erfolge, d. h. Erfolge, die von jeder Unterrichtsanstalt erzielt werden, und sieht man näher zu, so stehen den Erfolgen schwere Übelstände gegenüber, die ihre Ursache haben in dem durch und durch verfehlten Unterrichtsplane und in der wissenschaftlich völlig unzureichenden Ausbildung der im Lehrfache verwendeten Ordensglieder. Das vom System so sehr in den Vordergrund geschobene Latein entspricht den Anforderungen der Klassizität nicht; die Muttersprachen mit ihren nationalen Schätzen werden gröblich vernachlässigt. Alles ist eingerichtet auf äußern Glanz und Schein.

2. Das jesuitische Erziehungssystem.

So wichtig der Unterricht, Erziehung ist wichtiger.

Nur der wirklich erzogene Mensch ist Herr auch seiner durch Unterricht entwickelten intellektuellen Fähigkeiten; erst die in und durch die Erziehung erlangte Selbstzucht macht uns zu innerlich geschlossenen Persönlichkeiten, zu dem, was man Charaktere nennt.

Wie sieht es in dieser Beziehung mit der jesuitischen Erziehung aus? Auch hier lautet die Antwort, wie bei der Frage nach der Beschaffenheit des jesuitischen Unterrichts: schlecht.

Das Erziehungssystem der Jesuiten ist ein schablonenhaft-äußerliches; es arbeitet nicht in die Tiefe, sondern an der Oberfläche; es bewirkt Glätte, nicht Wurzelfestigkeit. Selbst sein Hauptziel, Durchdringung des Innern mit Religion, wird nicht erreicht. Was es an „Religion" anerzieht, ist teils schwächliche Sentimentalität, teils leerer Formelkram, teils Aberglaube. Seine schlimmste Wirkung jedoch ist geistige Unselbständigkeit im umfassendsten Sinne des Wortes.

Der Jesuitenzögling lernt nicht stehen auf eigenen Füßen, sondern auf den Krücken äußerer Autorität: Kirche, Beichtvater, Seelenführer, Freiheit und Selbständigkeit des Denkens wird unterbunden. Dazu kommt der internationale Einschlag, der sich nicht immer offen zeigt, stets aber, weil aus dem innersten Wesen des Ordens hervorgehend, vorhanden ist und ungebrochene Vaterlandsliebe, jenes mächtige Erziehungsmittel, nicht aufkommen läßt.

* * *

Will man den Unwert des jesuitischen Erziehungssystems gleichsam im großen und im ganzen erkennen, so vergegenwärtige man sich den allgemeinen und dauernden Mißerfolg, den es in 400jähriger Arbeit in den verschiedenen Ländern davon getragen hat.

Obwohl der Jesuitenorden in allen Kulturstaaten (Österreich, Deutschland, Frankreich, Belgien, Spanien, Italien, Portugal) die Erziehung sozusagen der gesamten katholischen Jugend, zumal der Jugend der oberen, einflußreichen Stände, in Händen hatte, ist es ihm in keinem der Länder gelungen, antikirchliche oder revolutionär-politische Bewegungen mit antikirchlichen Unterströmungen auch nur um eine Stunde zu verzögern, und noch viel weniger, sie ganz zurückzudrängen.

Ja auch der Ansturm, dem der Orden selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorübergehend erlag, war am stärksten in den Ländern, wo er von Geschlecht zu Geschlecht die Erziehung der heranwachsenden Jugend so gut wie ausschließlich geleitet hatte: Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich. Die dort von Jesuiten erzogene Jugend hat gegen den Sturm nichts vermocht, meistens sogar nicht einmal den Versuch eines Widerstandes unternommen; und viele frühere Jesuitenzöglinge — nicht Judasse, wie der Orden behauptet, sondern zur Wirklichkeit des Lebens und der Dinge erwachte Männer — stellten sich an die Spitze derer, welche die Schädlichkeit des Ordens gerade in Lehr- und Erziehungstätigkeit betonten und seine Entfernung aus diesen Gebieten verlangten.

Wo war der vom Erziehungssystem des Jesuitenordens errichtete Damm, als in Frankreich (um den stärksten Mißerfolg hervorzuheben) die enzyklopädistische Aufklärungsflut und dann der Revolutionssturm heranbrausten? Als hätte es dort nie zahlreiche jesuitische Erziehungsanstalten mit Tausenden von Zöglingen durch drei Jahrhunderte hindurch gegeben, vollzog sich der für Kirche und Jesuitenorden gleich verhängnisvolle, für die Menschheit so segensreiche Wandel.

Das Schwergewicht solcher Tatsachen wird so gut wie ganz unbeachtet gelassen. Und doch ist es erdrückend. Es kommt hinzu, daß der jesuitische Erziehungseinfluß in den genannten Ländern sich nicht auf den Umfang der Mauern der Jesuiten-Kollegien beschränkte. Die Kollegien und die

übrigen sehr zahlreichen Niederlassungen des Ordens waren Mittel- und Brennpunkte großer, das ganze Land durchziehender Wirkungskreise. Der Jesuitenorden fand durch die ihm übgebenen jugendlichen Zöglinge nicht bloß den Weg in die Zöglings-Familien, gewann nicht nur dort Einfluß und Macht: seine gefüllten Kirchen mit ihren umlagerten Predigt- und Beichtstühlen pflanzten Einfluß und Macht fort in Millionen von Gliedern aller Bevölkerungsschichten. Aber es war Einfluß, der Gegenströmungen nicht standhielt, es war Scheinmacht. Die großartigen jesuitischen Erziehungsanstalten waren, trotz Sandsteinquadern und Marmorblöcken, Kartenhäuser, die der Wind umblies und deren Erziehungsertrag er wie Spreu verwehte.

* * *

Auch wenn ich den Feldkircher Erziehungsertrag in dieser Allgemeinheit mir vergegenwärtige, erscheint er gleich Null.

Tausende von Knaben und Jünglingen aller Stände sind seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die großartige und glänzend ausgestattete „Stella matutina" hindurchgegangen, aber auch nicht ein einziger wirklich großer ultramontan-katholischer Mann findet sich unter den Scharen alter Feldkircher. Alles nur Dutzendware; Leute, deren „Größe", kommt es hoch, in Führerstellungen innerhalb der Zentrumspartei gipfelt. Und man wird doch nicht behaupten wollen, daß das Feldkirch in Fülle gebotene Knaben- und Jünglingsmaterial keinen bildnerischen Stoff zu ultramontan-katholischer Größe enthielt. Die jesuitische Erziehung ist eben nicht eingestellt auf Größe, sondern auf mittelmäßige Gleichförmigkeit. Wie der Orden selbst (davon wird im 2. Teile ausführlich die Rede sein) eine große Fabrik guter, von der Maschine gleichmäßig geformter „Werkzeuge" ist, nicht ein Meisteratelier für individuelle Kunst, so sind auch seine Erziehungsanstalten für „Auswärtige" Großbetriebe für Massenproduktion.

Bei den Erziehungs„erfolgen" des Jesuitenordens zeigt sich, was sein ganzes Wirken durchzieht und seiner Wirkungsart auf allen Gebieten den Stempel aufdrückt: glänzendes Äußere, innere Hohlheit. Der Reklamekunst des Ordens gelingt es aber immer wieder, durch den Glanz des Scheines die Welt — die ultramontane wie die nicht-ultramontane — zu täuschen. Ein häufig angewandter Täuschungsversuch ist besonders zu erwähnen.

Eine lange Liste berühmter Namen wird von den Jesuiten bereit gehalten, die beweisen sollen, wie ausgezeichnet die Erziehungserfolge ihrer Anstalten sind: Sehet da, diese Berühmtheiten sind Jesuitenzöglinge. Zumal in Frankreich ist solche Art von Beweisführung im Schwange. Wie viele der berühmten Männer aber nur ganz vorübergehend in einer Jesuitenanstalt waren, und vor allem die Tatsache, daß die berühmtesten ihre Berühmtheit erlangt haben, indem sie entgegengesetzte Wege wandelten als die vom jesuitischen Erziehungssystem vorgezeichneten, steht auf den Ruhmeslisten nicht verzeichnet. Da figurieren immer wieder aufs neue: Condé, Turenne, Descartes, Molière, Voltaire und ähnliche; vielleicht fügt eine spätere Zeit auch Passaglia und meine Wenigkeit hinzu.

* * *

Der Jesuitenorden ist der konsequenteste und erfolgreichste Beförderer der Pensionatserziehung, d. h. einer die Kinder von Elternhaus, von Familie, von vaterländischem Gemeinwesen möglichst absondernden Erziehungsart.

Der natürliche Boden für das heranwachsende Kind ist der Mutterboden der Familie; nur in seltenen Ausnahmefällen darf die junge Menschenpflanze in fremdes Erdreich versetzt werden. Dem Jesuitenorden ist es gelungen, die Ausnahme zur Regel zu machen. Tausende von Elternpaaren aller Nationalitäten hat er veranlaßt, ihre Söhne jahrelang aus dem Hause zu tun und dem Orden zu übergeben. Der Schaden ist groß.

Gerade in jenen Entwicklungsjahren, für die das Leben innerhalb der Familie so bedeutungsvoll ist, wo edler weiblicher Einfluß (Mutter, Schwestern) besonders heilsam wirkt auf jugendlich-männliche Sinnesart und Charakter, wird der Knabe den segensreichen heimischen Faktoren entzogen und in eine Umgebung gebracht, die in ihrer Familienlosgelöstheit und Frauenablehnung die denkbar ungeeignetste ist zur Heranbildung der aus der Familie hervorgegangenen, in ihr wurzelnden und für sie bestimmten Jugend. Und warum? Weil es für den Orden vorteilhaft ist, die künftigen Männer, Väter, Politiker, Schriftsteller usw. jahrelang ganz in seinem Geiste formen zu können, ohne durch irgendwelche Beeinflussung von anderer Seite gestört zu sein. So tritt uns auch hier, gleich beim ersten Schritte

in das jesuitische Erziehungssystem, der typische Jesuiten-Egoismus wieder entgegen.

* * *

Auch abgesehen von der durch und durch verfehlten Pensionatserziehung ist der Jesuitenorden, d. h. sind seine im Geiste des Ordens gebildeten Mitglieder schlechte Erzieher. Nicht, daß sie unmittelbar und mit Absicht zu Schlechtem erzögen — in den acht Jahren meines Feldkircher Aufenthaltes ist ein solcher Versuch niemals an mich herangetreten —, aber es fehlen ihnen Eigenschaften, die für gute Erzieher unerläßlich sind, und sie besitzen Eigenschaften, die zum Erziehen untauglich machen.

1. Dem Jesuiten fehlt das Nationalitätsgefühl; er darf nicht national, er muß international denken, empfinden.

Immer und immer wieder weise ich auf diesen Mangel hin, weil er eines der Grundübel des Ordens ist; ein Übel, das gute Erziehung unmöglich macht. Denn darüber kann Meinungsverschiedenheit nicht bestehen: weit mehr noch als beim Unterrichte muß Nationalitätsgefühl, nationales Bewußtsein Grundlage, Mittel und im gewissen Sinne auch Ziel der Erziehung sein. Damit soll nicht einem überspannten, chauvinistischen, andere Nationen verachtenden Nationalitätsgefühle das Wort geredet werden. Ich betone nur die Selbstverständlichkeit, daß jede Nation einen natürlichen Interessenverband, eine Kulturgemeinschaft mit nationalen Werten und nationalen Gütern bildet, daß also die Glieder einer Nation zur Aneignung und Hochhaltung dieser Werte und Güter erzogen werden müssen. Was die Persönlichkeit für den einzelnen, ist die Nationalität für ein Volk; sie verleiht ihm selbstbewußte Kraft. Und wie der einzelne, damit er ein echtes Mitglied der angestammten Familie werde, ihr in Treue und Liebe anhangen muß, so müssen die einzelnen Treue und Liebe auch ihrer Nation erzeigen. Denn auch die Nation stellt, ähnlich wie die Familie, ein ethisches Ganzes dar, das seine Festigkeit nicht so sehr in Gesetzen und wirtschaftlich gleichartigen Bedürfnissen findet, sondern in einer Herz und Willen erfüllenden Anhänglichkeit an den gleichen Geist, an die gleiche Geschichte, an die gleiche Sprache, an das gleiche Land.

Hiervon ist beim Jesuiten nichts vorhanden und soll nichts vorhanden sein. Er muß sogar, so wollen es die Ordenssatzungen, die Wurzel durchschneiden, aus der allein nationaler Sinn und nationale Liebe ersprießen kann: den Familiensinn.

Die Ordenssatzung sagt:

Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, halte dafür, daß er, Christi Rat befolgend: Wer Vater und Mutter verläßt usw., Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und was immer er in der Welt gehabt hat, zu verlassen habe; ja er glaube das Wort an sich gerichtet: Wer nicht haßt seinen Vater und seine Mutter und obendrein seine Seele, kann mein Jünger nicht sein. Und so sei es sein Bestreben, daß er alle natürliche Zuneigung gegen die durch das Blut ihm Verbundenen ablege und sie in eine geistige verwandle, und jene [die Blutsverwandten] nur mit der Liebe liebe, welche die geordnete Nächstenliebe erfordert, so daß, wer der Welt und der Eigenliebe tot ist, Christus unserm Herrn allein lebt und ihn an die Stelle der Eltern, Brüder und aller Dinge setzt [dazu aus der authentischen „Erläuterung" der Zusatz]: Damit die Ausdrucksweise die Empfindungsweise unterstütze, ist es ein heiliger Rat, daß man sich angewöhne, nicht zu sagen, daß man Eltern oder Brüder habe, sondern daß man sie gehabt habe, indem man zu erkennen gibt, daß man das nicht habe, was man, um Christum an Stelle aller zu haben, verlassen hat. Das haben besonders jene zu beobachten, die mehr in Gefahr zu schweben scheinen, von irgendeiner natürlichen Liebe gestört zu werden; meistens pflegen Novizen derartige zu sein (Examen Generale, c. 4, 7, Declarat. C.).

Auf diesem Grunde baut sich dann wie von selbst die von Internationalismus durchtränkte „Regel" auf:

In der Gesellschaft [Jesu] sei weder, noch mache sich fühlbar eine Hinneigung zu irgendwelcher Parteiung, die vielleicht unter christlichen Fürsten oder Herren sich zeigt; sondern es soll vielmehr eine gewisse allgemeine Liebe herrschen, die alle Parteien (auch wenn sie sich entgegengesetzt sind) in unserm Herrn umfaßt (Satzungen, Teil 10. 11; Summarium Constitutionum, nr. 43).

Derartig anational und international denkende und fühlende Erzieher können unmöglich nationales Empfinden wecken, vermitteln, erhalten.

Verstärkt, wenn das noch möglich ist, wird die Internationalität der Jesuiten-Pädagogik durch die grundsätzlich internationale Zusammensetzung des Erzieherpersonals und Schülermaterials.

Oben (S. 41) habe ich das Dekret der 7. Generalkongregation des Jesuitenordens angeführt, das die internationale Zusammensetzung der Lehrer, Erzieher und Oberen in den jesuitischen Studienanstalten vorschreibt, damit nicht „der Nationalitätenunterschied Platz greife". Für Feldkirch kann ich die Durchführung des Dekrets be-

stätigen: Reichsdeutsche, Österreicher, Schweizer, Italiener, Franzosen, Elsässer (vor 1870) waren dort als Lehrer und Erzieher tätig. Lange Jahre bekleideten das Amt des Rektors die französischen Schweizer, die Jesuiten Minoux und Billet und der französische Elsässer (vor 1870) Pater Faller, der eine Zeitlang auch Generalpräfekt war. Die einflußreichsten Stellen, von denen die Gesamtleitung der „deutschen" Erziehungsanstalt Feldkirch abhing, waren also mit Ausländern besetzt, die beide nur gebrochen deutsch sprachen und die in ihrer ganzen Art und Weise den Franzosen erkennen ließen. Auch noch in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts war teils Rektor, teils Generalpräfekt Pater Karl Schäffer, ein Mann, der, trotz seines deutschen Namens, durch seine englische Mutter, die, nach dem frühen Tode des Vaters, die Erziehung des Knaben ganz nach englischen Anschauungen leitete, weit mehr Engländer als Deutscher war. Da ich mit ihm jahrelang zusammen Zögling in Feldkirch war, ist mir seine „deutsch-nationale" Gesinnung wohl bekannt.

International war auch die Schülerzusammensetzung. Kaum eine Nationalität Europas fehlte; auch zahlreiche Zöglinge aus überseeischen Ländern waren vorhanden: Deutsche, Österreicher, Franzosen, Schweizer, Engländer, Iren, Italiener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Belgier, Dänen, Ungarn, Polen, Russen, Chilenen, Peruaner, Brasilier, Nordamerikaner.

Die Vorteile internationalen Verkehrs (Ablegung von Vorurteilen, Erweiterung des Horizonts, Sprachkenntnisse usw.) verkenne ich nicht. Allein das zarte Knabenalter ist nicht die Zeit, solche Vorteile sich anzueignen; es geschieht zu sehr auf Kosten des noch nicht zur Festigkeit gelangten nationalen Empfindens. Erst wenn dies stark geworden ist, können internationale Einflüsse günstig sein; früher haben sie meistens nivellierende Wirkung.

Ganz besonders aber ist hervorzuheben, daß die Internationalität von Lehrern und Schülern Grundsatz des jesuitischen Erziehungssystems ist, einer der Eckpfeiler, auf denen es ruht. Zufällige oder auch absichtliche Berührung mit Internationalität wirkt, wenn sie im richtigen Alter geschieht, befruchtend; systematische und grundsätzliche Durchdringung mit Internationalität ist aber stets und überall vom Übel.

Gerade Feldkirchs Internationalität wird in einem offenbar offiziellen Festberichte über das fünfzigjährige Gründungsjubiläum der Anstalt am 20. Juni 1906 stark betont:

Fahnen und Wappenschilder der europäischen und vieler außereuropäischen Länder, ein Symbol der internationalen Vertretung durch die verschiedenen Zöglinge ... riefen jedem Ankömmling ein herzliches Willkommen entgegen (Kölnische Volkszeitung vom 23. Juni 1906).

Also eine „deutsche" Erziehungsanstalt für deutsche Jugend rühmt sich ihrer Internationalität!

2. Die jesuitische Askese macht es dem Jesuiten unmöglich, ein guter Erzieher zu sein.

Weltflucht, Losgelöstsein von aller irdischen Anhänglichkeit, Willens- und Verstandeslosigkeit dem Oberen gegenüber sind Fundamentalprinzipien der Ordensaskese. Es sind ebensoviele schlechte Eigenschaften für Erzieher.

Die grundsätzliche Weltflucht des Jesuiten hat durch die hermetische Abgeschlossenheit seiner eigenen Erziehung im Noviziat und Scholastikat auch praktisch den höchsten Grad erreicht. Aus der Weltfremdheit, in die keine Regung des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens seiner Nation zu ihm gedrungen ist, wird er unvermittelt als Erzieher unter eine Schar von Knaben und Jünglingen versetzt, die aus der ihm unzugänglich gebliebenen Welt kommen und in ihr weiter zu leben und zu wirken bestimmt sind. Er soll Führer, Berater sein in Dingen, für die ihm selber Blick, ja Auge fehlen.

Wer gut erziehen will, muß zu seinen Zöglingen in ein inneres Verhältnis der Anhänglichkeit und Liebe treten. Dem Jesuiten untersagt die Ordensaskese jedwede Anhänglichkeit an Dinge, Orte, Personen. Fühlt er die Entstehung eines inneren Bandes, so muß er das zarte Gewebe auflösen; „heilige Gleichmütigkeit" (sancta indifferentia), besser: heilige Gleichgültigkeit, soll ihn erfüllen. Wie ein geschlechts- und vaterlandsloses Wesen, so soll der erziehende Jesuit auch ein blut- und empfindungsloses Wesen sein.

Auf nichts legt die jesuitische Askese größeres Gewicht, auf nichts wird mit stärksten Mitteln nachdrucksvoller hingearbeitet als auf Vernichtung des eigenen Ichs durch völlige Unterwerfung des Verstandes und Willens unter Willen und Verstand des Oberen. Unselbständigkeitsmachung im Empfinden, Denken, Wollen, Entschließen ist höchstes Ziel des Jesuitismus. Höchstes Ziel der Erziehung dagegen ist: Selbständigmachung, Herausarbeitung der Persönlichkeit, Anleitung zu eigenem Empfin-

den, eigenem Denken, eigenem Wollen, eigenem Entschließen.

Aus diesen kurzen Bemerkungen und Gegenüberstellungen (Ausführliches über die Jesuitenaskese enthält der 2. Teil) ergibt sich, wie ungeeignet zum Erzieher der im Geiste und aus der Anweisung seines Ordens heraus erziehende Jesuit ist. Leute, die sich selbst wie „Leichname" und „Stöcke" von der Hand eines andern gebrauchen lassen (Summarium Constitutionum 36), die niemals und in nichts dem Urteile eines andern widerstreben dürfen (außer es handle sich um „offenbare" Sünde), können nicht Bildner einer Jugend sein, die auf eigenen Füßen durchs Leben zu gehen hat.

* * *

Aber die „Studienordnung" des Ordens enthält doch ein Erziehungssystem, und dies System weist doch pädagogische Vorzüge auf besonderer Art.

So behaupten die Jesuiten und ihre Lobredner (vgl. Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu: Bibliothek der kathol. Pädagogik. Bd. 9, S. 24—78. Freiburg 1896). Wie verhält es sich damit?

Von einem in der „Studienordnung" enthaltenen Erziehungssystem kann überhaupt nicht gesprochen werden. Über hier und dort eingeflochtene religiös-pädagogische Allgemeinheiten kommt die „Studienordnung" nicht hinaus:

Die Wissenschaften sollen so gelehrt werden, daß dadurch die Nebenmenschen angeregt werden zur Kenntnis und Liebe des Schöpfers und Erlösers (Regeln des Provinzials, Regel 1). Die Schüler sollen zur Ehre Gottes die größtmöglichen Fortschritte machen in der Ehrbarkeit des Lebens (Regeln des Studienpräfekten, Regel 1). Die besondere Absicht des Lehrers sei bei passender Gelegenheit während und außerhalb der Vorlesungen darauf gerichtet, die Schüler zur Liebe und zum Dienste Gottes und zur Übung derjenigen Tugenden, durch die wir ihm gefallen, zu bewegen und sie zu bestimmen, ihre gesamten Studien auf dies Ziel hin zu richten (Regeln für die Lehrer der höheren und der niederen Studien, Regel 1). Er wisse, daß er dazu auserwählt sei, mit allen Mitteln und eifrig dem Rektor bei Leitung und Führung der Schulen so beizustehen, daß die Schüler wie in den Wissenschaften, so auch in der Unbescholtenheit des Lebens Fortschritte machen (Regeln des Präfekten der niederen Schulen, Regel 1). Die Knaben, die man der Gesellschaft zur Erziehung anvertraut hat, unterrichte der Lehrer so, daß sie zugleich mit den Wissenschaften die eines Christen würdigen Sitten sich aneignen. Sowohl bei guter Gelegenheit in den Unterrichtsstunden als auch sonst gehe seine Hauptabsicht dahin, die zarten Herzen der Jugend für den Dienst Gottes und die Liebe zu Gott, sowie für alle Gott wohlgefälligen Tugenden empfänglich zu machen ... Er halte auch Freitags oder Samstags eine halbstündige fromme Ermahnung oder Erklärung des Katechismus; er ermahne vorzüglich zu täglichem Gebet zu Gott, besonders zur täglichen Abbetung des Rosenkranzes oder der Tagzeiten Mariä, zur abendlichen Gewissenserforschung, zu häufigem und würdigem Empfang der Sakramente der Buße und des Altars, zur Meidung böser Gewohnheiten, zum Abscheu vor dem Laster und endlich zur Übung aller eines Christen würdigen Tugenden (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Regel 1 u. 5; vgl. auch: Satzungen, Teil 4, Kap. 7, 2; 16, 4 und: Regel 3 für die Lehrer der höheren Fakultäten).

Solche und ähnliche Sätze stellen das Erziehungssystem der „Studienordnung" dar.

Daß ein religiöser Orden von Aneiferung zur Tugend, von Liebe zu Gott, von ehrbarem Leben, von Meidung böser Gewohnheiten, von Abscheu vor dem Laster usw. spricht und sie als „Ziel" seiner Erziehung hinstellt, ist mehr als selbstverständlich. Die vorgelegten Erziehungs„grundsätze" sind deshalb vom Standpunkte ausgesprochen religiöser Erziehung aus religiöse Trivialitäten banalster Art. Sie besagen alles und nichts; sie machen gerade dort, wo sie stehen, in einem religiösen Erziehungsplane, der von sich behauptet, das Ergebnis jahrhundertelanger Erfahrung und Überlegung zu sein, den Eindruck ärmlicher und abgegriffener Redensarten.

So allgemein sind die „Grundsätze", daß auch der Jesuit Duhr eingesteht, und zwar gegenüber den noch am wenigsten allgemein gehaltenen Bestimmungen (der zuletzt erwähnten 3. Regel für die Lehrer der höheren Fakultäten):

Das sind Forderungen und Wünsche nicht allein der Jesuiten, sondern der ganzen katholischen Kirche für jeden, der es mit seinem religiösen Leben wirklich ernst und treu nehmen will (a. a. O. S. 32).

Das wenige aber, was neben solchen Gemeinplätzen als bestimmte Erziehungsvorschrift in der „Studienordnung" auftritt, ist weder original — wie nichts in der gesamten „Studienordnung" — noch gut und empfehlenswert.

Da ist zunächst die allseitige und strenge an Polizei gemahnende Überwachung, die sich sogar auf Übungen in der Frömmigkeit und Erfüllung religiöser Pflichten erstreckt. Die 9. Regel für die Lehrer der niederen Klassen schreibt vor:

Er [der Lehrer] sorge dafür, daß niemand die monatliche Beichte unterlasse; er lasse sie [die Schüler] einen Zettel mit Vor-, Zunamen und Klasse den Beichtvätern übergeben, damit er nachher bei Durchsicht der Zettel sehe, wer gefehlt hat.

Hier wird ein großer und wichtiger Teil des religiösen Lebens, also einer ihrer Natur nach innerlichen und freiwilligen Leistung des Menschen, unter Zwang und Aufsicht gestellt. Gerade die Beichte religiös aufgefaßt als Wiederversöhnung des Menschen mit Gott, als Entlastung des beschwerten Gewissens muß ein Akt sein, der aus freiem Antriebe und aus Selbstbestimmung hervorgeht. Zwangsweise Beichte mit polizeilicher Kontrollierung zerstört das Gute an ihr, drückt sie herab in die Reihe „pädagogischer" Zuchtmittel. Und das ist in der Tat Zweck der jesuitischen Erziehungsvorschrift, wie ich im zweiten Teile eingehend an den Regeln für Beichte und „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae) innerhalb des Ordens selbst nachweisen werde.

Dazu kommt, daß der Jesuitenzögling gänzlich unfrei ist in der Wahl seines Beichtvaters. Der Orden bestimmt jährlich einige Patres zu Beichtvätern. Nur diesen und keinen andern muß der Zögling seine Beichte ablegen, er mag Vertrauen zu ihnen haben oder nicht.

Ja die „Studienordnung" geht in dem Beichtväterzwang noch weiter. In der 29. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien heißt es:

Im Anfange eines jeden Jahres weise er den Schülern, sei es persönlich, sei es durch die Lehrer, die Bänke und die Beichtväter an.

Nicht einmal eine Wahl unter, wenn auch wenigen Beichtvätern wird also dem Jesuitenzöglinge gelassen; er muß sein Innerstes einem Menschen eröffnen, den ein anderer ihm „anweist". Und wie geschieht die „Anweisung"?! Mit unüberbietbarer Roheit! „Die Bänke und die Beichtväter"! Also wie die „Anweisung" auf ein Sitzmöbel ertönt in jesuitischen Anstalten die „Anweisung" auf einen Beichtvater. Auch einem nicht allzu fein Empfindenden schlägt solche Zusammenstellung ins Gesicht.

In Feldkirch war die Möbel- und Beichtvater-„Anweisung" nicht in Übung. Dort hatten wir die Wahl zwischen 5 oder 6 Beichtvätern. Aber man sieht aus der, wenn auch vielleicht nicht aller Orten gehandhabten Regel, welcher Geist der amtlichen hochgepriesenen „Studienordnung" innewohnt. Erzieherisch, zumal im religiösen Sinne des Wortes, kann man die Regel beim besten Willen nicht nennen. Wir werden sehen, daß sie auch noch andere „pädagogisch" höchst lehrreiche und zur Beurteilung des jesuitischen Erziehungssystems bedeutungsvolle Anordnungen enthält.

Auch die äußere Überwachung der Schüler ist eine umfassende, eine der Überwachung in Strafanstalten vielfach gleichförmige.

Weder beim Essen, noch beim Studium, noch beim Spielen, noch beim Schlafen, noch selbst beim Beten in der Kapelle ist der Zögling jemals allein. Nicht das allerbescheidenste Maß von Vertrauen in seine sittliche Reife wird ihm zuteil. Tag und Nacht, an jedem Orte und zu jeder Stunde weiß er sich beobachtet. Selbst auf den Treppen und Gängen, die der Zögling flüchtig als Durchgang von einem Raume zum andern benutzen muß, stehen überwachende „Atriumspräfekten". Diese an zentrale Zellengefängnisse erinnernde Beaufsichtigung findet ihren statutarischen Ausdruck in der 44. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien:

Während der ganzen Schulzeit verweile er in den Gängen oder in einem Zimmer, von welchem er Aussicht auf diese Räume hat.

Neben der amtlichen Überwachung durch die Erzieher steht die gegenseitige Überwachung der Zöglinge untereinander:

Er [der Präfekt der Gymnasialstudien] bestelle in jeder Klasse dem Herkommen des Landes gemäß einen Schüler als öffentlichen Zensor, oder, wenn dieser Name weniger gefällt, einen Oberdekurio oder Prätor. Damit er jedoch bei seinen Mitschülern etwas gelte, muß er durch irgend ein Vorrecht ausgezeichnet werden und das Recht haben, mit Genehmigung des Lehrers für seine Mitschüler in kleineren Dingen Strafnachlaß zu erbitten. Er gebe acht, wenn einer der Mitschüler vor dem Zeichen zur Schule sich im Hofe herumtreibt, oder eine fremde Schule betritt, oder seine eigene, oder seinen Platz verläßt. Er berichte dem Präfekten auch jeden Tag, wer in der Schule fehlt, ob einer, der nicht zur Schule gehört, das Klassenzimmer betreten hat, endlich ob in Abwesenheit oder Anwesenheit des Lehrers ein Fehler in der Schule begangen worden ist (Regeln für den Präfekten der Gymnasialstudien, Reg. 37).

In jeder Klasse sollen Beobachter (observatores) sein, welche die Namen derjenigen aufschreiben und sie den Lehrern geben, die auf der Straße sich prügeln, andere mit Steinen werfen oder mit Worten beleidigen, Ehrfurcht, wo sie am Platze ist, nicht erweisen, schimpfen, auf dem Schulwege herumzögern, unanständig schwätzen, die im Sommer zum Wasser, im Winter zum Eise abschwenken. In den drei unteren Klassen sollen ‚Dekane' sein, welche ... alle angeben (prodant), die durch irgend etwas Strafe verdient haben (Schulregeln der Gesellschaft Jesu aus den Jahren 1560–61: Monum. Germ. paed. 2, 161 f.).

Der Inhalt solcher Vorschriften bedeutet etwas ganz anderes als das auch heute noch an vielen Unterrichtsanstalten bestehende Amt eines „Klassenordners" (dessen moralisch-pädagogischer Wert, falls es mit Anzeigerecht ausgestattet ist, mir übrigens auch mehr als zweifelhaft erscheint). Hier ist regelrechte Angeberei offiziell eingesetzt; und um sie für beide Teile annehmbar erscheinen zu lassen, um ihr unter den Schülern eine festere Grundlage zu geben, wird der Angeber mit einem „Begnadigungsrechte" ausgestattet. Dadurch soll das jugendliche Gemüt, dem Angeberei von vornherein widerwärtig ist und unehrenhaft erscheint, beruhigt werden. Zugleich dient das Ehrenvorrecht der „Begnadigung" als Anreiz, sich um den „Zensor"-Posten zu bewerben.

Auf Angeberei und Spionage, sebst außerhalb der Schule, deutet auch die Bestimmung der 11. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien:

> Er soll in ein Buch eintragen, ob einer der Mitschüler das Haus derselben [der neu aufzunehmenden Schüler] kenne;

ferner die 36. Regel für die Lehrer der niederen Klassen:

> Vom Lehrer sollen auch die Dekurionen [aus den Schülern] bestimmt werden. Sie haben das Auswendiggelernte abzuhören; die schriftlichen Arbeiten für den Lehrer einzusammeln; in einem Hefte zu verzeichnen, wie oft einem das Gedächtnis versagt, wer die schriftliche Arbeit unterlassen oder das Konzept nicht mitgebracht hat; auch auf anderes sollen sie achten, wenn der Lehrer es vorschreibt.

Der letzte Zusatz stempelt die „Dekurionen" zu Angebern. Denn, nachdem alles Äußere, was in den Tätigkeitsbereich eines gewöhnlichen „Klassenordners" fallen kann (selbst das Versagen des Gedächtnisses!), aufgezählt worden ist, gibt der Zusatz darüber hinaus noch weitesten Spielraum für Überwachung, „wenn der Lehrer es vorschreibt".

Mit dem öffentlichen Angeber hat es aber nicht sein Bewenden. Die „Studienordnung" enthielt früher den Satz:

> Jeder Lehrer soll seine öffentlichen und geheimen Zensoren und einen Oberzensor haben, durch die er das sittliche Verhalten der Anderen ausforscht: Suos quilibet magister censores et publicos et privatos et unum censorem maximum habeat, per quos in aliorum mores inquirat (Duhr S. J., a. a. O. S. 53).

In unverhüllter Nacktheit steht damit das organisierte geheime Angeber- und Inquisitorentum (inquirat!) vor uns. In dieser Nacktheit ist es allerdings aus dem Wortlaute der „Studienordnung" verschwunden. Aber gerade daß ihre erste Fassung, die nach mehrjähriger Beratung und praktischer Erprobung, an denen sich der Ordensgeneral, seine „Assistenten", die Provinzialoberen und eigens dazu ernannte „Kommissare" beteiligten (man vgl. die Schilderung bei Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. S. 19 f.), den schlimmen Satz enthält, macht offenbar, welcher Geist das Erziehungswesen des Ordens durchdringen soll. Daß die verräterischen Buchstaben beseitigt sind, ist nichts als eine taktisch-kluge Maßregel. Der Geist, dem die Buchstaben Ausdruck verliehen, ist geblieben. Das beweist die oben erwähnte „amtliche" Erläuterungsschrift des Jesuiten Kropf über die Erziehungsgrundsätze des Ordens. Kropf empfiehlt ja ganz unbefangen das regelrechte Denunziantentum.

Der denunziatorische Geist des Ordens läßt sich eben nicht verleugnen. Diesen Geist darf man nicht aus dem Auge lassen bei Beurteilung der verschiedenen Stellen aus der „Studienordnung", die von „Zensoren", „Dekurionen" usw. sprechen.

Und deshalb lege ich auch schon hier eine Probe des Denunziantengeistes, der die ganze innere Struktur des Ordens durchzieht und auf den ich im 2. Teile zurückkomme, vor.

In einem offiziellen Schreiben vom 24. April 1693 des Provinzialoberen der böhmischen Ordensprovinz, Pater Stanislaus Bieczynski, heißt es:

> Wie sehr die Angeberei als Augapfel der Gesellschaft [Jesu] von uns geschätzt wird, ist, wie ich glaube, niemand verborgen (quanti pupilla Societatis delatio a nobis aestimata sit, neminem latere autumo). Nicht mit Unrecht urteilt man, daß, was immer an Ärgernissen die Gesellschaft erduldet, zum großen Teile aus der Vernachlässigung und Nichtbeachtung der Angeberei entsteht. Deshalb wird allen eifrig empfohlen, daß sie, als liebende Söhne der Gesellschaft, eine Sache von solcher Bedeutung gebührend schätzen und mit Beiseitesetzung aller Rücksicht, dem Geiste unseres Instituts entsprechend, die Oberen aufrichtig und getreu von dem in Kenntnis setzen, von dem sie im Herrn urteilen, es sei anzuzeigen. Sie seien überzeugt, daß sie eine sehr dankenswerte und für das Wohl der Gesellschaft sehr nützliche Handlung verrichten, wenn sie mit Eifer das studieren, was die Unversehrtheit unseres Ordens in diesem Punkte von Allen verlangt. Damit übrigens die von unserm hl. Patriarchen [Ignatius v. Loyola] uns heilig vorgeschriebene, brüderliche Angeberei (fraterna delatio) durch Mißbrauch nicht in ihr fehlerhaftes Extrem fällt, und so das, was

heilsames Mittel, ja das Heil selbst unseres Ordens sein soll, durch unsere Fehler zum Gifte wird, wird mit nicht geringerer Sorge Allen empfohlen, daß sie, bevor sie dem Oberen etwas anzeigen, des Instituts eingedenk, beten, Gott nicht oberflächlich anrufen und die Anweisung für das Schreiben (formula scribendi), besonders § 21 sorgfältig durchlesen, damit sie nicht, durch Mißgunst fortgerissen, übertreiben und, statt eines heilsamen Berichtes und brüderlicher Angeberei, Andere häßlich entstellen und beleidigend verleumden. Wie sehr diese Pest [der beleidigenden Verleumdung] die höchsten Leiter unseres Ordens schon früher verabscheut haben, kann ersehen werden aus Worten, die vor kurzem, am 30. März 1653, an unsere Provinz gerichtet worden sind: ‚Ich bitte, daß Ew. Hochwürden Alle in sehr ernsten Worten ermahne, daß sie weder sich selbst noch die Oberen mit Anschwärzungen ermüden und nicht hastig, unverständig und verwegen mit der Feder bei der Hand sind (Kodex der W. H.-B. Nr. 13620, S. 10: bei Kelle, a. a. O. S. 185 u. 301).

Man beachte in diesem interessanten Schriftstücke, 1. daß von wirklicher Angeberei, Denunziation die Rede ist (defero, delatio); 2. daß sie die „Pupilla“, das „Heil“ des ganzen Ordens genannt; 3. daß sie in ein religiöses Gewand: Gebet, Anrufung Gottes usw. gehüllt wird; 4. daß die satzungsgemäße Angeberei zu einer wahren „Pest“ geworden war durch Verleumdungen usw.

Weiter gehe ich hier auf die Sache nicht ein. Längeres Anschauen des Ordens-„Augapfels“ wird uns im 2. Teile beschäftigen.

* * *

Zu diesen verschiedenen Überwachungsarten tritt eine andere, die zwar nicht in der „Studienordnung“ steht, aber doch als Regel und Gesetz in jesuitischen Erziehungsanstalten herrscht.

Der briefliche Verkehr des Zöglings mit seinen Eltern unterliegt strenger Überwachung. Die Briefe des Kindes an Vater und Mutter und die Briefe von Vater und Mutter an ihr Kind werden von den dazu beauftragten Jesuiten, gewöhnlich dem Generalpräfekten oder (und) Rektor, ehe sie der Post oder dem betreffenden Zöglinge übergeben werden, gelesen.

Daß in einer Erziehungsanstalt nicht der ganze Briefwechsel mit allen möglichen Personen frei und unüberwacht ist, hat seinen guten Grund. Denn sonst könnten sich durch Briefe von Personen, die den Erziehern gänzlich unbekannt sind, unheilvolle Einflüsse auf den Zögling geltend machen.

Unter ganz anderm Gesichtspunkte ist aber der briefliche Verkehr zwischen Eltern und Kindern zu beurteilen. Ihn unter Aufsicht stellen, ist eine geradezu verwerfliche Maßregel. Dadurch werden die Eltern vor den Kindern herabgesetzt, indem man den elterlichen Briefen beleidigendes Mißtrauen entgegenbringt; und die Kinder werden dann und dort polizeilich kontrolliert, wo ihre Unbefangenheit und Ursprünglichkeit am ungehindertsten sich äußern sollte; das Zarteste ihres Innern wird fremden, meist verständnislosen (Jesuit und Familie!) Späherblicken preisgegeben.

Wenn Verurteilung dieser brieflichen Überwachung überall am Platze ist, so ganz besonders in jesuitischen Anstalten. Denn die Eltern und Familien der Zöglinge sind den Leitern der Anstalten genau bekannt. Gerade für die Familien, aus denen die meisten Feldkircher Zöglinge stammen, gut katholische Familien Deutschlands, vielfach sogar erste Familien der betreffenden Landesteile, ist eine derartige Überwachung des Briefwechsels mit ihren Kindern schmachvoll.

Aber die jesuitische Erziehung, sowohl für die Mitglieder des Ordens, wie für die ihm anvertrauten Zöglinge, beruht nun einmal wesentlich auf Mißtrauen. Aus diesem fauligen Boden heraus wuchern alle jene Regeln und Vorschriften, die wie ein System von Argusaugen den Einzelnen und das Ganze umspannen und belauern. Nicht Vertrauen um Vertrauen ist Grundsatz jesuitischer Pädagogik, sondern Mißtrauen (der Erzieher) gegen Vertrauen (der Zöglinge und Eltern).

Man wird sagen: ja, warum lassen sich denn die Eltern solche schnöde Überwachung des Verkehres mit ihren Kindern gefallen? Ich antworte: die Hinnahme des an sich beleidigenden Mißtrauens beweist, wie sehr die Blindgläubigkeit katholisch-ultramontaner Kreise gegenüber allem, was vom Jesuitenorden kommt, das Eigenurteil erstickt. Es wiederholt sich hier, was auch der Kirche und dem Papsttume gegenüber sich zeigt: alles, was von diesen Stellen ausgeht, mag es wie immer geartet und beschaffen sein, ist gut.

Die schlimmste Form der Überwachung birgt sich aber — echt jesuitisch, echt ultramontan — unter religiösem Gewande. Die „Präfekten“, „Assistenten“ und „Räte“ der „marianischen Kongregationen“ sind offiziell angestellte Angeber. Darüber unten bei Besprechung der „marianischen Kongregationen“.

* * *

Bedenklich als Erziehungsmittel ist der systematisch aufgestachelte Ehrgeiz.

Ehrgeiz an und für sich ist ein mächtiger und

ethisch nicht zu verwerfender Hebel des Fleißes. Systematische Anstachelung des Ehrgeizes aber, wie die jesuitische „Studienordnung" sie vorschreibt, ist vom Übel; sie verursacht ungesunde Überreizung des Ehrbegriffes. Zudem sind die Formen, unter denen nach der „Studienordnung" und nach althergebrachten Gebräuchen des Ordens die Anstachelung geschieht, so kindisch, so schablonenhaft und zugleich so auf das rein Äußerliche, auf das in die Augen Fallende gerichtet, daß dem edlen, aus der Natur hervordrängenden Ehrgeize das Männlich-Kräftige und Ursprünglich-Natürliche genommen wird; er wird unter theatralischem Aufputze zu gespreitzter Unnatur.

Der Wettstreit, lesen wir in der „Studienordnung", der gewöhnlich so angestellt wird, daß entweder der Lehrer fragt und die miteinander Wetteifernden die Antwort verbessern, oder daß die Kämpfer einander gegenseitig Fragen stellen, ist hochzuschätzen und so oft, als die Zeit es gestattet, anzustellen, damit ein edler Wetteifer, dieser mächtige Hebel des Fleißes, befördert werde. Diesen Wettkampf können entweder je einer gegen den andern oder mehrere auf beiden Seiten, besonders aus den Würdenträgern der Klasse, gegeneinander unternehmen, oder einer kann es mit mehreren aufnehmen. Ein gewöhnlicher Schüler greife einen andern gewöhnlichen, ein Würdenträger den andern, bisweilen auch ein gewöhnlicher Schüler einen Würdenträger an und kann dann im Falle des Sieges dessen Ehrenamt oder einen sonstigen Preis oder ein Siegeszeichen erhalten ... Allmonatlich etwa oder jeden zweiten Monat sollen die Würdenträger der Klasse gewählt ... werden ... Wer am besten gearbeitet hat, erhält die höchste Würde, die nächstbesten andere Ehrenstufen, deren Namen, um die Sache gelehrter zu machen, dem griechischen oder römischen Staats- oder Kriegswesen entlehnt werden mögen. Die Klasse kann, um des größeren Wetteifers willen, in zwei Parteien geteilt werden, in welchen jede ihre eigenen, der andern Partei gegenüberstehenden Würdenträger hat. Auch jeder Schüler habe seinen Gegenstreiter. Die Würdenträger beider Parteien sitzen auf dem Ehrenplatze (Gemeinsame Regeln für die Lehrer der niederen Klassen, Reg. 31. 35).

Alles ist hier ungesund, geeignet, nicht edlen Wettstreit, sondern kleinliche und gehässige Eifersüchteleien hervorzurufen: die Einteilung der Zöglinge in „gewöhnliche Schüler" und in „Würdenträger", die Zerklüftung der Klassen in feindliche Parteien, die „Siegeszeichen", die „Ehrenplätze" usw.

Verstärkt wird das Ungesunde durch den theatralischen Pomp der Preisverteilungen:

Am bestimmten Tage sollen unter möglichst großem Gepränge und zahlreicher Beteiligung die Namen der Sieger öffentlich verkündet werden. Jeder von ihnen tritt in die Mitte vor und erhält da auf ehrenvolle Weise seinen Preis ... Vor der Preisverteilung wird durch den Herold verkündigt: ‚Glück und Gedeihen der Wissenschaft und allen Zöglingen unseres Gymnasiums! Preise haben erhalten in folgender Ordnung.' Nun ruft der Herold jeden einzelnen Preisträger ungefähr mit den Worten auf: ‚Den ersten, zweiten usw. Preis in lateinischer, griechischer Prosa, im lateinischen usw. Gedicht hat verdient und erhalten N. N.' Dann überreiche man dem Sieger unter Beifallklatschen und Klängen der Musik den Preis (Verordnungen für die Preisverteilung, Nr. 11. 12).

Also selbst naturgemäß spontan sein sollende Beifallskundgebungen sind genau vorgeschrieben: die Theaterclaque, wie sie im Buche steht.

Unnötige Erregung des Ehrgeizes liegt auch in der in jesuitischen Erziehungsanstalten üblichen „Ämterverteilung", das heißt, einige Zöglinge erhalten „Ämter", die sehr begehrt sind. Solche Ämter sind: „Reihenführer" (in jeder „Division" zwei, welche den übrigen vorangehen, wenn in „Reihen" gegangen wird); „Pförtner" (er sitzt im „Studiensaal" zunächst der Türe und hat bei Klopfen an der Türe nach dem Begehr der Klopfenden zu fragen); „Questor" (er muß für die den einzelnen „Divisionen" gehörigen Spielgeräte, Billards usw. sorgen; auch besorgt er den Verkauf von Eßwaren: Obst, Schokolade); „Spielführer" (sie sind die Anführer der Parteien bei gemeinsamen Spielen); servi Mariae (sie haben für Schmückung der in jedem „Studiensaale" stehenden Marienstatue zu sorgen); „Großministrant" (er führt die Ministrantenschar an, die beim Gottesdienst ministriert). Alle Halbjahre wurden die „Ämter" aufs neue verteilt.

Neben der Ehre, die den „Ämtern" anhaftete, sind materielle Vorteile mit ihnen verknüpft: mehrmals im Jahre finden „Ämtergoutés" statt, d. h. besondere Mahlzeiten für die Ämterinhaber, bei denen es Wein, Bier, Kaffee, Kuchen und sonstige kulinarische Genüsse gibt.

Verbindung des Ehrebringenden mit dem sinnlich Angenehmen ist ein dem Jesuitenorden auch für sein eigenes inneres Getriebe eigentümlicher Zug, auf den ich zurückkommen werde. Als Erziehungsmittel ist die Verquickung durchaus zu verwerfen; sie entfacht Begehrlichkeit und stellt den Genuß neben die Ehre. Die jesuitische Erziehung leitet eben nirgendwo und in nichts an, Gutes und Tüchtiges seiner selbst wegen zu tun;

überall werden von ihr Lockmittel vorgehalten. Der „Eudaimonismus", sogar in der vergröberten Form des Hedonismus (Streben nach sinnlichem Glück und sinnlicher Lust), den die jesuitische Ethik theoretisch verurteilt, ist tatsächlich Grundlage der Erziehung des Ordens.

* * *

Ein eigentümliches Erziehungsmittel, ein Gemisch von Ehrgeiz-Aufstachelung, von Überwachung, von Strafe und Belohnung, sind die jeden Sonntag stattfindenden „Notenverlesungen".

Der „Generalpräfekt" erscheint mit seinem „Sozius" in den Studiensälen der verschiedenen „Divisionen" und verliest vom Katheder herab die für die abgelaufene Woche den einzelnen erteilten „Noten" (Zensuren) für Frömmigkeit, Fleiß, Aufmerksamkeit, Betragen.

Bliebe es bei Verlesung der Zensuren für die verflossene Woche mit kurzen lobenden oder tadelnden Bemerkungen, so wäre gegen dies Erziehungsmittel nichts zu erinnern. Aber seine tatsächliche Handhabung mit ausgedehnten Ermahnungen, die bis zur stärksten Indiskretion das allerpersönlichste Gebiet berühren, ist eine öffentliche Brandmarkung oder Lobpreisung brutalen Charakters; denn auch öffentliche Lobhudelei des „guten" Zöglings kann brutal werden. Freilich äußert sich die Brutalität mehr bei Brandmarkung des „schlechten" Zöglings. Ich habe „Notenverlesungen" erlebt, zumal während der Amtszeit des Jesuiten Julius Pottgeißer als „Generalpräfekten", die an massiver Derbheit, ja Gemeinheit, jeden Rekord schlugen. Da dröhnte es vom Katheder herab: „Tr .... (Name eines italienischen Zöglings), Sie sind eine geistige Mißgeburt, ein Stinktier an Faulheit; Ihre hintere Seite muß einmal wieder gegerbt werden"; oder: „Sie (zu mehreren Zöglingen, welche gleich nach den Mahlzeiten die Bedürfnisanstalten aufgesucht hatten) machen es wie die Enten: vorn herein, hinten heraus". Selbst Stellen aus Briefen bekümmerter Väter oder Mütter an die Oberen der Anstalt kamen — während meiner Zeit zwei- oder dreimal — zur Verlesung. Die Veröffentlichung solcher Stellen sollte wohl den Eindruck der von den Eltern ausgedrückten Sorge bei dem betreffenden Zögling vertiefen. Daß sie eine Gemeinheit war und Sinn für Diskretion bei uns Knaben abstumpfen mußte, kam, wie es scheint, den Erziehern nicht zum Bewußtsein. Auch auf Entstehung falschen Gewissens wurde in den „Notenverlesungen", wenn nicht absichtlich, so doch tatsächlich hingearbeitet, indem Abschreiben, Vorsagen und ähnliche Dinge als schwere sittliche Verfehlungen, die Gott bestrafen werde, hingestellt wurden. Die Übertreibung dieser landläufigen Schulsünden ist ja leider Gemeinübel fast aller Unterrichtsanstalten auch der Gegenwart (Gymnasien usw.). Bei religiösen Anstalten aber, die sich einer geläuterten Ethik und einer ganz besonders durchdachten Erziehungsmethode rühmen, sind solche moralische Irreführungen besonders tadelnswert; sie sind ein Armutszeugnis für den religiösen Erzieher, der kleine Fehler nicht mit entsprechenden, sondern nur mit stärksten und deshalb außer allem Verhältnis stehenden und deshalb sittlich verfehlten Mitteln, unter Mißbrauch von Gott und Religion, beseitigen zu können glaubt.

* * *

In der schon oben nach ihrem erzieherischen Unwerte gekennzeichneten 29. Regel des Präfekten für die Gymnasialstudien findet sich auch noch folgende Bestimmung:

Den Adeligen gebe er bequemere Bänke und lasse ohne sein Vorwissen hierin keine bedeutendere Veränderung eintreten.

Der Jesuitenorden, wie er leibt und lebt! Wertschätzung weltlicher Vorteile, des Adels, des Geldes, der Macht, des Ansehens schwitzt überall bei ihm durch! Doch davon später. Hier weise ich auf das sozial-pädagogisch Verfehlte einer solchen Regel hin, der sich eine Vorschrift aus einer für die Jesuiten-Scholastiker bestimmten Abhandlung: „Anweisung über das Lehramt" (tractatus de magisterio, cp. 9) würdig zur Seite stellt:

Besonders adelige Zöglinge sollen nicht ohne schwerwiegendste Ursache Rutenstreichen unterworfen werden; der Lehrer geht hierin sicherer, wenn er die Sache dem Studienpräfekten vorlegt und seinen Rat erbittet (Kodex der Wiener Hofbibliothek Nr. 10578; bei Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876, S. 222 u. 304).

Der nicht-adelige Zögling darf ohne solche Vorsichtsmaßregeln geprügelt werden. Und ein Erziehungssystem mit derartigen Bestimmungen will auch für unsere Zeit „pädagogische Vollkommenheit" darstellen! Denn auch nach der im Jahre 1832 erfolgten „Neubearbeitung" der „Studienordnung" ist die schöne Regel stehen geblieben; nur hat man den Zusatz eingefügt: „wo es üblich ist"

In Feldkirch war die Regel in folgender Form „üblich": „Bequemere Bänke" hatten die „Adeligen" nicht, aber die Zöglinge des ersten Pensionates, in welchem der Pensionspreis ein höherer war und das sehr viele Adelige aufwies (oben S. 26), nahmen, vor den Zöglingen des zweiten Pensionates, überall die vordersten Bänke ein: in der Klasse, in der Kirche und bei gemeinsamen Festlichkeiten. Auch kam der Geist der Regel dadurch zum Ausdrucke, daß in Musik- und Theaterstücken nur Zöglinge des „vornehmen" ersten Pensionates mitwirkten; selbst in die „marianischen Kongregationen" wurde der Geld- und Rangunterschied hineingetragen, indem die Abzeichen für die Kongreganisten des ersten Pensionates (Bänder, Medaillen, Fahnen) eleganter und kostbarer waren als die für die Kongreganisten des zweiten Pensionates.

Schon ein Immediatbericht des österreichischen Ministers Grafen Pergen vom 26. August 1770 an die Kaiserin Maria Theresia macht auf die schwärende Stelle des jesuitischen Erziehungssystems, Bevorzugung von Adel und Reichtum, Zurücksetzung von Armut und Niedrigkeit, aufmerksam:

Daß die geringeren und einen vom gemeinen Wesen schon so reichlich bezahlten Unterricht nicht noch besonders zu vergelten vermögenden Kinder oft mit den besten Eigenschaften ganz und gar vernachlässigt werden und sich selten die ihrem Fleiße gebührende Gerechtigkeit und Wartung zu versprechen haben (Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 203).

Cornova, der 15 Jahre, bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773), ihm als Lehrer angehörte und sein Leben lang warmer Verteidiger des jesuitischen Unterrichtssystems blieb, rügt gleichfalls die Mißachtung der armen Schüler, gerade dort, wo der arme Schüler aus pädagogischen Gründen vor dem reichen, wenn nicht hätte bevorzugt, so doch ihm gleichgestellt werden müssen:

Wenn also die Rollen in den Schulkomödien fast nur den Kindern vermöglicher Ältern zugetheilt wurden, und beynahe nie den armen Schülern: so fiel gerade für die letzteren, die das am meisten brauchten, der Vorteil der körperlichen Ausbildung und der verminderten Schüchternheit weg. Der Sohn des reichen Hauses verdankte Beydes schon seiner sorgfältigern Erziehung (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 122).

So ist es noch heute, so war es immer. Reichtum und Glanz sind die bevorzugten Sphären jesuitischer Wirksamkeit; Rücksicht auf beide sind Hauptmerkmale jesuitischer Erziehungsmethode.

Wo immer der Orden für die Armen und Geringen sorgt, sich armer Schüler aus niederen Ständen annimmt, da geschieht es entweder mit großer Ostentation: Bestaunet meine Mildtätigkeit!, oder es geschieht in einer die Armut kränkenden Form: Errichtung von „Armenhäusern", „Armenkonvikten", „Armenbibliotheken" (domus pauperum, convictus pauperum, bibliothecae pauperum), oder endlich — und das ist der Hauptgrund — es geschieht aus krassem Eigennutze: die armen Schüler sollen dem Orden Nutzen bringen. Die dies aussprechende charakteristische Stelle aus den Satzungen der „Gesellschaft Jesu" habe ich oben vorgelegt.

Dem armen Schüler wurde seine Armut eingeprägt; es wurde ihm auch äußerlich zu Gemüte geführt, daß das, was er erhielt, „Almosen" seien; die Unterstützung wurde vielfach davon abhängig gemacht, daß er sich dem Priester- oder Ordensberufe weihe. Eine Verordnung über „Speisung armer Studenten in Wien" beginnt mit dem charakteristischen Satze:

Von den Speiseresten (reliquiae ciborum), die an arme Studenten an der Türe des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu zu Wien zu verteilen sind (Monum. Germ. paed. 16, 245).

Die Verordnung sagt ferner (sie will den Unfug allerdings beseitigen), daß es gebräuchlich war, die armen Schüler als Entgelt für die „an der Türe gereichten Speisereste" häusliche Dienste in den Jesuitenhäusern verrichten zu lassen.

Auch der schon erwähnte Festbericht über das halbhundertjährige Jubiläum Feldkirchs als Erziehungsanstalt vom 20. Juni 1906 läßt Bevorzugung des Adels und Geldes erkennen:

Im Namen der Zöglinge hieß ein Schüler der obersten Klasse, Graf Ferdinand von Bissingen, in schwungvollen Versen die Gäste willkommen. Erbgraf Max von Droste-Vischering gab als Präsident des vorbereitenden Komitees Aufschluß über Zweck und Sinn der Jubiläumsfeier (Kölnische Volkszeitung vom 23. Juni 1906).

Also nur Adelige, „Grafen" und „Erbgrafen" sprechen „im Namen der Zöglinge", obwohl weitaus ihre größere Zahl aus Nicht-Adeligen besteht, und obwohl die Zöglinge des zweiten Pensionates meistens bessere Zöglinge und bessere Schüler sind. Aber es sind eben Insassen des sozial geringern zweiten Pensionates.

* * *

Charakteristisch für ein Erziehungssystem sind seine Straf- und Zuchtmittel. Sie bekunden den Geist des Systems. Das Erziehungssystem des Jesuitenordens, seine „Studienordnung" kennt als Straf- und Zuchtmittel eigentlich nur — Prügel.

Schläge als Erziehungsmittel halte ich, trotz Bibel und „Weisheit unserer Vorväter", für verfehlt. Sie sind ein Armutszeugnis des Erziehers, der deshalb zum Stocke greift, weil sein Erziehungs„latein" und meistens auch seine Geduld erschöpft sind.

Seit ich eigene Kinder habe, weiß ich, daß alle Erziehung auf Selbsterziehung des Kindes gerichtet sein muß. Wo aber Selbsterziehung, beruhend auf Erkennen der Fehler und auf freudiger Willensentschließung, sie zu bessern, Ausgangspunkt, Mittel und Ziel der Erziehung bildet, da ist für Prügel kein Platz. Ein Erziehungssystem, zumal ein religiöses, das als einziges Strafmittel den Stock nennt (denn „Ermahnungen" zählen nicht unter die „Strafen"), erklärt sich selbst bar wirklich erzieherischer Qualitäten.

Die 38. Regel für den Präfekten der Gymnasialstudien lautet:

Um deren willen, die es an Fleiß und gutem Betragen fehlen lassen und bei denen gute Worte und Ermahnungen nicht hinreichen, bestelle man einen Zuchtmeister, der nicht von der Gesellschaft [Jesu] sein darf. Wo man einen solchen nicht haben kann, ersinne man eine andere Weise, um die Schuldigen entweder durch einen von den Schülern selbst oder sonst wie gebührend züchtigen zu lassen.

In diesen Worten findet sich Unpädagogisches, Gehässiges und jesuitisch Egoistisches geradezu gehäuft. Ein dafür bezahlter „Zuchtmeister" oder Mitschüler des zu Bestrafenden müssen das Prügeln besorgen. In einer „Schulregel der Gesellschaft Jesu" aus den Jahren 1560—1561 kommt die brutale Pädagogik zu noch widerlicherem Ausdrucke:

Das Maß der Schläge für gewöhnliche Vergehungen (peccata) sind 6 Streiche. Bei schwereren Verfehlungen sollen sich die Erzieher Rats erholen beim Präfekten; die zu Züchtigenden sollen von den anderen Knaben auf der Bank festgehalten werden (Monum. Germ. paed. 2, 160).

Allerdings folgt hier unmittelbar darauf die Weisung, Mitschüler hätten die Züchtigung nicht vorzunehmen. Dreißig Jahre später aber, in der offiziellen, für den ganzen Orden als Gesetz geltenden „Studienordnung", ist auch diese pädagogische Selbstverständlichkeit beseitigt und der Schüler wird „Zuchtmeister" für den Mitschüler.

Während meiner Feldkircher Zeit war „Zuchtmeister" einer der „Knechte", welche Hausdienste im Pensionat verrichteten. Es war ein stämmiger Bauernbursche, mit Namen Stieger. Von dem, der mit seiner „erzieherischen" Tätigkeit in Berührung kam, hieß es unter uns Zöglingen: er ist „gestiegert" worden.

Schläge durch den Lehrer und Erzieher selbst, die ja die Stelle des Vaters vertreten, sind wenigstens kein Angriff auf Ehre und Selbstgefühl des Kindes, aber Beschämenderes, mehr das Ehrgefühl Abstumpfenderes als Prügel durch einen bezahlten Knecht läßt sich kaum ersinnen. Die so geprügelten Zöglinge waren denn auch tatsächlich „moralisch tot", für sich selbst und für uns andere.

Zwei solcher vernichteter Zöglingsexistenzen stehen noch lebendig in meiner Erinnerung: ein Italiener, Tr...., und ein Vorarlberger, G.... Bis zu dreimal in einer Woche wurden sie „zum Stieger geführt", selbstverständlich nur mit dem Erziehungserfolge, daß sie immer mehr verkamen. Auf einen andern, einen Preußen, Ferdinand Th...., übte die „Stiegerei" die Wirkung, daß er sich bei der entehrenden Prozedur mit dem Messer zur Wehr setzte; natürlich vergebens. Von der Stunde an trieb er es aber so, daß er bald „geschaßt" (entlassen: chasser) wurde.

Was soll man aber vom pädagogischen Standpunkte aus zu der Vorschrift der „Studienordnung" sagen, dem Schüler die Schläge durch Mitschüler erteilen zu lassen? Das Gehässige, jede Kameradschaft Zerstörende springt in die Augen. Geprügelter und prügelnder Schüler werden in gleicher Weise moralisch geschädigt, denn für einen aufrechten, ehrliebenden Knaben ist es eine Schande, eine wahre capitis diminutio seiner sittlichen Persönlichkeit, Profoß der Mitzöglinge zu sein. Wer sich dazu hergibt, scheidet, nach richtig pädagogischen Begriffen, aus den anständigen, ehrliebenden Schülern aus.

Erst nach fast dreihundert Jahren ging dem Jesuitenorden diese pädagogische Binsenerkenntnis auf. Die revidierte „Studienordnung" des Jahres 1832 (die übrigens der alten gegenüber noch immer nicht Gesetz, sondern nur Entwurf zur Probe ist) ließ den schmählichen Zusatz: „durch einen von den Schülern selbst fallen. Es gereicht der „deutschen" Ordensprovinz zur Ehre, daß sie in einem Gutachten vom Jahre 1830 den Anstoß zur Weglassung gab mit den Worten:

Denn das fernere Verbleiben in der Schule wäre für einen solchen Schüler unerträglich (Monum. Germ. paed. 16, 429).

Und was tut der jesuitische Erzieher beim Prügeln? Er hält sich im Hintergrunde: „Der Zuchtmeister darf nicht von der Gesellschaft [Jesu] sein." Entweder sind, nach jesuitischer Pädagogik, Schläge ein Erziehungsmittel oder sie sind es nicht. Daß sie es sind, beweist die angeführte Regel. Dann aber hat der Erzieher selbst die Schläge zu erteilen. Tut er es nicht, aus Scheu sich dadurch zu bemakeln, so schlägt er seiner eigenen Erziehungsregel ins Gesicht und, was schlimmer ist, er begeht aus Ordensegoismus — Besorgnis, die Zuchtmeisterstellung könnte dem Orden verdacht werden — eine pädagogische Missetat: um sich einer von ihm selbst aufgestellten unangenehmen erzieherischen Pflicht zu entziehen, liefert er seinen Zögling zum Prügeln an bezahlte Angestellte aus.

* * *

Auch über das äußerste Zuchtmittel, Entlassung aus der Anstalt — in Feldkirch nannte man es „Schassen" — sei ein Wort gesagt.

Der Jesuitismus wußte auch ihm seine Prägung aufzudrücken: der Ruf des „Geschaßten" wurde vonseiten der jesuitischen Erzieher gründlich vernichtet. Nicht indem man die einzelnen, vielleicht im geheimen begangenen Verfehlungen bekannt gab, sondern der „Geschaßte" wurde im allgemeinen als ein fast verlorener Mensch hingestellt, der die „große Gnade", von Jesuiten erzogen zu werden, verscherzt habe und deshalb Gefahr laufe, ewig verloren zu gehen! Wir werden sehen, wie intensiv die Jesuiten diese zugleich Hochmut und Unwahrheit bekundende Anschwärzung besonders gegen diejenigen anwenden, die, sei es freiwillig, sei es gezwungen, den Orden verlassen.

* * *

Ein, um mich so auszudrücken, negatives Erziehungsmittel des jesuitischen Systems bildet das strenge Verbot von Freundschaften.

„Partikularfreundschaften" — das war der amtliche Ausdruck — wurden als etwas Böses, als große Gefahren für Sittlichkeit und als nächste Gelegenheiten zur Sünde hingestellt. Wie so oft der Jesuitismus die Natur zur Unnatur verkehrt, aus dem Edlen Unedles herausdestilliert, so auch hier. Überall anderswo freut man sich der Knaben- und Schülerfreundschaften, man begünstigt sie, weil nicht selten reicher Ertrag fürs Leben aus ihnen erwächst. Der Jesuitismus mit seiner alles durchziehenden Furcht vor Unsittlichkeit schwärzt sie an und lenkt so die Knabenphantasie auf Dinge, die ihr sonst fremd bleiben.

Allein die Besorgnis vor geschlechtlichen Fehlern ist nicht der einzige, nicht einmal der Hauptgrund, weshalb das jesuitische Erziehungssystem „Partikularfreundschaften" verpönt. Sie ist nur das Mittel zum Hauptzwecke.

Niemand anders soll das Vertrauen des Zöglings besitzen als die vom Orden dafür Berufenen: Beichtvater, Präses der Kongregation, Präfekt usw. Schließen sich aber zwei Zöglinge in Freundschaft aneinander an, so wird daraus ein, wenn auch noch so kleines, abgeschlossenes Ganzes, in das die Fühler des Ordens nicht mehr dringen; der Orden steht vor einer kleinen Welt, die nicht mehr bloß um ihn schwingt, in der vielleicht zentrifugale Kräfte sich regen, die von seinem Zentrum hinwegführen. Der Zögling als einzelner, ohne Freund, ist ganz in der Hand jesuitischen Einflusses, und deshalb muß er in dieser Isoliertheit erhalten werden, und deshalb die schonungslose Unterdrückung des Edelsten, was die Jugend kennt, der Freudschaft.

Die Zertretung von Freundschaftsregungen in jugendlichen Herzen wirkt zerstörend weit über die Grenzen des Pensionatslebens hinaus. Und so wird man selten finden, daß ehemalige Jesuitenzöglinge später als Jünglinge oder Männer Freundschaften schließen. Der Weg zu dem wertvollen Gute ist ihnen durch jesuitische Erziehung verschüttet worden. Ich selbst habe den Weg in mühsamer Arbeit mir wieder freilegen müssen.

* * *

Oben deutete ich auf den didaktisch-pädagogisch bemerkenswerten Unterschied hin, der sich in jesuitischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zwischen Zögling und Schüler zeigt: gute Zöglinge sind dort selten auch gute Schüler, obwohl Anleitung zum Studium und seine Überwachung auch einen Teil der Pensionatserziehung bilden. Das Schwergewicht der jesuitischen Erziehung liegt eben auf dem äußerlich guten Betragen: Beobachtung aller Regeln, aller Frömmigkeitsübungen. Geist und Wille des Knaben werden nicht in der Tiefe gepackt, und gerade in der Tiefe dieser beiden Potenzen liegen die Kräfte, welche die Schwierigkeiten des Lernens und Ringens nach Wissen überwinden.

Eine auffallende Bestätigung dieser Auffassung ist die Erscheinung, die ich in Feldkirch, damals

ohne Erkennen ihrer Ursache und Bedeutung, beobachtete. Die „Externen" am Jesuiten-Gymnasium zu Feldkirch waren durchweg die besseren Schüler, meistens die ersten der Klasse. Die „Externen" standen aber am wenigsten unter dem Erziehungseinflusse der Jesuiten: sie wohnten außerhalb des Pensionates und waren deshalb in ihrem äußern Leben verhältnismäßig frei. Also: selbst innerhalb eines jesuitischen Erziehungs- und Unterrichtsganzen (denn das war Feldkirch trotz „Externen") zeigt sich die Tatsache: je weiter entfernt vom jesuitischen Erziehungseinflusse, dessen Hauptwirkung Hervorbringung „guter", mit „gutem Geiste" erfüllter Zöglinge (Aneignung des „guten Geistes" war ständiger Refrain aller öffentlichen und privaten Ermahnungen) war, um so bessere Schüler.

* * *

Unter die Bildungs- und Erziehungsmittel rechnen auch Schülerbibliotheken. Die „Studienordnung" des Jesuitenordens, auch die im Jahre 1832 „modernisierte", kennt sie bezeichnenderweise nicht, wohl aber die Praxis der heutigen jesuitischen Lehr- und Erziehungsanstalten.

In Feldkirch hatte jede der drei „Divisionen", in die die Zöglinge nach Alter und Klasse verteilt waren, ihre eigene Bibliothek. Ihre Benutzung war während des „Freistudiums", abends zwischen 8 und 8³/₄ und Sonntags zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags, gestattet. Der Inhalt der Büchereien war ein außerordentlich kärglicher, quantitativ und qualitativ. Ein mäßig großer Schrank barg z. B. die „Bücherschätze" der 1. Division, zu der die Größten, bis zu Primanern einschließlich (8. Klasse), gehörten. Daß nur einseitig-ultramontane Literatur vertreten war, braucht nicht erwähnt zu werden; aber daß Schund auch dieser Literatur Ehrenplätze einnahm, ist der Erwähnung wert. Geschichtswerke von Annegarn oder Weiß, Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn waren noch Perlen. Goethes Werke waren nicht vorhanden; Schiller, Lessing oder irgendein anderer Klassiker in Gesamtausgaben auch nicht. Dafür fanden sich aber die »opera omnia« des Jesuiten Antonio Bresciani in mehreren Exemplaren, die als blutrünstige, aber fromme, gegen Kirchenfeinde und Freimaurer gerichtete Schauer- und Hintertreppenromane charakterisiert werden müssen. Was in ihnen an Mordtaten der Carbonari, an Teufelserscheinungen geboten wird, übersteigt das Erlaubte erheblich; es muß auf jugendliche Gemüter verderblich wirken nach jeder Richtung hin. Proben dieser „schönen Literatur" habe ich vorgelegt in meinem Werke: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit (Leipzig, Breitkopf & Härtel. I⁵, 330—343). Ein Geschmack von dieser „ausgewählten Schülerlesung" muß aber auch hier meinen Lesern verschafft werden.

Bresciani S. J. hat seine religiösen, kulturellen, politischen und pädagogischen Ungeheuerlichkeiten abgelagert hauptsächlich in zwei „historischen" Romanen, die zuerst in der offiziellen Jesuitenzeitschrift „Civilta cattolica" erschienen und dann, zu Nutz und Frommen des katholischen Volkes, in billigen Ausgaben in den verschiedensten Sprachen als Bücher verbreitet wurden. Die Romane heißen: „Der Jude von Verona" und „Blicke in die römische Republik oder die freiwillig Verbannten und Lionello". Ich zitiere nach den in Regensburg und Schaffhausen erschienenen Übersetzungen in 2. und 5. Auflage:

„Um den Nachforschungen der Polizei zu entgehen, hatten die Geheimbündler [in Rom] keinen festen Aufenthaltsort. Die wahre Lasterhöhle befand sich jedoch hinter der Lungura. In diesem Schlupfloch war das Nest jeder Schändlichkeit und Frevelhaftigkeit; dort erhob sich der Altar Satans, dort wurde derselbe als oberste Gottheit angebetet; dort wurde ihm Weihrauch angezündet, schreckliche Gelübde, obszöne Geheimnisse gefeiert und ruchlose Gaben dargebracht. Um diesen Altar tanzten jede Nacht zwölf schamlose Dirnen und brachten, zu Priesterinnen geweiht, ihr schaudervolles Opfer dar. Soll ich es sagen? soll ich es niederschreiben? Diese Dirnen gingen des Morgens scheinbar voll Andacht und Frömmigkeit an den Tisch des unbefleckten Lammes und, nachdem sie die allerheiligste Hostie in ihren schmutzigen Mund empfangen, hielten sie das Taschentuch vor das Gesicht und spien dieselbe wieder aus, um sie nachts darauf in die fluchwürdige Versammlung mitzunehmen."

„Wenn der Altar zugerüstet, das Feuer angezündet und Weihrauch darauf gestreut war, wurden die heiligen Hostien in den Kelch geworfen, die Henker traten mit gezückten Dolchen heran; ihr Oberpriester rief den Dämon an, gab ihm alle göttlichen Namen und sprach: ‚Du, unser Gott und Herr, empfange die Huldigung des Leibes und Blutes Deines größten Feindes. Hier liegt Christus zu Deinen Füßen, thue ihm mit, was Dir genehm ist. Du hast ihn schon einmal durch die Juden ans Kreuz geschlagen, und Du thatest wohl daran; der Elende wollte Dir Dein Reich entreißen; Du hast ihn nach Verdienst bezahlt. Gebrauche nun uns Christen, um ihn mit noch größerer Schmach zu bedecken; wir sagen uns von ihm los, wir schwören ihn ab, wir betrachten ihn als unsern

Sklaven. Er droht demjenigen die Hölle an, der nicht an ihn glaubt; wir glauben nicht an ihn und fürchten seine Hölle doch nicht; ja, wir schließen uns allen Lästerungen an, welche die Verdammten gegen ihn ausstoßen und mit uns in alle Ewigkeit ausstoßen werden. Dieser furchtsame und niedrige Gott ist in die Höhe der Himmel davongegangen, aber wir reißen ihn durch seine Priester wieder auf die Erde herab und bekommen ihn in unsere Hände. Nun mag er dafür büßen, daß er Gehorsam und Armuth gepredigt, daß er gelehrt hat, den Feinden zu verzeihen.' — Und dann nahmen sie die geweihten Hostien, durchstachen dieselben um die Wette mit den Dolchen, zerstückelten und zerbröckelten sie und warfen sie als Brandopfer für den Dämon in das Feuer.' (Der Jude von Verona. I, 134 ff.) Bresciani läßt ein Mädchen folgende Aussage machen: „Es waren in Rom zwei Häuser, wo die Karbonari ihre geheimsten Zufluchtsstätten hatten, und dort war ich mitten unter den schrecklichsten Lästerungen, unter den abscheulichsten Heiligtumsschändern: ich habe die heilige Hostie mit Füßen getreten, habe Jesu abgesagt und dem Teufel zu ewiger Treue mich verschworen. Mit einer Lanzette entzog ich mir einige Tropfen Blut, womit ich mich dem Bösen verschrieb, und protestirte, daß ich auch in dem Augenblicke des Todes zu Christo nicht zurückkehren wollte; dabei beabsichtigte und wollte und beschwor ich, daß meine Seele im Besitze des Teufels ewig bleiben sollte" (a. a. O. Bd. 2, S. 539). Über diesen „Vertrag mit dem Bösen" wird dann weiter berichtet: „Nach einer recht langen Zeit trat der Pfarrer aus dem Zimmer, trug ein Briefchen in der Hand und sprach: ‚Sehet, Ursula schickt Euch dieses Blatt und sagt, daß es Euch gehöre.' Alisa öffnete es, sah die blutige Unterschrift und schloß es wieder ganz erschrocken. Nachher, auf ihrem Zimmer, zündete sie ein Licht an und verbrannte diese Schrift" (a. a. O., S. 541). Wiederholt versichert Bresciani, alles, was er mitteile, seien „Thatsachen", und am Ende des „Juden" schreibt er: „Aber der Jude von Verona ist ja ein Roman! Wollte Gott, daß er es wäre, wir wollten es dann gerne hinnehmen, Lügner genannt zu werden." (S. 603.)

„Wir an der Universität nannten sie Juno. Viele von den Studenten verliebten sich in sie, ich aber am allertollsten, so daß ich sie förmlich anbetete. Dieses Weib nun, die ich für ein himmlisches Wesen hielt, war ein eingefleischter Dämon und der Gesellschaft der höllischsten Geheimnisse des Illuminatismus so eng verbunden, daß es in derselben das Amt einer Werberin und Meisterin hatte. Wie sie sich nun von mir so grenzenlos angebetet sah, sondierte sie, ob ich einen sichern Grund abgebe, um weiter zu schiffen, und erkannte bald mein finsteres, lasterhaftes, ungläubiges und jeder Leidenschaft zugängliches Gemüt. Mehr brauchte sie nicht und war also sicher, die Burg meines Herzens schon gewonnen zu haben. Absolute Herrin über mich, begann sie nun, mich in die ersten Vorhöfe der gottlosen Mysterien Weishaupts einzuführen. Ich bestand dermaßen jede Probe und bewies mich ihr so treu und ergeben, daß sie endlich das höllische Siegel des letzten Geheimnisses brach und mich in den tiefsten Schlund des Tieres des Mysteriums schleuderte. Peter, die Nacht sei verflucht in Ewigkeit! Nachdem mir Doralice den satanischen Kult vollständig entschleiert hatte, nahm sie mich bei der Hand, ergriff mit ihrer Linken eine Laterne, durchschritt alle Zimmer ihrer Wohnung, die sich im ersten Stocke befand, und stieg eine Treppe hinunter. Beim Widerhalle eines jeden Schrittes hörte ich von unten herauf etwas wie das Schnauben eines Rosses und, als wir unten angekommen waren, ein heftiges Wiehern und Scharren im Hintergebäude. Doralice öffnete eine Türe, und wir stehen im Stalle."

„Hier sah ich nun einen Hengst angebunden, schwarz wie die Nacht, mit einem weißen Stern auf der Stirne, der kaum seine Herrin erblickte, als er zu wiehern aufhörte, aber dafür schwollen ihm alle Muskeln am Leibe; er schlug mit seinem mächtigen Schweife von oben nach unten, schüttelte seine Mähne und spitzte seine Ohren, wie zwei Basiliskenzungen. Doralice setzte die Lampe auf den Rand eines nahestehenden Brunnens, der, von dem matten Lichte derselben erleuchtet, einen unheimlichen Anblick gewährte."

„Jetzt sagte Doralice: ‚Aristodemo, das ist Ariel, mein guter Dämon; lege deine rechte Hand auf Ariels Haarbüschel zwischen die Ohren.' Ich zitterte; streckte aber die Hand aus, und das Pferd schnaubt und reißt den Kopf unwirsch in die Höhe. Die Teufelshexe schaut mich an bitterbös und herrscht mir zu: ‚Feiger, du zitterst? Also du glaubst noch an Gott?' Ich fühlte mir das Blut in den Adern gerinnen; sie sprach ein deutsches Wort aus, und Ariel, der bis jetzt ganz wild dagestanden, bog demütig seinen Kopf nieder und ich legte meine Hand darauf. Jetzt schöpft das Weib eine Handvoll Wasser aus dem Brunnen, spritzt es mir ins Gesicht, fährt mit dem Zeigefinger nach Ariels weißem Stern und sagt: ‚Ich taufe dich im Namen Ariels. Von jetzt an wirst du Teucer heißen; Ariels weißer Stern sei dir günstig und heilbringend.'"

„Nun band sie das Pferd los und trat mit mir mitten in den Stall. Der Hengst näherte sich nicht. Das Weib legte mir jetzt die linke Hand auf die rechte Schulter und fuhr mit der Rechten nach der Gegend des Herzens, das angstvoll schlug. Darauf wandte sie den Kopf dem Pferde zu und tat mit den Lippen: ‚Happ'. Das Pferd drehte sich blitzschnell, kam zu uns, schnob mit den Nüstern an die Hand, die sie auf meinem Herzen hatte, und wieherte und scharrte heftig!"

„Doralice trat ein wenig zurück, schaute das Pferd an, rief ihm einige Worte in deutscher Sprache zu, worauf das Pferd in die Höhe fuhr und auf den Hinterbeinen stehend mit dem Kopfe fast an die Decke reichte. Jetzt schlug sie die Hände zusammen, Ariel ließ sich nieder und stand da zahm wie ein Lamm."

„Nun nahm Doralice den Shawl von den Schultern und breitete ihn Ariel auf den Rücken. Das Pferd bog die Kniee zur Erde und legte sich nieder.

Nachdem das Weib sich darauf gesetzt hatte, streckte es erst den einen, dann den andern Fuß auswärts, schüttelte sich und stand wieder auf den Beinen. Die Hexe, die aussah wie Dejanira auf dem Centauren, rief mich und sagte: ‚Aristodemo, halte deinen Kopf unter meinen Fuß.‘ Ich bog mich und tat so; sie trat fest darauf und rief: ‚Geschworener Ariels, wirst du dem Engel vom weißen Sterne treu sein?‘ Ich antwortete: Ja. Nach diesen Worten schlug sie dem Pferde mit der offenen Hand auf den Rücken; das Pferd zitterte, schnaubte, schäumte und stampfte auf den Boden, dann schlug es aus, bis ihm Doralice mit der Hand in die Mähne fuhr und mit dumpfer Stimme sagte: ‚Ariel, Teucer gehört Dir schon, beruhige Dich‘, und das Tier ward ruhig. Mit einem Satze war Doralice wieder auf der Erde. Sie nahm Ariel den Shawl ab, warf ihn mir um den Hals, zog mich zu ihm und sagte: ‚Küsse seinen Stern!‘ ich küßte ihn; ‚gib ihm die Hand als Pfand der Treue!‘ und das Pferd, wunderbar! hob den rechten Fuß auf, bot ihn mir und ich drückte ihn.“

„Peter! wie könnte ich Dir die Empfindung beschreiben, die das kalte Eisen auf mich machte? Peter, das Eisen fühle ich noch immer in meiner Hand, der Huf lastet mir noch immer darauf. Ariel sah mich an, er verstand mich, blies die Nüstern auf, klapperte die Lippen aufeinander, spritzte mir den Schaum ins Gesicht; hier hab ich ihn, hier, er brennt mich fürchterlich. Ariel hat meine Seele; Doralice riß ihm ein Haar aus, flocht es in einen Kreis und schrieb dazu: Gage d'Ariel. Da siehe, ich trage es am Halse mit den Haaren jener Verfluchten. Ariel war Satan, Ariel wiehert jetzt, schnaubt, scharrt, beugt die Kniee, nimmt mich auf seinen Rücken, wie Doralice, und versenkt mich in die Hölle“ (Lionello, S. 378—381).

„Zwei Tage darauf erhält er ein anonymes Billet, worin ihm bedeutet wurde, er solle sich um zwei Uhr Nachmittags in einem bezeichneten Kaffeehause am Hafen einfinden. Im Eintreten solle er dem Kellner sagen: ‚Eine Zigarre!‘, mit den Fingern schnalzen und sich sogleich die Nase mit einem gelbseidenen Sacktuch putzen. Um zwei Uhr war Lionello am Hafen, machte die verabredeten Zeichen, worauf ein elegant gekleideter Herr sich von einem Polster erhebt und mit dem Worte zu ihm tritt: ‚Lionello?‘ ‚Das bin ich‘, antwortete er. Sie entfernen sich miteinander und steigen im Hafen in eine leichte Tartane, die in der Mitte einen weißblauen Pavillon hatte. Lionello mußte sich setzen, die Vorhänge wurden zugezogen, und die Barke bewegte sich nun durch das Labyrinth von Schiffen, die vor Anker lagen, ohne daß Lionello gewahr wurde, nach welcher Richtung man fahre. Nach drei Viertelstunden landete die Barke unter einem Thürbogen, der ein wenig ins Meer vorstand. Hier wartete bereits ein eleganter Wagen mit einem englischen Kutscher, der an seinem linken Arme ein zierliches Goldgeflecht hängen hatte und zwei herrliche andalusische Hengste lenkte. Zwei Neger in reichster Livree öffnen den Schlag; Lionello wird bedeutet einzusteigen; der Unbekannte folgt ihm. Aber auch im Wagen konnte er nicht sehen, wohin man fuhr; denn kaum hatte er sich gesetzt, so gewahrte er, daß die seidenen Vorhänge über die Fenster gezogen waren. Alles war Geheimniß, der Unbekannte hatte nie den Mund geöffnet; erst beim Einfahren in einen rasigen Seitenweg, wie es nach der schwellenden Bewegung des Wagens schien, sagte der Mann: ‚Lionello, die Proben sind fürchterlich; bestehst Du sie, so werden wir Dich als Bruder begrüßen.‘“

„Bald darauf hört er den Wagen auf einen großen Thorweg rasseln. Er hält: die Schwarzen öffnen den Schlag, die Beiden steigen aus, worauf der Wagen sich rasch nach der entgegengesetzten Richtung entfernt und durch das Schließen eines mächtigen Thores den Blicken der Zurückbleibenden entzogen wird. Sie standen jetzt ganz allein am Fuße einer Marmortreppe. Der Unbekannte sagte: ‚Ehe Du nur eine einzige Stufe hinansteigst, muß man sehen, ob Deine Kniee fest sind; komm!‘ Er öffnet unter der Treppe eine eiserne Thüre, und Lionello sieht sich in dem Augenblicke von einer Flamme umschlossen und übergossen, weicht aber keinen Schritt; der Unbekannte zieht ihn sogleich zurück, die Thüre fällt knarrend zu, und die Flamme ist verschwunden.“

„Nun gehen sie weiter durch die Halle, biegen links in einen Gang, der in eine sanft absteigende Treppe endet, steigen diese hinunter und treten bald darauf durch eine andere Thüre durch zwei von oben beleuchtete Kellergewölbe. Hier war eine ganze Menagerie von wilden Thieren: Bären, Hyänen, Löwen, Tiger, Panther und Leoparden, sämmtlich in eiserne Käfige gesperrt, die ein fürchterliches und haarsträubendes Knurren und Brüllen hören ließen. ‚Zum Tiger!‘ ruft der Unbekannte, und es erscheint ein Wächter, der aussieht wie ein Teufel. Er schaut Lionello trotzig an und sagt mit spöttischem Grinsen: ‚Sieh' mir ins Gesicht.‘ Lionello that so; hierauf versetzt der Mann: ‚Siehst Du den Königstiger dort, dem die Gier aus den Augen leuchtet? Ich werde Dir seinen Käfig öffnen, Du trittst ein, blickst ihm unbeweglich in die Augen, erhebst diese Peitsche über seinem Kopf, drohst ihm und stehst still. Wenn er Dich beschnüffelt, knirscht und schnaubt, dann wehe Dir, so Du zitterst und zurückweichst, — Du bist zerrissen.‘ Der Wärter nähert sich und heult: ‚Berenice‘. Dem Thiere blitzt es aus den Augen, es zieht sich in den Hintergrund des Käfigs zurück. Der Mann öffnet und stößt Lionello hinein . . .“

„Nach dieser Probe von Unerschrockenheit küßte der Unbekannte Lionello auf die Stirne. Nachdem sie die Höhle verlassen hatten, folgten noch andere entsetzlichere Proben, die ich Dir nicht erzähle, denn Du würdest bei Nacht nur die Furcht deshalb haben. Lionello bestand sie alle.“

„Indessen war dies alles noch nichts gegen die letzte Probe. Weil Lionello ein festes und entschlossenes Herz gezeigt hatte, ward er jetzt die große Treppe hinaufgeführt, an deren Ende sich ein prachtvoller

Saal, ganz mit flandrischen Teppichen bedeckt und mit Spiegeln, Kandelabern und Meubles von zauberischer Schönheit versehen, öffnete; aus dem Saale trat man in Gemächer, in denen ein orientalischer Luxus sich entfaltete. Nachdem Lionello in ein kleines Kabinett geführt worden, ward er von seinem Geleitsmanne, der sich durch eine Nebenthüre entfernte, allein gelassen. Während Lionello nun so dasitzt und die feenhafte Pracht und Herrlichkeit des kleinen, aber reizenden Gemaches bewundert, hört er plötzlich Fußtritte, und einen Augenblick darauf sieht er ein Wesen vor sich erscheinen, das ihm dem ganzen Aussehen, der Haltung, den Gebärden und den leuchtenden Augen nach nichts anderes denn eine Königin zu sein schien. Sie war in der Tracht einer Kreolin von Kuba in schwarzem Sammtkleide mit Goldtressen; unter einem Gürtel, dessen Schließe orientalische Rubinen bildeten, erschien ein kurzer Rock ebenfalls von rothem Sammt, der sich unten in weiten Falten schloß; dazu dann seidene Strümpfe und Schuhe von rotem Karmoisin."

„Lionello war von dem Anblicke wie geblendet. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll, und da sie sich freundlich neben ihn setzte, so begann er sich in höfliche Komplimente auszulassen und sagte, er fühle sich beseligt durch solche Ehre, ja überglücklich durch ihre göttliche Gegenwart! Aber das Weib ward jetzt mit einem Male trotzig und streng. ‚Thor!' sagte sie, ‚meinst Du mit Frauen zu spielen? Ich nehme keine andere als blutige Verehrung an.' Bei diesen Worten zog sie einen Dolch aus dem Busen und reichte ihm denselben. ‚Geh' mit diesem', flüsterte sie, ‚geh' und stoß ihn einem Verräther, der Deiner harrt, durchs Herz, bring' ihn blutig wieder zurück und erst dann wirst Du meiner würdig sein und werden wir Dich als Bruder aufnehmen. Hast Du nicht soviel Herz, so gieb ihn mir; ich will die Feiglinge vertreten, und dies soll der elfte sein, den ich abschlachte, — ein ehrloses Opfer seines gebrochenen Eides.'"

„Die Furie steht auf, faßt Lionello am Arme, reißt eine Thüre auf, stößt den Betäubten hinaus, schließt und verschwindet. Draußen steht ein riesenhafter Neger, der Lionello winkt, ihm zu folgen. Nachdem er den Einzuweihenden mehrere dunkle Treppen hinabgeführt, zieht er ihn in ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer, wo Lionello im Hintergrunde einen Mann in betender Stellung, das Gesicht zwischen den Händen, gewahrt. Das Licht war matt und schwach. Der Neger zeigt ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Opfer und bedeutet ihm, indem er den Arm erhob und die Faust ballte, dem Unbekannten den Dolch in den Hals zu stoßen. Lionello nähert sich auf den Zehen, beugt sich, führt einen Stoß nach der Pulsader und zieht den Dolch zurück. Der Unglückliche wendet sich um, fährt mit der Hand nach der Wunde, erhebt die Augen und sagt: ‚Lionello! Du? . . . Gott verzeihe Dir . . . ich verzei . . .' sank rückwärts und verschied." (A. a. O. S. 405—411.)

Diese Brescianischen Schauergeschichten, die gute Erzieher vor ihren Zöglingen sorgsamst verschließen würden, waren in Feldkirch ganz besonders geschätzt. Sie standen nicht nur in unseren Bibliotheken, einzelne unserer Lehrer lasen uns während der Unterrichtsstunden daraus vor. In der 5. und 6. Klasse (Unter- und Obersekunda) hatte ich als Religionslehrer Peter van Aken, der später Generalpräfekt wurde, also einer unserer angesehensten Erzieher und Lehrer war. Er hatte die Gewohnheit, in der letzten Stunde vor den Ferien uns vorzulesen, und nicht selten waren es Kapitel aus Brescianis Romanen. Daß es gerade der Lehrer der Religion und Apologetik war, der Bresciani so bevorzugte, hatte, wie mir später deutlich wurde, seinen guten Grund: Bresciani „enthüllte" ja die Greuel- und Schandtaten der Feinde der Kirche; seine Bücher hatten also religiös-apologetischen Wert.

Von Freimaurern glaubten wir überhaupt (es sei das angefügt), dank unsern Erziehern, das Menschenmögliche oder besser Unmögliche; Geschichten, wie sie Bresciani auftischt, kursierten, aus dem Munde der Patres stammend, in Masse unter uns.

Präfekt der Infirmerie war ein alter Franzose, Pater Dumont. Wie oft hat er in seinem gebrochenen Deutsch uns Kranke über die „Teufeleien" der Freimaurer unterhalten. Er hatte, so versicherte er, einen französischen Oberst gekannt, der, solange er Freimaurer war, eine konsekrierte Hostie in einer Kapsel bei sich trug und sie, so wollten es die freimaurerischen Vorschriften, täglich anspie und mit einer Nadel durchstach. Der Oberst hatte es ihm selbst erzählt. Que le diable les emporte!, schloß er gewöhnlich seine gruseligen Freimaurer-Erzählungen.

Es war nur die Fortentwicklung des in Feldkirch eingesogenen Brescianischen Geistes, daß später ein aus dem Feldkircher Pensionat in den Jesuitenorden übergetretener Jesuit, Pater Hermann Gruber (er war in Feldkirch mein Mitzögling), die Leon Taxilschen Werke über die Freimaurerei mit ihren bergehoch gehäuften Obszönitäten und Monstrositäten dem deutschen Volke durch Übersetzung aus dem Französischen zugänglich machte (vergleiche mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. I[5], S. 343—379).

Selbst Zauberei und Hexerei trieben auf Jesuitenanstalten früherer Zeiten ihr Unwesen.

Unter den Jesuitenpapieren des Münchener Staatsarchivs finden sich ausführliche Verordnungen über das Vorgehen gegen Schüler,

die der Zauberei und Hexerei verdächtig sind". Da heißt es z. B.:

Um die Wahrheit herauszubekommen, sollen keine ungewohnten Strafen in unsern Schulen angewendet werden, auch nicht Androhung der Folter oder einer andern schwerern Strafe, außer bei sehr Verdächtigen [die Jesuiten-Gymnasien besaßen also für „sehr Verdächtige" Folterkammern]. Wer beharrlich seine Unschuld beteuert, soll aufs sorgfältigste beobachtet werden, wie er sich führe, mit wem er verkehre (bei J. Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1881, S. 85: Abhandlungen der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. III. Klasse, XVI. Bd., I. Abt.).

Solche Aktenstücke, die doch auch zum Erziehungs- und Unterrichtssystem des Jesuitenordens gehören, werden von den Jesuiten Pachtler und Duhr in ihrer „vollständigen" Dokumentensammlung über das jesuitische Schulwesen in den Monumenta Germaniae Paedagogica (Band 2. 4. 5. 9. 16) sorgfältig ausgelassen.

Nicht ohne Absicht habe ich bei diesem Gegenstande länger verweilt. Es muß die Legende zerstört werden (im 2. Teile tue ich es gründlich), der Jesuitenorden sei ein Bekämpfer von Aberglauben und „religöser" Phantasterei. Setzt man statt „Bekämpfer" Förderer, so trifft man das Richtige. Die jesuitische Literatur aller Zeiten, die asketische wie die belletristische, ist voll von Tollheiten und Ausgeburten religiös-perverser Phantasie.

* * *

Im allgemeinen herrschte in Feldkirch äußere Zucht und Ordnung, in einzelnen Punkten aber eine erstaunliche Zuchtlosigkeit, und zwar bei Punkten, die in einem Erziehungssystem eine wichtige Rolle spielen.

Wir Zöglinge durften ohne Rüge, ohne Strafe einer unerhörten Eß-, ja ich möchte sagen Freßgier fröhnen. Bei zwei Gelegenheiten besonders trat sie in Erscheinung: beim Morgenkaffee („Mokka") und beim Gericht „Apfelmus und Pfannekuchen", das es an zwei Tagen der Woche abends gab. Welche Quantitäten von „Mokka" und Brot und von „Apfelmus und Pfannekuchen" hinuntergeschlungen wurden, ist nicht zu sagen. Wetten um Schokoladentafeln wurden eingegangen, wer größere Mengen der genannten Speisen bewältigen könne. Und diese „Kraftübungen" vollzogen sich mit Wissen und vor den Augen der die Aufsicht führenden Präfekten, ja des Generalpräfekten selbst, der während der Mahlzeiten im Refektorium anwesend war. Es wurden „Leistungen" verzeichnet bis zu 18 großen Pfannekuchen mit der entsprechenden Masse Apfelmus; einige „Mokka"-Trinker brachten es auf 9 große Tassen.

Hinweise auf Selbstbeherrschung und auf Anstand im Essen fehlten überhaupt. Dafür wurde nicht selten angeraten, um Maria oder irgendeinen Heiligen zu verehren, Enthaltsamkeit beim Essen zu üben. Also Erziehung zu falscher Askese, aber nicht zum Anstand.

Eine andere Zuchtlosigkeit spielte sich gleichfalls im Refektorium ab. Sonnabends wurden die Servietten gewechselt. Dann sah man die gebrauchten Servietten durchs ganze Refektorium fliegen; an Bilderrahmen und Vorhängestangen blieben sie hängen, so daß die servierenden „Knechte" sie oft mit Leitern herunterholen mußten. Oder auch die schmutzigen Servietten dienten als Plumpsäcke, mit denen Nachbarn und Gegenübers weidlich geprügelt wurden. Der Serviettenunfug trieb sein Wesen hauptsächlich zur Zeit, als die Patres Faller und Schweden Generalpräfekten waren; ihre Nachfolger, Pottgeißer und van Aken, schritten dagegen ein. Die „Mokka"-, Apfelmus- und Pfannekuchen-Rekordfresserei erhielt sich aber dauernd.

* * *

Eine gute Einrichtung war der Spielzwang, d. h. in den Erholungsstunden („Rekreationen") mußte sich jeder an den allgemeinen Spielen beteiligen. Auch die Spiele selbst waren meistens einwandfrei: Fußball, Schlagball, Kappenball, Barlaufen und Stelzen. Das Stelzenspiel, was nichts anderes als ein Fußballspiel auf Stelzen war, hatte allerdings seine nicht unerheblichen Gefahren, indem beim Ballschlagen mit den schweren Stelzen Beinverletzungen vorkamen.

Vom Erziehungsstandpunkte aus unbegreiflich war aber ein „Spiel", das der Generalpräfekt Pater Pottgeißer eingeführt hatte: Spießrutenlaufen. Starke, eigens dazu angefertigte Tücher wurden zu langen Wülsten gedreht und damit unbarmherzig auf denjenigen, der „dran war", zwischen den in zwei Reihen aufgestellten Zöglingen durchzulaufen, losgeschlagen. Mißliebige wurden windelweich geprügelt. Dies „Spiel" war eine direkte Aufforderung, Groll und Abneigung in empfindlicher und roher Weise aneinander auszulassen. Später verschwand das „Spiel".

* * *

Ehe ich mich zu dem Haupterziehungsmittel des Ordens, zur Frömmigkeit und ihrer Betätigung, wende, muß ich die für die Lauterkeit des jesuitischen Erziehungssystems auch und gerade nach seiner religiösen Seite wichtige Frage beantworten: Suchen die Jesuiten ihre Zöglinge zum Eintritt in den Orden zu veranlassen?

Es wäre zu verwundern, wenn der Orden bei seinem robusten und skrupellosen Egoismus sich die gute Gelegenheit entgehen ließe. Seien wir ohne Sorge, er benutzt sie ausgiebig.

Zunächst steht die Tatsache vor uns, daß die Erziehungsanstalten der Jesuiten Pflanzschulen ihrer eigenen Noviziate sind. Hunderte von Knaben treten von ersteren in letztere über. Als ich Jesuiten-Novize wurde, waren mindestens 10 Feldkircher Zöglinge unter meinen Mitnovizen. Und so geht es jedes Jahr.

Allein wir haben es nicht mit einer bloßen Tatsache, wir haben es mit einem System zu tun. Die sechste Regel „der gemeinsamen Regeln für die Lehrer der niederen Klassen“ aus der „Studienordnung“ lautet:

Auch in Privatgesprächen schärfe er die Übungen der Religion ein, jedoch so, daß er keinen zu unserm Orden anzulocken scheine. Wo er eine solche Neigung findet, verweise er den Betreffenden an den Beichtvater.

Das liest sich harmlos; nur darf man zwei wichtige Umstände nicht vergessen. Erstens: der „Beichtvater“, an den der jesuitische Erzieher einen Neigung zum Eintritte in den Orden bekundenden Zögling „verweisen“ soll, ist auch Jesuit. Also: der Erzieher darf nicht „anlocken“, was aber der Beichtvater darf, und vor allem, was er tut, verschweigt die Regel. Zweitens: selbst dem Erzieher verbietet die Regel das „Anlocken“ nicht eigentlich. Sie sagt: er darf nicht „anzulocken scheinen“ (nullum .... videatur allicere). Dies Wort ist gewiß nicht ohne Bedacht gewählt.

Ich werde auf den Punkt zurückkommen und an meinem eigenen Beispiele zeigen, daß auch der Erzieher das „Anlocken“, trotz Regel, besorgt.

Den propagandistischen Trieb mache ich den Jesuiten nicht zum Vorwurfe; zu schwerem Vorwurfe ist aber dem Jesuitismus zu machen, daß er nach dem flüchtig gelesenen Wortlaute einer Regel etwas scheinbar in edler Uneigennützigkeit von sich weist, was er, dem „tiefern“ Sinne derselben Regel gemäß, unter den ihm lediglich zu Erziehungszwecken anvertrauten Zöglingen energisch und planmäßig betreibt: Proselytenmacherei.

Cornova, der frühere Jesuit und Freund des Ordens, schildert die Zutreiberei offenherzig:

Auch suchten die Jesuiten, als Lehrer der Rhetorik oder der Philosophie, durchgängig eine Art Ruhm darin, wackere Schüler zur Aufnahme [in den Orden] empfohlen, oder wie unser Kurialstil, wenn ich so reden darf, lautete, in die Sozietät promoviert zu haben ... Indessen waren dergleichen Mißgriffe [in bezug auf die Aufnahme Nicht-Geeigneter in den Orden] nicht so häufig, daß nicht in jedem Transporte neuer Rekruten [aus den von Jesuiten geleiteten öffentlichen Schulen in die Noviziate des Ordens] der bei weitem größere Teil sehr gute Köpfe waren. Diese gute Auswahl haben auch den Jesuiten ihre Feinde so wenig abgestritten, daß sie selbst eine Anklage der Sozietät darauf gebauet haben, diese: daß der Orden dem Staate die besten Köpfe entziehe (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag 1804, S. 21. 24).

Von einer besonderen Art der Proselytenmacherei, die sich unter der schon erwähnten „Berufswahl“ birgt, wird weiter unten die Rede sein.

* * *

Eine große Rolle spielt in der jesuitischen Erziehung natürlich die Frömmigkeit. Die „Studienordnung“ selbst kommt zwar, wie gezeigt worden ist, über ganz allgemein gehaltene fromme Plattheiten nicht hinaus; im einzelnen und konkret tritt das Erziehungsmittel der Frömmigkeit erst im täglichen Betriebe der Erziehungsanstalten auf.

Die Frömmigkeitsübungen der Jesuitenzöglinge teilen sich in zwei Klassen: in solche, die allgemein ultramontan-katholischer Natur sind, und in spezifisch jesuitische. Zu ersteren gehören Morgen-, Abend-, Tischgebet, Messe, Predigt, Vesper, Segen, Beichte, Kommunion; zu letzteren: jährliche Exerzitien, Maiandachten und vor allem die „Kongregationen“.

Auch die allgemein ultramontan-katholischen Frömmigkeitsübungen erhalten den jesuitischen Stempel: Freiwilligkeit, ohne welche sie wertlos sind, wird ihnen genommen; sie stehen unter Zwang, und viele von ihnen werden mit einem Beiwerke umgeben, das mehr an Theater als an Kirche, mehr an Schau- und Sensationslust als an kernhafte, innere Erbauung erinnert.

Vom Zwange der Beichte mit seiner polizeilichen Zuspitzung habe ich schon gesprochen; an ihn schließt sich der Zwang der Kommunion, der ebenso verwerflich ist, indem die gleichsam leibliche Vereinigung der Seele mit Christus — das ist die Kommunion nach katholischer Lehre —

ein Ergebnis innersten Herzensdranges sein muß. Zwang herrscht auch in bezug auf die tägliche Messe, so daß drei Grundübungen christ-katholischer Frömmigkeit: Messe, Beichte, Kommunion, für den Jesuitenzögling Zwangsgewöhnungen werden, deren Innehaltung zunächst nicht einem innern Bedürfnisse entspricht, sondern dem Muß des Drills. Daß darin eine Herabminderung des ethisch-individuellen Wertes der Frömmigkeit und ihrer Innerlichkeit liegt, ist klar. Zwang erstreckt sich auch auf die übrigen frommen Übungen: auf Morgen-, Abend-, Tischgebet, auf Predigt, Vesper, Segen (eine sehr gebräuchliche Andacht vor ausgesetztem „Allerheiligsten", d. h. vor der konsekrierten Hostie in der Monstranz).

Aber können denn in einer Erziehungsanstalt solche Dinge ohne Zwang gelassen werden? Sie sollten es sogar. Denn eben weil Religion und Frömmigkeit nicht „Bedürfnisse" sind, die, wenn es sich um viele handelt, gemeinschaftlich und nach der Uhr befriedigt werden müssen, wie Unterricht, Essen, Trinken, Schlafen, sollte eine gute und das wahre Wesen von Religion und Frömmigkeit erkennende Erziehungskunst sich damit begnügen, den Zöglingen die Möglichkeit zu bieten, ihre Frömmigkeit zu betätigen; sie sollte aber nicht vor jede Frömmigkeitsübung das Muß setzen.

Für individuelle Frömmigkeit ist in jesuitischen Erziehungsanstalten überhaupt kein Raum; über alle und alles wird die Schablone gestülpt: zu bestimmten Glockenschlägen heißt es beten, und zwar in bestimmter, für alle gleicher Form (lautes, immer gleiches Morgen-, Abend-, Tischgebet); zu bestimmten Glockenzeichen heißt es in die Kirche gehen, die Kirche verlassen. Außer diesen Zeiten ist es sogar verboten, Kirche oder Kapelle zu betreten, und das, obwohl dort (nach katholischer Lehre) Gott, Christus leibhaftig gegenwärtig ist, den zu besuchen, den zu sprechen doch wohl gewiß die Frömmigkeit des einzelnen manchmal drängt.

Eine recht bedenkliche Seite der erziehlichen jesuitischen Frömmigkeit ist auch der Aufputz der Gottesdienste und dessen, was damit zusammenhängt. Eine weichliche Süßlichkeit wird da ausgebreitet, der das Kräftige fehlt.

Die Kirchenmusik, die von dem aus Zöglingen (auch ich gehörte dazu) gebildeten Sängerchor bestritten wurde, war ein stilloses Gemisch französisch-italienisch-deutscher Kompositionen, bei denen das Theatralisch-Opernhafte vorherrschte. Die eigentlichen „Messen" gingen noch, obwohl auch bei ihnen ein wirres Durcheinander von Stilarten (von Palästrina bis Nickes, ein neuer Komponist) sich vorfand. Ganz schlimm sah es aber in bezug auf Lieder und Gesänge aus; die seichten Kompositionen des Jesuiten von Doß spielten die Hauptrolle.

Die Ausschmückung der Kapellen und Altäre war eine prunkhaft-geschmacklose, dabei in der Unechtheit des Materials eine hohle. Die als Altarbilder oder als Statuen in den Studiensälen angebrachten Madonnen- und Heiligendarstellungen waren von vollendeter Fadheit: saft- und blutleere Puppengesichter. Ein Lichtmeer kunstvoll geordneter Kerzen schimmerte während großer Hochämter oder Segensandachten von den Altären herab, meistens mit der „frommen" Wirkung, daß wir uns nach dem Gottesdienste fragten, wie viele Kerzen der einzelne gezählt habe, und daß, wenn die verschiedenen Zählungsergebnisse aus dem Vormittagsgottesdienste nicht übereinstimmten, das Zählen im Nachmittagsgottesdienste erneuert wurde.

Zur Weihnachtszeit wurde um den Hochaltar der Hauptkapelle herum eine „Krippe" mit lebensgroßen Figuren aufgebaut, die mit Scheinwerfern in wirkungsvoller Weise beleuchtet war. In ihrer theatralischen Aufdringlichkeit (Kamele, Mohren, Schafe, Hirten, Könige) war sie ein Prunk- und Schaustück, das die Sinne gefangen nahm; Herzensandacht förderte sie wohl kaum. Selbst das ausgesetzte „hochwürdigste Gut", d. h. die in der goldenen Monstranz zur Anbetung ausgestellte konsekrierte Hostie, also „der mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und Blut gegenwärtige Christus", blieb von der Scheinwerferbeleuchtung nicht verschont; etwas, was mir schon damals widerwärtig erschien, weil „das größte Mysterium der Religion" dadurch zum Gegenstande eines Beleuchtungseffektes profaniert wurde. In wie vielen Gemütern wird nicht dieser Theatercoup ernste Frömmigkeit verdrängt haben!

Ganz besonders muß aber als Frömmelei und Theaterei das Ministrantenunwesen bezeichnet werden.

„Ministranten" nennt man die Laiengehilfen des Priesters am Altare, besonders während der Messe. Unter die „Ministranten" aufgenommen zu werden, war ein Vorzug. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden wir „Ministranten" (bis zu 20 und mehr!) in rote oder blaue Gewänder mit gleichfarbigen Schuhen und Kalotten gesteckt und hatten vor dem Altare, unter Schwenken silberner Weihrauchfässer und unter Tragen von Fackeln, auf gewisse Zeichen des „Großministranten" hin kunstvolle Gruppierungen vorzunehmen. Eitelkeit

und Putzsucht barg sich und wucherte unter dem rot-blau-silbernen Gepränge, das auch eine sehr materielle Seite aufwies, indem die „Ministranten“ zu gewissen Zeiten besondere „Goutés“ erhielten, das heißt Nachmittagskaffees mit Wein, Kuchen und Früchten.

* * *

Auch die „Maiandachten“, die als „marianische“ Veranstaltung in enger Verwandtschaft mit den gleich zu behandelnden „Kongregationen“ stehen, weisen ungesunde Frömmigkeit als Wesenszug auf.

Der Mai ist „Marienmonat“, d.h. die Jesuiten haben ihn dazu gemacht, und an seinen Abenden finden in jesuitischen Erziehungsanstalten Marienandachten mit Predigt und Gesang statt. Außerdem wurde in Feldkirch vor dem besonders geschmückten Marienbildnis des Studiensaales ein Körbchen aufgestellt, in welches die Zöglinge künstlich zusammengefaltete Zettel legten, auf denen Tugendübungen aufgezeichnet waren, welche die einzelnen „aus Liebe zu Maria“ verrichten wollten. Diese flores mariani oder majici (Marien-, Maienblüten) wurden zu allgemeiner Erbauung, ohne Namensnennung, öffentlich vorgelesen; eine „erzieherische“ Maßnahme, die so gut wie ausschließlich zur Aufstachelung des religiösen Ehrgeizes und zur Züchtung von Unwahrhaftigkeit dient. Wie schmeichelt es nicht der Eitelkeit, die eigenen Tugendwerke, sei es auch ohne Namensnennung, vorgelesen zu hören; wie leicht wird es einem nicht gemacht, Tugenden zu üben, indem man sie — aufschreibt! Mein Präfekt in der 2. „Division“, Pater Filling, umgab die Verlesung der Tugendübungen mit besonderer Feierlichkeit, indem er sie mit einer Ansprache eröffnete. Christi Wort: „Habet acht, daß ihr euere Gerechtigkeit nicht wirket vor den Menschen, um angeschaut zu werden von ihnen“ (Matth. 6, 1) hat er, wenn ich mich recht erinnere, seinen Ansprachen nie zugrunde gelegt.

* * *

Unter den spezifisch jesuitischen Frömmigkeitsübungen stehen an erster Stelle die jährlichen „Exerzitien“ und die „Kongregationen“.

a) „Exerzitien“.

Von den „Exerzitien“ oder „geistlichen Übungen“ (exercitia spiritualia), jener vom Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, erdachten und in die katholische Welt eingebürgerten machtvollsten jesuitischen Frömmigkeitsübung, wird im 2. Teile ausführlich gehandelt werden. Hier zeichne ich in wenigen Strichen ihre Wirkung auf uns Zöglinge.

Diese „Exerzitien“, die alljährlich, bald nach Beginn des Schuljahres (Ende Oktober), abgehalten wurden, dauerten drei Tage. Sie sollten die religiöse Grundlage des kommenden Schuljahres bilden. Wie mit einem Griffe wurde der Zögling ein- und untergetaucht in die Stimmung jesuitischer Erziehung.

Täglich fanden vier Vorträge statt. Stillschweigen, auch während der Erholungsstunden, wurde nicht vorgeschrieben, aber „gern gesehen“, und deshalb von fast allen beobachtet. Ob der Unterricht ausfiel, weiß ich nicht mehr bestimmt. Das Ganze gipfelte in der Generalbeichte, d. h. in einer Beichte über das ganze Leben oder über einen größern Lebensabschnitt. Die Vorträge behandelten die sogenannten „ewigen Wahrheiten“ und „letzten Dinge“: Tod, Gericht, Hölle, Himmel; daneben: Sünde, Buße, Beichte und Standespflichten.

Will man Erschütterung des Kinder- und Knabengemütes, Einjagung von Furcht vor Tod, Gericht, Hölle, Teufel als gute, religiöse Wirkungen bezeichnen, so taten die „Exerzitien“ ihre Schuldigkeit bis zu dem Grade, daß starke nervöse Erregung unter den Zöglingen Platz griff, die sich nicht selten in Angstzuständen äußerte. Wer die ungesunde „Frömmigkeits“auffassung aber nicht teilt, muß die „Exerzitien“ und die Art, wie sie durchgeführt wurden, als durchaus ungeeignet, sogar als für Kinder schädlich verurteilen.

Verfehlt war vor allem, daß die Vorträge von alten Volksmissionaren gegeben wurden, d. h. von Jesuiten, die jahraus, jahrein gewöhnt waren, mit den stärksten und drastischsten Mitteln der Predigt „hartgesottene Sünder“, Trinker, Wüstlinge, zu bearbeiten, ihnen Schrecken in die Glieder zu treiben. So gut wie unmöglich war es für solche „Exerzitienmeister“ (das ist die offizielle Bezeichnung für den, welcher die „Exerzitien“ „gibt“), Ton und Art zu stimmen auf Seelen- und Gemütsschwingungen meist unverdorbener Knaben. Das Gruseln wurde beigebracht, aber nicht wurde die Seele aufwärts zu den lichten Höhen naturgemäßer und einfacher Frömmigkeit geführt. Auch hier trat die dem Jesuitismus eigentümliche Effekthascherei, das Äußerliche seiner Frömmigkeit in Szene: die Vorträge über die „letzten Dinge“ (Tod, Gericht, Hölle) wurden im Abenddunkel, in spärlich beleuchteter Kapelle gehalten. Da mußte Schrecken sich auf die Gemüter legen.

Schluß und Zweck der „Übungen“ war die Generalbeichte. Die Seele war zermürbt, aufgewühlt in ihren Tiefen. Längst Vergessenes, längst Vergangenes stand drohend wieder auf (man vgl. das S. 19ff. über die erste Beichte Gesagte). In qualvoller Angst durchforschte der Knabe die Jahre seit seiner ersten Beichte und darüber hinaus. Fand er im Beichtstuhle den Frieden des Gewissens, die Seelenruhe? Weitaus in den meisten Fällen nicht. Eine Scheinruhe griff Platz nur für kurze Zeit nach der Generalbeichte. Dann übte das mit der Generalbeichte notwendig verbundene Aufwühlen früherer Vergehen und Sünden wieder seine Wirkung, und die Beunruhigung der Seele, ihre Aufpeitschung durch die „Exerzitien“ setzte aufs neue ein. „Habe ich auch alles gebeichtet“, „Habe ich die Zahl der begangenen Sünden genau angegeben“, „Habe ich wirkliche Reue erweckt“? Solche und ähnliche Fragen wurden durch die „Exerzitien“ heimisch in der Kinderseele und ließen sie nicht zur Ruhe kommen.

Auf die übrigen Nachteile der „Exerzitien“: Systematisierung, Schablonisierung, Mechanisierung des religiösen Lebens, gehe ich hier nicht ein. Ich werde sie behandeln bei Besprechung der zentralen Bedeutung der „Exerzitien“ für die jesuitische Askese überhaupt. Zudem treten die erwähnten Nachteile in den nur dreitägigen Zöglings-„Exerzitien“ weniger hervor.

Wie die „Exerzitien“ und besonders eine ihrer Eigentümlichkeiten, „die Berufswahl“, stark proselytisch für den Jesuitenorden wirken, zeige ich in dem Abschnitte, der von meinen persönlichen Erinnerungen an Feldkirch handelt.

b) Kongregationen.

Gewöhnlich spricht man nur von „marianischen“ Kongregationen. Aber die Erziehungsanstalten der Jesuiten besitzen noch zwei andere Formen der „Kongregationen“, die als Vorstufen zu den „marianischen“ gelten: die „Schutzengel- und die Aloysius-Kongregationen“. Ihre Gliederung und ihre Tätigkeitsformen sind den „marianischen Kongregationen“ nachgebildet, an Bedeutung stehen sie aber weit hinter den „marianischen“ zurück. Die „Schutzengel- und Aloysius-Kongregationen“ sind für die Kleinen und Kleinsten bestimmt; nur die „Großen“, die Zöglinge der 1. „Division“, die vor dem Austritte aus der Anstalt stehen, haben „marianische Kongregationen“, und nur die „marianischen Kongregationen“ sind die offiziellen, von den Päpsten bestätigten, reich mit Ablässen und Vorrechten ausgestatteten „Kongregationen“, und nur die „marianischen Kongregationen“ breiten sich aus über alle Stände und Berufe.

Die Bedeutung der „marianischen Kongregationen“ für den jesuitischen Einfluß ist ungeheuer. Was für die Dominikaner und Franziskaner die sogenannten „dritten“ Orden des hl. Dominikus und des hl. Franziskus sind, d. h. die Ausdehnung des Dominikaner- und Franziskanerordens in die Laienwelt hinein, das und noch viel mehr sind für den Jesuitenorden die „marianischen Kongregationen“. Ihre eingehende Behandlung ist deshalb geboten, und ich füge sie gerade hier ein, weil die „marianischen Kongregationen“ nicht bloß religiöses Erziehungsmittel der in jesuitischen Anstalten befindlichen Jugend sind, sondern weil der Jesuitenorden die „Kongregationen“ zu einem universellen „Erziehungsmittel“ der männlichen und weiblichen Katholiken überhaupt ausgebildet hat. Denn es gibt Jungfrauen- und Mütter-, Männer- und Frauen-, Schüler- und Schülerinnen-, Kaufleute- und Arbeiter-, adelige- und nichtadelige-, Akademiker- und Nichtakademiker-Kongregationen in allen Städten und Ländern.

Begründer der „marianischen Kongregationen“ sind die beiden Jesuiten Sebastian Cabarassi und Johann Leon, die in den Jahren 1560—1563 als Lehrer im Kollegium von Syrakus und dann in Rom ihre Schüler „zur besondern Verehrung der heiligen Jungfrau“ in einem Vereine zusammenschlossen.

Außer den eigenen jüngeren Schülern sammelten sich dort [in Rom] bald solche anderer Klassen des Kollegs um Leon, so daß dieser im Jahre 1563 dem 70 Glieder zählenden Vereine bereits feste Norm und Form zu geben imstande war. Nun zog derselbe aus den Mauern des Kollegs, zog feierlichst in dessen öffentliche Kirche und nannte sich nach deren Namen: „Kongregation der allerseligsten Jungfrau Maria unter dem Titel Verkündigung Marias“ (Löffler S. J., Zur Jubelfeier der marianischen Kongregationen, 5. Dezember 1584 — 5. Dezember 1884. Abdruck aus den „Stimmen aus Maria-Laach“. Freiburg i. B. 1884, S. 8).

Keinem Zweifel unterliegt es für mich, daß die Jesuiten Cabarassi und Leon mit ihrer Gründung nichts anderes bezweckten als, auf Grund ihrer eigenen religiösen Auffassung, die Schüler zu einem frommen und sittenreinen Leben unter dem (fromm geglaubten) Schutze Mariens anzuleiten; weitausschauende Pläne, die „Kongrega-

tion" zu einem umfassenden Werkzeuge für die Herrschaftszwecke des Ordens zu gestalten, lagen ihnen sicherlich fern.

Allein hinter ihnen, über ihnen stand auf höherer Warte die Zentralstelle des Ordens. Sie erkannte sofort den ungeheuern Wert, den die harmlos-religiöse Gründung für Ausbreitung des Ordenseinflusses haben konnte, falls es gelänge, sie, mit erweiterten Statuten, zu einer von der Kirche offiziell bestätigten und vom Papsttume mit Gnadenerweisen ausgestatteten Organisation zu gestalten. Das wurde jetzt zielbewußt erstrebt und voll erreicht.

Bereits am 5. Dezember 1584 bestätigte Gregor XIII. durch die Bulle Omnipotentis Dei die „marianische Kongregation" zu Rom, gab ihr eine kanonische Stellung und machte sie zur „Stamm- und Mutterkongregation" (Prima primaria) aller künftig in der ganzen katholischen Welt zu gründenden Kongregationen. Dem Beispiele Gregors XIII. folgten Sixtus V., Klemens VIII., Gregor XV., Benedikt XIV., indem sie die „marianischen Kongregationen" mit reichen Ablässen und Vorrechten ausstatteten.

Wie aus dem Binsenkörbchen der kleine Moses sich zum Volke Gottes auswuchs, so zog die muntere Knabenschar aus dem römischen Schulzimmer in tausend Kollegien, Universitäten, Ministerien, Gerichtshöfe, Armeen, Hütten und Paläste, auf die Throne der Welt und die Apostelstühle der Kirche. Gott hatte wieder das Schwache zum Anstoß für große Wandlungen im Leben der Menschheit gewählt. Kinder mußten diesmal die Impulse zu Gewaltigem geben. Aus dem römischen Tiefborn war ein neuer Strom des Lebens entsprungen, der sich in raschestem Laufe über alle Länder ergoß, nachdem er mit seinen ersten silbernen Tropfen einige zarte Halme erquickt hatte (Löffler S. J., a. a. O., S. 9).

In diesen schwülstig-preisenden Worten (Löffler schwelgte im Schwulste der Rede) ist nur das wahr, daß die „Kongregationen" rasch die Welt umspannten, daß sie Besitz ergriffen von „Universitäten", „Ministerien", „Gerichtshöfen", „Armeen", „Thronen". Aber nicht „eine muntere Knabenschar", nicht „Kinder" breiteten das Netz aus und machten die politisch und kulturell gleich wichtigen Eroberungen, sondern dies tat der überlegene, berechnende Geist des Jesuitenordens, der hier, wie auch sonst, das Papsttum seinen Zwecken dienstbar machte und sich selbst klug hinter dem „Stellvertreter Christi" und der Kirche und hinter beider gewaltiger Autorität verbarg, während er sie für sich ins Feld führte.

Eben erwähnte ich die „dritten" Orden der Franziskaner und Dominikaner. Es sind plumpe, schwerfällige Versuche dieser sich noch immer in mittelalterlichen Gleisen bewegenden Mönche, Einfluß in der Laienwelt zu erhalten. In den „marianischen Kongregationen" schuf sich der „moderne" Jesuitenorden ein unvergleichlich geschmeidiges, allen Verhältnissen sich anpassendes Werkzeug; sie sind für ihn der Schlüssel für alle Familienhäuser, der Träger seines Geistes in alle Ämter und Stellungen. Der Jesuitenorden weist die Idee eines „zweiten" und „dritten" Ordens weit von sich; er behauptet ganz allein zu stehen, keine angegliederte Organisation, keine „Affilierten" zu haben; er läßt von sich die stolzen Worte schreiben:

Der Granitblock, dessen Existenzgesetz lautet: So oder gar nicht, mag sich nicht in Sekundärgebilde verspinnen lassen; ein Kriegerkorps, dem zur Energie seiner Aktionen die Reihen wie Eisen stramm geschlossen, und doch wieder leicht und fliegend sein müssen, wie die Reiter der Wüste, darf sich weder zersplittern noch mit ungelenken Massen umgeben (Löffler S. J., a. a. O., S. 12).

Das alles ist nur dem Buchstaben, nur dem Scheine nach richtig. Tatsächlich und in Wahrheit sind die „marianischen Kongregationen" für den Jesuitenorden „Affiliierte", „Sekundärgebilde", „zweiter" und „dritter" Orden, oder wie immer man den Arm nennen will, der, in organischer Verbindung mit dem Orden bleibend, sich aus ihm herausstreckt hinein in alle Verhältnisse des sozial-bürgerlichen, wirtschaftlich-industriellen und staatlich-politischen Lebens:

Zu dem allen gemeinsamen Zwecke, nach gleichem Organisationsgesetze und in dieselbe lenkende Hand gefügt [in die des Jesuitenordens], bildeten sich rasch Kongregationen aller Stände: Kongregationen des Klerus hoch und nieder, Kongregationen des Adels, der Beamten, des Militärs, der Künstler, Kaufleute, Bürger, Handwerker, Matrosen, Fischer, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten usw. Die Tassos und Lambertinis, die Fenelons und Bossuetts, die Lipsius und Rubens, die Viscontis und Farneses, die Tillys und Turennes, die Oliers und Eudes, Leopold und Juan von Österreich, Emmanuel von Savoyen und Sigismund von Schweden, die Erzherzöge von Österreich und die Herzöge von Bayern, der heiligen Kirche Kardinäle, Nuntien, Bischöfe, Prälaten, wie des heiligen römischen Reiches Kaiser, Kurfürsten Markgrafen, Barone, Frömmigkeit und Genie, die Majestät der Throne und die Glorien des Krieges, die Kräfte der Wissenschaft und der Kunst wie die schwieligen Hände der Gewerbe und des Ackerbaues,

die Scharen der Jugend in und außer den Schulen, die Gewalten des Landes und des Meeres, die Rassen des Auf- und Niederganges, des Mittags und der Mitternacht: Alle vereinigten sich um eine Fahne, unter einem Gesetze, in einem Namen — zu Versammlungen, welche ein schlichter Ordensmann leitete (Löffler S. J., a. a. O., S. 38).

Der „schlichte Ordensmann" ist in Wahrheit der Jesuitenorden selbst, der, wie Löffler sagt, sich als „letzten Zweck seiner Kongregationen" vorgezeichnet hat:

Reform der Stände und damit der Welt (a. a. O., S. 14), und an einer andern Stelle: Absicht bei Gründung der Kongregation war es, in den Sodalen eine nach allen Richtungen des gesellschaftlichen Lebens ausschwärmende Heeresmacht zu sammeln, die von den zahllosen Zentren aus, wo sie geschult worden und wo sie immer wieder neue Kräftigung finden konnte, nach Leitung und Impuls [der jesuitischen Zentrale] und demnach mit Klugheit und Nachdrücklichkeit die christliche Reform der einzelnen Gruppen der Gesellschaft betreiben sollte (a. a. O., S. 47 f.).

Reform selbstverständlich im Sinne römisch-ultramontaner Weltherrschaft. Und wie intensiv diese „Reform", auch auf gänzlich profanen Gebieten, „betrieben" wurde, sagt uns wiederum Löffler S. J.:

In Sevilla unternahm es eine Kongregation von Juristen, die gesamte Rechtspflege zu reformieren (S. 50).

Nicht nur in „Sevilla", auch in Deutschland gibt es einen „katholischen Juristenverein", und seine Mitglieder sind durchschnittlich „Kongreganisten".

Von der Ausdehnung der „Kongregationen" erhält man einen Begriff aus den Zahlen, die Löffler S. J. (a. a. O., S. 39 ff.) mitteilt. Danach gab es zur Zeit der Aufhebung des Ordens (1773) in über 100 deutschen Städten (Löffler führt sie mit Namen auf) „Kongregationen", und zwar in jeder einzelnen „3, 4, 6—8 marianische Sodalitäten". „In 20 Städten stieg die Zahl der Kongreganisten weit über 60000, wovon 36000 den höheren oder akademisch gebildeten Ständen, 18000 der verheirateten Bürgerklasse, 6000 den Junggesellen, 4000 der studierenden Jugend angehörten. Auf die drei deutschen Ordensprovinzen (oberdeutsche, oberrheinische, niederrheinische) zusammen kommen mindestens 400000, auf Deutschland und Österreich zum wenigsten eine Million Männer und Jünglinge." Mit der Wiederherstellung des Ordens (1814) erstanden auch die „Kongregationen" aufs neue: In unserm Deutschland haben wir sie gesehen, und sie durften sich mit ihren Namenslisten und Werken sehen lassen, den Rhein hinab, ins Westfalen- und südwärts ins Schwaben- und Bayernland hinein ... In jeder einzelnen Stadt entstanden 3, 4, 5, 6 Kongregationen für Männer, junge Kaufleute, junge Handwerker, Lehrlinge, Akademiker, Polytechniker, Gymnasiasten, Realschüler usw. Als der moderne Kulturkampf nach kaum zwanzigjähriger Ruhe die Niederlassungen der Gesellschaft Jesu in Deutschland gewaltsam auflöste, da ergriff ein seeleneifriger Klerus das verlassene Steuer der Kongregationen und leitete es seitdem mit ebenso großem Geschick als Segen ... Es sieht die Gesellschaft Jesu mit Freude die Kongregationen in den starken und kundigen Händen des so glorreich bewährten deutschen Klerus" (Löffler S. J., a. a. O., S. 42 f.).

Aber diese „Hände" sind deshalb „stark" und „kundig", weil es „Hände" des gewaltigen Jesuitenorganismus sind. Denn:

Ihren [der Kongregationen] Grundriß finden wir in den Bullen der Päpste, besonders Gregors XIII. und Sixtus V., entworfen. Sie weisen die Kongregationen verfassungsmäßig an die oberste Leitung des jeweiligen Generals der Gesellschaft Jesu, diesem aber erkennen sie Vollmacht und Pflicht zu, Orts- und Zeitverhältnissen gemäß Gesetze zu geben ... Die Kongregation ist verankert mit dem apostolischen Orden der Gesellschaft Jesu, deren oberstes Haupt auch zum gesetzgebenden Haupte aller marianischen Kongregationen vom römischen Stuhle bestellt worden (Löffler S. J., a. a. O., S. 10. 11).

Ein Jesuit, der es wissen mußte, weil er selbst langjähriger Leiter von „Kongregationen" war, spricht also die Abhängigkeit „aller marianischen Kongregationen" vom „apostolischen Orden der Gesellschaft Jesu" in den stärksten Ausdrücken aus: „verankert", „gesetzgebendes Haupt"; wobei hervorzuheben ist, daß Löffler S. J., als er das schrieb (1884), die „Kongregationen" in Deutschland vor Augen hatte, wie sie, wegen Ausweisung des Jesuitenordens, tatsächlich und äußerlich unter Leitung „des so glorreich bewährten deutschen Klerus" (wie Löffler selbst sich ausdrückt) standen. Und trotz dieser äußerlich nicht-jesuitischen Leitung ihre „Verankerung" im Jesuitenorden, ihre „gesetzliche" Unterwerfung unter ihn. Da muß doch wohl eine unlösliche, organische Verbindung zwischen „Kongregationen" und „Gesellschaft Jesu" bestehen. Bedeutungsvoll ist auch, daß die Auffassung Löfflers in der offiziellen Jesuiten-Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach", und zwar bei feierlicher Gelegenheit, der 300jährigen Jubelfeier der „Kongregationen", veröffentlicht wurde.

Man hat (in dem gleich zu besprechenden Streite über das Verhältnis von „Kongregation“ und Jesuiten) die Löfflerschen Ausführungen über die dauernde Abhängigkeit der „Kongregationen“ von der „Gesellschaft Jesu“ damit unwirksam zu machen gesucht, daß man sie „panegyrisch“, „rhetorisch“ nannte. Zumal der Zentrumsführer A. Bachem hat im preußischen Abgeordnetenhause den „Jubiläums- und Festcharakter“ der Löfflerschen Schrift betont. Es wäre neu, daß, weil eine Schrift Festschrift ist, in ihr, in „rhetorischer“ Gewandung, grobe Unwahrheiten stehen dürfen. Ernst gemeint ist ja aber die „panegyrisch-rhetorische“ Ausrede nicht; sie ist Verlegenheitsausrede ganz und gar. Wie sehr, zeigt ein Blick in die im Jahre 1898 (also 14 Jahre nach Löffler) erschienene Schrift seines Ordensbruders Joseph Martin: „Präses-Büchlein der marianischen Kongregationen“ (Ravensburg 1898). Hier ist nichts von „Panegyrikus“, nichts von „Festschrift“, sondern nüchternste Erläuterung des Wesens und Organismus der „Kongregationen“; und doch lesen wir:

Benedikt XIV. schärfte in der Konstitution Laudabile Romanorum Pontificum vom 15. Februar 1758 ein: ‚Daß den Kongreganisten niemals das Recht zustehe, Dekrete, Statuten, Regeln oder Satzungen zu verfassen, vorzuschreiben oder zu veröffentlichen, sondern daß diese Vollmacht allein (!) dem General der Gesellschaft Jesu zukomme, der nach Gutbefinden sie ändern könne, auch ohne Befragung und Zustimmung der Kongreganisten, die sich demselben [dem Jesuitengeneral] und dem von ihm ernannten Präses in allem, was die Leitung der Kongregation angeht, ganz und gar zu fügen und zu unterwerfen hätten‘. Nach der Approbation und der Zustimmung des Bischofs [zur Errichtung einer Kongregation] schreibt man an den R. P. General [der Jesuiten] mit der Bitte, die Kongregation zu errichten und [der römischen Hauptkongregation] zu aggregieren. Der Präses [der Kongregation] untersteht allein (!) der obersten Leitung des jeweiligen Generals der Gesellschaft Jesu, welcher die Vollmacht besitzt und dem die Pflicht obliegt, Orts- und Zeitverhältnissen gemäß Gesetze zu geben, zu verändern und ganz aufzuheben (S. 11 f. 34. 39).

Der nüchterne Jesuit Martin sagt also sachlich genau dasselbe wie der „rhetorische“ Jesuit Löffler. Und die Martinschen Feststellungen verdienen noch besondere Beachtung, weil sie sich, wie das Vorwort hervorhebt, stützen auf „schriftliche Anweisungen des verstorbenen Ordensgenerals A. M. Anderledy“, und weil sie erschienen sind mit ausdrücklicher Gutheißung (datiert Exaeten, den 25. Dezember 1897) des Provinzials der „deutschen“ Ordensprovinz.

Meine eigene 14jährige Erfahrung innerhalb des Jesuitenordens bestätigt übrigens Löfflers und Martins Feststellung: die rechtliche Abhängigkeit aller „Kongregationen“ vom Jesuitenorden galt als etwas Selbstverständliches, worüber jeder Zweifel ausgeschlossen war.

Ein persönliches Erlebnis fügt zur Theorie die Praxis.

Auf einem Kölner Gymnasium wurden der „Kongregation“ durch den Religionslehrer Schwierigkeiten bereitet. Einige Gymnasiasten wandten sich instinktiv, weil es sich um „marianische Kongregationen“ handelte, an das Jesuitenkolleg zu Exaeten. Der damalige Vizerektor, Pater Jakob Fäh, zögerte keinen Augenblick, die Sache als zu seiner, des Jesuitenoberen Kompetenz gehörig zu betrachten, sicherlich nicht ohne Einwilligung des Provinzials. Ich wurde von Pater Fäh nach Köln geschickt, um die Sache mit dem Religionslehrer ins reine zu bringen. „Kongregationen“ sind eben, auch wenn sie von Weltgeistlichen „geleitet“ werden, mit dem Jesuitenorden „verankert“, er ist und bleibt ihr „gesetzgebendes Haupt“.

* * *

Als im Jahre 1904 durch den unbegreiflichen Erlaß des preußischen Kultusministers Studt, der die Beteiligung von Gymnasiasten an „marianischen Kongregationen“ wieder gestattete, die Frage über Zusammenhang zwischen Jesuitenorden und „Kongregationen“ die Öffentlichkeit beschäftigte, ist es der ultramontanen Presse und den ultramontanen Wortführern in den Parlamenten (preußisches Abgeordnetenhaus und Herrenhaus) gelungen, die intime Verbindung zwischen „Mutter und Kind“ (es ist das ein in der Löfflerschen Schrift häufig wiederkehrender Ausdruck) zu verwischen. Bedauerliche Unwissenheit der nicht-ultramontanen Presse und der nicht-ultramontanen Parlamentsredner hat dabei Gevatter gestanden. Vor allem war es Herr Kopp, Kardinal und Fürstbischof von Breslau, der in seiner Herrenhausrede vom 11. Mai 1904 „bewies“, daß die „Kongregationen“ vollständig unter Leitung der Diözesanbischöfe und nicht unter der des Generals des Jesuitenordens ständen.

Die pièce de resistance der Koppschen Rede, so recht eine „Sensationsnummer“, war eine Erklärung des Jesuitengenerals selbst, die von Kopp vorgelesen wurde und in den Sätzen gipfelte:

Der General der Gesellschaft Jesu hat nicht die Leitung der marianischen Kongregationen in den Händen. Es stehen dieselben tatsächlich gar nicht unter seiner Führung noch in irgendeiner Weise unter der Leitung der Gesellschaft Jesu. Dieses zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung der Gemüter. Rom, den 13. April 1904. Luiz Martin, General der Gesellschaft Jesu (Germania vom 17. Mai 1904).

Damit war die Sache natürlich erledigt. Die Gemüter beruhigten sich. Der Welt bot sich das, wenn nicht schöne, so doch pikante Schauspiel, daß preußischer Kultusminister und spanischer Jesuitengeneral (Pater Martin war Spanier) einig waren über den nicht-jesuitischen Charakter der „marianischen Kongregationen", und daß die Übereinstimmung von einem römischen Kardinal im preußischen Herrenhause der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde.

Ich muß einen kurzen, aber scharfen Epilog, einen richtigen epilogus galeatus, zu diesen Dingen schreiben.

Wohl selten hat ein Aktenstück schamloser die Unwahrheit gesagt, als die von Herrn Kopp im preußischen Herrenhause verlesene Erklärung des Jesuitengenerals. Doch nein, Unwahrheit ist nicht das richtige Wort. Die Moraltheologie des Jesuitenordens unterscheidet ja scharf zwischen „Unwahrheit" und restrictio mentalis. Unwahrheit, Lüge — Pfui, niemals! Mentalrestriktion — aber selbstverständlich!

Die Martinsche Erklärung, zu deren Verbreitung sich Herr Kopp, sei es mit, sei es ohne Wissen ihres wahren Charakters, hergegeben hat, ist nichts anderes als eine auf Mentalrestriktionen aufgebaute Unwahrheit. Die in der Erklärung gebrauchten entscheidenden Worte: „Leitung", „Führung", „tatsächlich", „in den Händen haben" braucht man nur „im richtigen Sinne" zu verstehen, d. h. sie durch hinzugedachte Zusätze zu ergänzen, und die Erklärung besagt die lautere Wahrheit: die marianischen Kongregationen stehen zwar vielfach tatsächlich nicht unter der äußern Leitung von Jesuiten, rechtlich aber sind und bleiben sie der innern Leitung durch den Ordensgeneral unterstellt.

Eine schwere Beschuldigung! Aber gegenüber den päpstlichen Bullen über die „marianischen Kongregationen", gegenüber allen von „Kongregationen" handelnden Schriften aus dem Jesuitenorden selbst (ich verweise auf die Löfflersche und Martinsche Schrift), gegenüber dem im Orden ununterbrochenen lebendigen Bewußtsein ergibt sich die Beschuldigung von selbst. Und sie ist vom Standpunkte des Ultramontanismus und Jesuitismus aus nicht einmal so schlimm; denn die ultramontan-jesuitische Moraltheologie lehrt die sittliche Erlaubtheit der Mentalrestriktion klipp und klar (davon im 2. Teile).

Vielleicht aber hat der Jesuitengeneral bei Abfassung seiner Erklärung nicht das Mittel der Mentalrestriktion, sondern ein anderes nicht weniger wirksames und nicht weniger interessantes angewandt. Sein unmittelbarer Vorgänger, der General Antonius Maria Anderledy, hat ihm den Weg dazu gewiesen.

Der Geschichtschreiber der „deutschen" Provinz des Jesuitenordens, Pater Josef Esseiva, erzählte mir einmal folgendes:

Als Anderledy Oberer der eben gegründeten Niederlassung des Ordens in Köln war (anfangs der 1850er Jahre), geriet er mit der Behörde in Schwierigkeiten, da bekannt wurde, daß in der „Residenz" (so heißt eine solche Niederlassung) neben Ausübung der Seelsorge auch Unterricht (Philosophie und Theologie) an Jesuiten-Scholastiker erteilt wurde. Das preußische Gesetz läßt Privatschulen aber nur mit staatlicher Genehmigung zu. Anderledy wird zum Regierungsvertreter beschieden. Er bestreitet rundweg die Existenz einer solchen Schule, und zwar durchaus „wahrheitsgemäß". Denn im gleichen Augenblicke faßt er als Oberer den inneren „Willensentschluß": die Schule bestehe nicht mehr. Pater Esseiva fügte seiner Erzählung bewundernd hinzu: quanta animi praesentia! Und die Bewunderung der „Geistesgegenwart" war um so mehr gerechtfertigt, als Anderledy nach seiner Unterredung mit dem Beamten den anderen „Willensentschluß" faßte: die Schule besteht wieder.

Was Anderledy als simpler „Residenz"-Oberer konnte, das konnte zweifellos Martin als General auch: während seiner „Erklärung" hob er durch „Willensentschluß" die jesuitische Leitung der „Kongregationen" auf, um sie, nachdem die „Erklärung" ihre Wirkung getan hatte, durch neuen „Willensentschluß" wieder herzustellen.

* * *

An der Spitze jeder „Kongregation" steht ein „Magistrat", der sich zusammensetzt aus dem „Präfekten", zwei „Assistenten", mehreren „Konsultoren" (ihre Zahl richtet sich nach der Anzahl der Kongreganisten) und dem „Sekretär". „Präfekt" und „Assistenten" werden von den Kon-

greganisten selbst gewählt, „Konsultoren“ und „Sekretär“ von „Präfekt“ und „Assistenten“.

Die eigentliche Leitung der „Kongregation“ liegt in den Händen des priesterlichen „Präses“, ohne dessen Zustimmung auch die „Magistratswahlen“ durch die „Kongreganisten“ keine Gültigkeit haben. Treffend zeichnet der Jesuit Löffler (a. a. O., S. 11) die versteckte, aber umfassende Macht des „Präses“:

Der priesterliche Leiter, der Präses, scheinbar im Hintergrunde des öffentlichen Lebens und Wirkens stehend, überläßt in kluger Mäßigung dem Magistrate die äußere Repräsentation der Auktorität und Raum zu freudiger Initiative; sich selbst bewahrt er Recht und Pflicht, letzterer, wenn nötig, Impuls und Richtung, jedenfalls Nachdruck, Geltung und Sanktion zu geben.

Die „Kongregation“ versammelt sich wöchentlich einmal in einer bestimmten Kirche oder Kapelle zu religiösen Übungen: Predigt, Gesang, Rosenkranz usw. Schon bei diesen Versammlungen, deren Besuch, weil sie religiös sind, frei sein sollte, tritt die Überwachung auf. Die Fehlenden sollen nämlich in einem besonderen Buche oder auf einer Tafel aufgeschrieben werden. Auch wenn ein „Kongreganist“ verreisen will, soll er dies vorher dem Präses mitteilen (J. Frey S. J., Der gute Kongreganist. S. 22. 24).

Nächster Zweck der „Kongregation“ ist „Führung eines frommen und reinen Lebens durch besondere Verehrung Mariens“. Weit über den Zweck hinaus geht aber, was jeder „Kongreganist“ bei seiner Aufnahme, unter Ablegung des tridentinisch-vatikanischen Glaubensbekenntnisses, feierlich unter Anrufung Gottes und der Evangelien „geloben und schwören“ muß (voveo ac juro, sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia):

Ich verurteile, verwerfe, verdamme alle Ketzereien, welche immer von der Kirche verurteilt, verworfen und verdammt worden sind. Ich will Sorge tragen, daß der wahre katholische Glaube, außerhalb dessen niemand selig werden kann, von meinen Untergebenen oder von jenen, deren Obsorge mir in meinem Amte zukommen wird, gehalten, gelehrt und verkündet wird.

Wenn man bedenkt, daß dieser Eid mit seinem Hasse gegen die „Ketzereien“ und seiner Proselytensucht für den „wahren katholischen Glauben, außerhalb dessen niemand selig werden kann“ schon von Kinderlippen ausgesprochen und später vom Jünglinge und Manne in allen Berufen und Ständen wiederholt wird, so läßt sich begreifen, daß unüberbrückbare Klüfte sich auftun zwischen „Kongreganisten“ und nicht-katholischen Konfessionen; man faßt dann mit Händen die Wahrheit, daß die „Kongregationen“, bei ihrer gewaltigen Ausdehnung, das größte Hindernis für den konfessionellen Frieden sind. Sie bilden in der Tat, wie der General des Jesuitenordens Claudius Aquaviva sich ausdrückt,

ein wohlgerüstetes Kriegsheer, das wider zahlreiche und verwegene Feinde des Heiles in den Kampf zieht (J. Frey S. J., a. a. O., S. 18 f.).

Der Jesuit Löffler (a. a. O., S. 21) nennt dann offen die „Feinde des Heiles“, beschreibt offen die Natur des marianischen „Kriegsheeres“:

Es waren gewaltige Kämpfe, welche die Wiege der marianischen Kongregation umdonnerten. Die Häresie, die alte Sturmkolonne der Hölle im ersten Gliede, rannte wieder am wildesten an gegen die heilige Jungfrau, wie es gestern, wie es vorgestern ihre Väter, die Ebioniten, die Doketen, die Gnostiker, die Manichäer, die Albingenser und Waldenser, die Hussiten und Wicleffiten, die ganze unsterbliche Nachkommenschaft der Schlange getan. Aus edlem Soldatenblut entsprossen, stieß 1564 die Schar junger Freiwilliger [die Kongreganisten] zur alten Reichsfahne der heiligen Jungfrau. . . . Sie stieß zu alten Regimentern, den Segen Jakobs über Benjamin auf ihrem Haupte tragend: ‚Benjamin, ein reißender Wolf ist er, am Morgen seines Lebens schon verzehrt er Beute, am Abend teilt er Beute.‘ Das war die Prophetie der Kongregationsgeschichte. Deshalb umrauschen kriegerische Klänge auch heute noch den Altar, an dessen Fuße der Kongreganist sich seiner Königin weiht. Auf seinen Lippen liegen Eide der Soldaten.

Kehren wir zurück zu den „Kongregationen“ in jesuitischen Erziehungsanstalten. Sie sind dort Erziehungsmittel. Aber wie?

Die 23. Regel für den Rektor der „Studienordnung“ schreibt vor:

Er bemühe sich, daß die Kongregation von Mariä Verkündigung aus dem römischen Kollege auch in dem seinigen eingeführt werde. Wer sich ihr nicht anschließt, ist nicht in die Akademie, in welcher die literarischen Übungen gepflegt werden, zuzulassen, außer wenn der Herr Rektor im Herrn selbst dafür hielte, daß ein anderes Verfahren dienlicher sei.

Während Frömmigkeitsübungen erzieherisch nur wirken, wenn sie freiwillig sind, wird — übrigens ganz entsprechend der schon oben (S. 65. 78 f.) hervorgehobenen allgemeinen Zwangserziehung zur Frömmigkeit — der Eintritt in die „Kongregation“ erzwungen. Wer nicht eintritt, nimmt nicht teil an den ehrenvollen „Akademien“. Zugleich und eben dadurch wird ein Unterschied

zwischen Zögling und Zögling geschaffen, der in der Praxis des täglichen Lebens zu Ehre und Schande sich zuspitzt: die „Kongreganisten" sind Zöglinge erster, die Nicht-Kongreganisten sind Zöglinge zweiter Klasse, in den Augen ihrer Mitzöglinge haftet ihnen ein Makel an. Und warum der durch Furcht vor Schimpf verschärfte Zwang zum Eintritte in die „Kongregation"? Etwa, weil der Zögling sonst die Form der Marienverehrung, die der Jesuitismus wünscht, nicht einhält, sich ihr nicht anpaßt? Selbst für ultramontane Zwangsfrömmigkeit und für jesuitischen Formalismus wäre dies kein Grund. Nein, der Knabe soll in die „Kongregation" eintreten, um so frühzeitig wie möglich ein Glied des großen, unter Oberleitung des Jesuitenordens stehenden „Kriegsheeres" zu werden, dessen Soldaten und Offiziere sich in allen Ländern, in allen Ständen, in allen Berufen finden, dessen Aufgabe ist: Reform der bürgerlichen Gesellschaft nach jesuitisch-ultramontanem Plane (oben S. 83).

Zugleich bilden die „Kongregationen" innerhalb der Zöglinge eine Polizeitruppe mit Überwachungsdienst.

Wer zum Eintritte in die „Kongregation" sich meldet, hat eine Prüfungszeit durchzumachen. „Präfekt", „Assistenten" und „Konsultoren" haben die Aufgabe, den Prüfling („Aspirant", „Approband") während der Prüfungszeit zu beobachten und dem „Präses" über ihre Wahrnehmungen in bezug auf Betragen des Betreffenden Mitteilung zu machen. Da aber so gut wie alle Zöglinge sich zur Aufnahme melden, denn keiner will deklassiert sein, so umspannt das von der „Kongregation" ausgehende Überwachungssystem tatsächlich die ganze Zöglingsschar.

Ich selbst war in der „Kongregation" der ersten „Division" erster „Assistent" und stellvertretender „Präfekt", weiß also genau Bescheid: die unter dem Vorsitze des „Präses" stattfindenden „Magistratssitzungen" beschäftigten sich eingehend mit dem sittlichen Verhalten der „Kongreganisten" und der übrigen Zöglinge, die „Kongreganisten" werden wollten.

Daß wir Knaben in den „Kongregationen" und bei ihren zahlreichen religiösen Feierlichkeiten Befriedigung unserer Frömmigkeit fanden, daß wir in ihnen auch Antriebe zur Tugend erhielten, gebe ich gern zu. Aber die Frömmigkeit war eine mißleitete, überspannte, ungesunde, weichliche, schwärmerische. Es war eine Marienverehrung, die in nichts der wirklichen Stellung entsprach, welche die schlichtmenschliche Mutter Christi in den Evangelien einnimmt. Es war „marianischer" Mystizismus und Sensualismus, wie er leider Wesensbestandteil ultramontan-katholischer und zumal jesuitischer Marienverehrung geworden ist.

So preist der Jesuit Löffler Exzentrizitäten als Früchte der Kongregationsfrömmigkeit und stellt sie als vorbildlich hin:

Die Geschichte erzählt, daß unter den Sodalen (Kongreganisten) die Aloysius und Benediktus wieder erstanden seien. Zum Schutze der englischen Tugend (der Keuschheit; „englisch" von Engel) enthalten sie sich am Freitage jedes Getränkes — stürzen sich in Eis oder Dornengestrüpp, schlafen auf Stroh, Brettern, Steinen, Wacholderreisig ... Ein Bewunderer eigener Schönheit besucht, um sich zu ernüchtern, den Gottesacker, nimmt aus dem Beinhause Totenköpfe und Totengebeine in die Hand, küßt sie, geißelt sich darauf blutig ... An den tollen Fastnachtstagen veranstalten die Studenten von Ingolstadt eine Prozession; sie ziehen in alle Kirchen, durch alle Straßen, voran das Kreuz, die Geißel zerfleischt ihren Rücken (a. a. O., S. 46. 49).

Krasse Ausartungen solcher Art kamen in Feldkirch nicht vor, wohl aber traten auch dort asketische Bestrebungen zutage, die gesunde Pädagogik, auch wenn sie auf religiöser Anschauung fußt, entschieden verwerfen muß: Statt um 5 Uhr früh stand man zu „Ehren Mariens" schon um 4 Uhr auf; „zu Ehren Mariens" versagte man sich die kleinen Würzen des trockenen 10 Uhr- oder 4 Uhr-Brotes: Obst, Schokolade; „zu Ehren Mariens" zog man in bitterer Winterkälte keine Handschuhe an, oder zog die Ohrenklappen an den Mützen nicht über die Ohren; „Präses" oder Beichtvater ließen etwas von Bußwerkzeugen: Geißel, Bußgürtel verlauten „zur Abtötung des unreinen Fleisches", und der 14-, 15jährige „Kongreganist" äußerte „zu Ehren Mariens" wenigstens das Verlangen nach diesen Dingen; gewährt wurden sie ihm wohl kaum.

Ein einheitlicher Zug ging durch die ganze „marianische" Kongregationsfrömmigkeit und Askese: Angst vor Übertretung des 6. Gebotes. Das in den Vordergrund-Rücken des Geschlechtlichen ist aber entschieden ein schwerer Erziehungsfehler (oben S. 21 ff.).

Ich denke an meine Kongregationsjahre zurück ohne Reue und Beschämung. Was ich dort übte, übte ich in ehrlich-religiösem Knaben-Enthusiasmus. Und wie ich, so zweifellos die meisten anderen. Zieht man aber das subjektiv und relativ Gute ab, dann bleibt objektiv und absolut ein starkes Manko an Erziehungs- und Frömmig-

keitswerten; es bleibt aber dafür, und das ist der nicht genug herauszustellende Zweck der „Kongregationen“, eine wohlgeschulte, fanatisch-exzentrische Laienhilfstruppe der „Gesellschaft Jesu.“

Die Ausführungen über die „Kongregationen“ kann ich nicht schließen, ohne auch hier — später wird darüber ausführlich zu reden sein — derjenigen Eigenschaft des Jesuitenordens zu gedenken, die eine seiner hervorstechendsten und, vom christlichen Gesichtspunkte aus, eine seiner widerwärtigsten ist: Ruhmredigkeit, Selbstberäucherung, konzentrierter Hochmut.

Man muß die Schrift des Jesuiten Löffler zur Jubelfeier der „marianischen Kongregationen“ ganz lesen, um den vollen Eindruck des in ihr sich breit machenden Dünkels zu empfangen. Als „Kostproben“ können aber auch schon wenige Stellen dienen. Die Sätze über den Jesuitenorden als „Granitblock“ habe ich schon angeführt (S. 82); ihnen reihen sich die folgenden an:

Es hatte in verhängnisvoller Zeit Gott seiner Kirche die Gesellschaft Jesu als neues Hilfskorps gesandt... Die neuen Waffen schlugen überall der Häresie grimmige Wunden, schirmten und retteten, was bestand, eroberten auf den Straßen des Kolumbus, Cortez, Vasco di Gama für großen Abfall unermeßlichen Ersatz in Ost und West und Süd; auf dem Stammkontinente erhoben sich, von Königen und Völkern gebaut, ihre (der Gesellschaft Jesu) Universitäten, Kollegien, Kanzeln; es war der Orden, wie sein göttlicher Meister schon über die Meere gewandelt, hatte Scharen von Teufeln ausgetrieben, Todte erweckt; die Tausende des Volkes lauschten ihm in den Wüsten und auf den Bergen Asiens, Amerikas und in den Straßen und Tempeln Europas: da erneuerte sich in den stillen Mauern eines seiner Kollegien endlich auch die liebe Scene, welche einst Judäa gesehen hatte. Erbin des Namens wie des Wirkens Christi, legte die Gesellschaft Jesu den klaren Stirnen einiger Kinder die Hand voll schöpferischer Gnade auf, sie gründete die erste Kongregation (S. 1).

Die Parallele des Wirkens Christi mit dem Wirken des Jesuitenordens ist vollständig, und wer die katholische Lehre von der metaphysischen Gottheit Christi kennt, wird die in der Parallele liegende, alles Menschliche übersteigende Überhebung zu würdigen wissen. Selbst vor dem Letzten scheut hier jesuitischer Hochmut nicht zurück: wie Christus, der Gott, seine Hand „schöpferischer“ Gnade den Kindern auflegte, so legt auch der Jesuitenorden „seine Hand schöpferischer Gnade“ den „Kongreganisten“ auf. Auch hier muß man zur vollen Erfassung der Gleichstellung wissen, was das katholische Dogma über Erhabenheit und Göttlichkeit „schöpferischer Gnade“ lehrt.

III. Urteile über Erfolge des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystems.

Wie überall, so hat der Jesuitenorden es auch in bezug auf sein Erziehungs- und Unterrichtssystem meisterhaft verstanden, die Posaunen des Lobes zu blasen, und vor ihrem mächtigen Schalle ist manche gegnerische „Mauer“ umgesunken.

Was über Unterrichts- und Erziehungswesen des Ordens von ihm selbst veröffentlicht worden ist, strahlt fast ausschließlich blendendes Licht aus. Zumal die zwei „Autoritäten“ auf dem Gebiete der „Studienordnung“, die schon oft genannten Jesuiten Pachtler und Duhr, leisten in Anhäufung von Lob für den Orden Großes, teils in den Monumenta Germaniae paedagogica, teils in Duhrs Sonderschrift: „Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu“ (Freiburg i. B. 1896).

Solcher irreführenden Darstellung stelle ich Urteile gegenüber, die, was Sachkunde betrifft, einfachhin klassisch sind, und deren Gewicht deshalb zermalmend wirkt, weil sie, in ihrer Mehrheit, gefällt worden sind von Männern, die wärmste Freunde des Jesuitenordens waren.

Gibt es wärmere Freunde des Ordens und sachkundigere Beurteiler seines Unterrichts- und Erziehungssystems als seine eigenen Provinzial- und Generaloberen? Aus Briefen dieser höchsten Ordensautoritäten — die Briefe lagern in der Wiener Hofbibliothek — sind die folgenden Stellen. Sie lassen die jesuitischen Unterrichts- und Erziehungserfolge in recht trübem Lichte erscheinen. Dies Licht hat der Orden noch niemals aus den Wiener Aktenschränken hervorgezogen. Ein deutscher Universitätsprofessor, Johann Kelle in Prag, hat es auf den Scheffel gestellt (Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876):

Ich berühre noch einen Punkt von nicht geringerer Bedeutung, indem ich sehr wünsche, daß in unseren Schulen der Eifer für die Wissenschaften sich erneuere. Denn nicht wenige Klagen sind aus verschiedenen Orten über Nachlassen dieses Eifers zu uns gelangt, die mir um so mehr zu Herzen gehen, als unsere Satzungen Eifer inbezug auf Förderung der Wissenschaften empfehlen und als dies der Gesellschaft eigentümliche Amt in seiner Kraft zu erhalten ist (Brief des Provinzials Franz Retz vom 21. Nov. 1724: Wiener Hofbibliothek, Kodex Nr. 12029, S. 136).

Dies [das Studium und die Lehre der Rhetorik] wird bei unseren Lehrern und Schülern schwer von den Auswärtigen getadelt, sei es, daß der Grund dazu in dem gänzlichen Fehlen oder Schwinden des Eifers für diese so empfehlenswerte Wissenschaft liegt, oder daß es an der richtigen Lehrweise fehlt (Brief des polnischen Provinzials vom 10. Sept. 1741: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 240).

Bei den Rektoren einiger Konvikte wird größere Sorgfalt und Pflege hinsichtlich der richtigen Erziehung der Jugend in der Frömmigkeit und Wissenschaft vermißt. Die gleiche Sorgfalt wird vermißt in sehr vielen unserer Niederlassungen auf Seiten der Lehrer der niederen Klassen; es wird von dort berichtet, daß, weil kein Schulpräfekt vorhanden ist, es an Ordnung und an gebührender Unterweisung fehlt (Brief des polnischen Provinzials vom 3. Juli 1756: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 258).

Je größeren Gefahren unsere Schulen gegenwärtig ausgesetzt sind, um so mehr betrübt mich die fast allgemeine Klage über die geringe Sorge für die Wissenschaften in dieser Provinz; nichts Empfehlenswertes über die Arbeit der Unsrigen läßt sich vorbringen; kein Eifer des Lehrens und Lernens ist vorhanden; die Vorsteher vernachlässigen ihre Pflicht inbezug auf diesen Teil ihres Amtes gänzlich. So geschieht es, daß Vorlesungen und auch die Studien nur zum Scheine betrieben werden, und daß das Übrige, welches die Gegenwart zur nutzbringenden Erziehung der Jugend von uns verlangt, beklagenswert vernachlässigt am Boden liegt, weil die Schulpräfekten es gering achten. Wenn dies nicht durch Ew. Hochwürden gebessert wird (ich beschwöre Sie!), so drohen uns große Gefahren (Brief des polnischen Provinzials vom 29. Juni 1766: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 225 b).

Ein anderer Punkt betrifft die Studien. Abgesehen davon, daß die Pflege der humanistischen Bildung bei vielen sehr gering ist, schwindet auch vielen ihre Wertschätzung, teils durch die Schlaffheit und Unerfahrenheit der Lehrer, teils durch die Trägheit der Schüler, indem solche zu den Schulen zugelassen werden, oft nur aus der armseligen Absicht, daß sie ihr Leben bettelnd dahinziehend den Städten zur Last fallen und bei niemand Ehre einlegen. An anderen Orten werden ununterrichtete und durch die Nachlässigkeit der Lehrer in den niederen Klassen wenig fortgeschrittene Schüler aus persönlicher Zuneigung und Nachsicht der Lehrer in die höheren Klassen aufgenommen, mit keinem andern Erfolge, als daß sie ihre Barbarei und Unwissenheit im Lateinischen dauernd zur Schau stellen. Die Achtung für die ernsteren Wissenschaften geht verloren, weil man, unter Übergehung Besserer, solche zu Doktoren und Magistern macht, die in jenen Wissenschaften nur wenig erfahren sind (Brief des Generals Karl de Noyelle vom 27. März 1683: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. 57).

Unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral] verlangt von unseren Professoren größeren Eifer und Fleiß beim Unterrichte der Jugend, die uns anvertraut wird. Sehr viele und gerechte Klagen werden nämlich von den Auswärtigen gegen uns darüber erhoben, daß unsere Schulen mit ihren Professoren von ihrem ursprünglichen Eifer in Unterweisung der Jugend in Wissenschaft und Frömmigkeit verloren haben, so sehr, daß Viele unsere Schulen unwissender in Wissenschaften und schlechter in Tugenden verlassen, als sie ihnen übergeben wurden. Diese Fehler sind meistens den Patres Studienpräfekten zur Last zu legen, indem sie ihres Amtes oberflächlich walten und die Oberen nicht von der Nachlässigkeit der Professoren in Kenntnis setzen, indem sie mehr dem Rufe des Einzelnen als des ganzen Ordens Rechnung tragen (Brief des Provinzials Ladislaus Zottowski vom 14. Sept. 1737, worin er den Inhalt eines Schreibens des Ordensgenerals Franz Retz zur Kenntnis der Rektoren bringt: W. H.-B., Kodex Nr. 16620, S. 19).

Und wenn dieser Fleiß stets anzuwenden ist, so ist er um so notwendiger in unserer Zeit, weil der Geschmack an der Wissenschaft im allgemeinen schärfer und verfeinerter geworden ist und weil die Zahl solcher Schulen [Auswärtiger] so sehr gewachsen ist, daß unsere Schulen weniger nötig erscheinen. Denn, damit ich das nicht verhehle, lange gab es außer unseren Schulen fast keine anderen Lateinschulen, oder doch so wenige, daß die Eltern wider Willen gezwungen waren, ihre Kinder zu uns zu schicken. Jetzt aber sind vielerorts viele Schulen, die mit uns wetteifern, und die Gefahr besteht, daß, während jene erstarken, der Besuch der unsrigen abnimmt und ihr Ruf schwindet (Brief des Ordensgenerals Vicecomes vom 22. Juli 1752: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, B 44).

Unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral] drückt seinen Schmerz bitter darüber aus, daß an verschiedenen Orten unserer Provinz die Lehrer der höheren wie der niederen Klassen ihrem Amte wenig entsprechen (Brief des polnischen Provinzials vom 27. Juni 1745: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. B 40).

Die Lehrer der humanistischen Wissenschaften geben sich nicht mit genügendem Fleiße den Studien hin, und zumal im Griechischen geben sie sich keine Mühe, ja, unter ihnen sind solche, die, zu großem Triumphe der Nicht-Katholischen, nicht einmal richtig griechisch lesen können (Brief des böhmischen Provinzials Jak. Stetzl vom 8. Juli 1708: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. 114).

Was die Studien betrifft, so vermißt unser Vater [der Ordensgeneral] größern Fleiß bei den Lehrern, die, nicht ohne Beeinträchtigung unseres Rufes inbezug auf Frömmigkeit und Wissenschaft, es verabsäumen, die Jugend mit dem gebührenden Eifer zu unterrichten (Brief des polnischen Provinzials vom 15. Sept. 1715: W. H.-B., Kodex Nr. 12025, S. 181).

Die Lässigkeit und Trägheit mancher Lehrer inbezug auf Erwerbung von Kenntnis der schönen Litera-

tur für sich selbst und auf ihre Mitteilung an die Schüler erregt zuweilen berechtigte Klagen (Brief des böhmischen Provinzials Johann Roller vom 28. April 1740: W. H.-B., Kodex Nr. 12029, S. n. 179).

Eines besonderen Heilmittels bedarf das Folgende: Die Nachlässigkeit der Lehrer in Unterweisung der Jugend in Wissenschaft und christlichen Sitten. Mit großem Schmerze höre ich nämlich, daß es im Königreiche heißt, daß die Schüler anderer Orden unsere Schüler bei weitem im Fortschritte übertreffen (Brief des polnischen Provinzials vom 10. Sept. 1741: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. 239).

Die Lehrer der humanistischen Wissenschaft sind an einigen Orten sehr faul und schlafen; sie leiten die Knaben nicht wirkungsvoll zu sittlicher Rechtschaffenheit und äußerer Bescheidenheit an (Brief des böhmischen Provinzials vom 1. Januar 1770: Kodex der W. H.-B., Nr. 11951, S. 82 b).

Was hier die Provinziale und Generale des Ordens rügen und beklagen, den Verfall der humanistischen Studien, war übrigens ein altes Übel des Jesuitenordens. Schon der erste Entwurf der „Studienordnung" vom Jahre 1586 enthält die bezeichnende Stelle:

Alle beklagen, daß diese [humanistischen] Studien bei den Unsrigen zum großen Teile in Verfall geraten sind, so daß nichts seltener und schwieriger zu finden sei als ein guter Grammatiker, ein guter Rhetoriker oder ein in den humanistischen Wissenschaften Erfahrener (Monum. Germ. paedag. 5, 144).

Auch der Untergrund, die Quelle der vielen Unterrichts- und Erziehungsfehler, wird in den Briefen aus der Wiener Hofbibliothek genannt: beschämende Unerzogenheit, ja Unsittlichkeit der Lehrer selbst:

Es ist eine Schmach, einem Briefe anvertrauen zu müssen, wovor jeder ehrenhafte Mann, und besonders ein Ordensmann, gemäß Gewissen und Vernunft, zurückscheuen müßte. Aber da das Übel in unserer Provinz eingerissen ist, daß nämlich nicht Wenige Ausschreitungen im Trinken begehen, so hat dies zu ungeheuerm Schaden für unsern Ruf schon bei Auswärtigen Tadel und Skandal erregt, ohne daß so viele heilige und ernste Verbote und vorgeschriebene Strafen etwas nützten (Brief des polnischen Provinzials: Kodex der W. H.-B., Nr. 12025, S. 237).

In den Schlafzimmern werden Gelage veranstaltet; dort greift heimliches Trinken unter den Unsrigen um sich ... Auch besuchen außerhalb der erlaubten Zeit die Unsrigen Häuser der Weltlichen, um dort zu essen und zu trinken, und nicht selten kommen sie vollgesoffen (crapulati) nach Hause (Brief des böhmischen Provinzials Ferd. Waldthauser vom 13. Aug. 1702: Kodex der W. H.-B., Nr. 12029, S. 99).

Die heimlichen Trinkgelage haben sich so festgesetzt, daß kaum eine unserer Niederlassungen frei ist von Personen, die an diesem Laster kranken (Brief des Provinzials Reinhold Gertt vom 15. Sept. 1715: Kodex der W. H.-B., Nr. 13620, S. 7).

* * *

Es ist verständlich, daß solche Briefe den Vermerk tragen: „nicht für die Öffentlichkeit". Aber die Öffentlichkeit, die von Schriftstellern des Jesuitenordens systematisch und in raffinierter Weise über das Innere des Ordens getäuscht wird, hat ein besonderes Interesse daran, gerade Urteile kennen zu lernen, von deren Urhebern man wirklich nicht sagen kann, sie seien Jesuitenfeinde.

Würde man die Geheimarchive auch der übrigen Ordensprovinzen durchforschen, gleiches oder ähnliches wie hier aus der österreichischen, böhmischen, polnischen „Provinz" wäre auch von dort zu berichten. Ein glücklicher Zufall — die Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 — hat einen Teil der Ordensarchive in die öffentlichen Sammlungen (Wien, München usw.) gebracht. Wahrheitsschätze über den Jesuitenorden, seine eigentliche Natur und sein eigentliches Wirken lagern dort. Sie müssen gehoben werden, um die Lügen der „Geschichte" schreibenden Jesuiten zu zerstören.

Aber Eile tut vielleicht not. Denn nicht nur Kelle hat die Erfahrung gemacht, daß der Orden am Werke ist, die ihn schwer belastenden Schriftstücke seiner eigenen, jetzt im Staatsbesitze befindlichen Geheimarchive beiseite zu schaffen; auch ein Mann wie Theodor Mommsen hat mir mitgeteilt, daß er von solchen Versuchen Kenntnis erhalten habe; und der Provinzial der „deutschen" Ordensprovinz, Pater Jakob Ratgeb, äußerte im Jahre 1889 in meiner Gegenwart: die vom Staate bei Aufhebung der Gesellschaft Jesu beschlagnahmten und in verschiedenen Bibliotheken lagernden Schriftstücke seien auch jetzt noch Eigentum der Gesellschaft Jesu, und es sei kein Diebstahl, sie aus den Staatsarchiven und Bibliotheken heimlich fortzunehmen und dem Jesuitenorden wieder zuzustellen. Mögen also die, so es angeht, acht geben.

* * *

Zwar nicht ein Oberer, aber einer der bedeutendsten Jesuiten des 16. Jahrhunderts war der gerade als Schulmann besonders geschätzte deutsche Jesuit Jakob Pontan (Spanmüller). Seine Wertschätzung innerhalb des Ordens geht daraus hervor, daß er Mitglied der vom Ordensgeneral Claudius Aquaviva eingesetzten „Stu-

dienkommission für Deutschland" war. Pontan hat „Vorschläge für den Betrieb der humanistischen Studien innerhalb der Gesellschaft Jesu gemäß der ratio studiorum" gemacht, worin er in rücksichtslos-offener Weise — die „Vorschläge" (propositiones) waren nicht für die Öffentlichkeit bestimmt — die Mißstände des jesuitischen Unterrichtssystems bloßlegt:

Die Lehrer entbehren häufig des Talentes; sie vertrödeln Zeit; vor Übungen schrecken sie zurück; sie studieren nur, so viel sie wollen und wann sie wollen; lange Zeit Lehrer sein, wollen sie nicht. Auch wenn einer gerne Fortschritte machen und länger Lehrer bleiben möchte, wird er doch entfernt, und jährlich werden neue Lehrer eingeführt ... In einem einzigen Jahre, ohne Rücksicht darauf, daß sie [die Jesuiten-Scholastiker] geringe Fortschritte gemacht, daß sie wenig Griechisch vorher gelernt haben (so daß die meisten sogar das Alphabet nicht können), daß sie keine [lateinischen] Verse machen können, daß sie während des Noviziats kein Buch angesehen haben, sollen sie dennoch täglich drei verschiedene Vorlesungen hören, sollen repetieren, auswendiglernen, Kompendien zusammenstellen, und zwar vierfach: in griechischer, lateinischer, gebundener und ungebundener Rede. Wer glaubt, das alles könne in einem Jahre geleistet werden, zeigt seine große Unkenntnis und Mangel an Urteil. Wenn nicht auf andere Weise vorgegangen wird und die Hindernisse nicht mit Gewalt beseitigt werden, so gehen unsere Wissenschaft und unser Ruf zugrunde. ... Ein nicht geringes Übel in dieser Beziehung ist, daß die Oberen [der Gesellschaft Jesu] für die Studien nicht größere Sorge tragen. Was Wunder? Sie selbst sind unterrichtet worden, wie jetzt unsere Scholastiker unterrichtet werden ... Das Griechische haben sie kursorisch, das Lateinische kaum mit den äußersten Lippenrändern berührt. Und doch sind sie es, denen das Urteil über die Studien zukommt, die zu entscheiden haben, wie und was zu lehren ist, ebenso über die Lehrer, die Talente, die Fortschritte. Vieles wird den Präfekten [der Studien] überantwortet, die selbst zu ungebildet (rudiores) sind, als daß sie den Schulen vorstehen oder die Lehrer leiten und bessern können. Da also selbst die Oberen hierin nicht unterrichtet sind, so tun sich die Studienpräfekten nicht hervor, die Scholastiker, vor der Zeit [aus ihren Studien] weggenommen ... Da die Lehrer nicht, wie die Regel vorschreibt, [im Wissen] eine Stufe über ihrer Klasse, sondern zwei oder drei Stufen unter ihr stehen, welche Hoffnung besteht da, daß wir mit den auswärtigen Schulen Schritt halten? Arzt, heile dich selbst! ... Zu den Hemmnissen der humanistischen Studien bei den Unsrigen gehört, daß die Scholastiker nach dem Noviziat nur ein Jahr in der Humanität [der Klasse für humanistische Studien] belassen werden, einige sogar nicht einmal ein Jahr. Als Grund wird angegeben: außerhalb der Gesellschaft haben sie schon zwei Jahre humanistische Studien getrieben, sie können also innerhalb eines solchen Zeitraumes Fortschritte machen. Die Sache verhält sich aber anders. Im Griechischen ist keine Grundlage gelegt worden, sie machen fehlerhafte [lateinische] Verse, sie schreiben schändlich (inquinate) ... Aus den schlecht und ungenügend unterrichteten Scholastikern entstehen unfähige Lehrer ...; ungelehrte und inbezug auf humanistische Studien sehr unwissende Obere gehen hervor, so sehr, daß nicht wenige von ihnen nicht einmal einen Brief grammatisch richtig schreiben können; ungelehrte Studienpräfekten gehen hervor; ja, wer immer in unserer Gesellschaft ungebildet ist (und es sind Unzählige), ist es der genannten zwei Ursachen wegen. ... Es folgt ein anderes nicht geringes Hemmnis: Die ungebundene Freiheit der Lehrer inbezug auf Privatstudien und ihr häufiger Wechsel [im Lehramte]. Jedem ist es erlaubt, zu lesen, was er will, zu studieren, so viel er will und sogar wann er will. Es genügt, daß er lehrt. Rektor und Studienpräfekt kümmern sich nicht sonderlich darum, wie er lehrt; sie verbessern die Fehlenden nicht, keiner wird angehalten zur richtigen Form. Die Meisten schreiben (lateinisch) sehr selten und sehr schlecht. So sehr leben wir dahin in Sorglosigkeit, so sehr haben wir jedes Jahr neue Lehrer und stets Schüler, daß unsere Schulen immer schlechter werden. Bevor sie [die Lehrer] angefangen haben zu lehren, heißt es schon wieder aufhören. Welches Ansehen, welche Erfahrung haben solche Lehrer? Warum schämen wir uns nicht unserer Torheit? Keine Stadt wechselt ihren Zuchtmeister oder Henker jedes Jahr, und wir glauben, solch eine Unbeständigkeit [der Lehrer] sei für die Studien gut! (Anti-Mangoldus sive Vindiciae Historiae eccles. Claudii Fleury. Amstelodami et Ulmae 1784, II, 89—94).

* * *

Diesen Urteilen aus dem Jesuitenorden selbst schließen sich andere Urteile, zunächst das des jesuitenfreundlichen österreichischen Geschichtsforschers Joseph Alexander Freiherrn von Helfert an:

Helfert bespricht die Schrift des bis zur Aufhebung des Ordens (1773) ihm angehörenden Ignaz Cornova (oben S. 39), worin das Unterrichts- und Erziehungssystem des Ordens in Schutz genommen wird, und kommt dabei zu folgendem Ergebnis:

So lieb man daraus [aus der Schrift Cornovas] das Verhältniß der einzelnen Glieder zur ganzen Körperschaft gewinnt, so warm, edel, geistvoll, mitunter launig die zum Teil abgeschmackten, zum Teil abgefeimten Verdächtigungen der Gesellschaft [Jesu] zurückgewiesen und in das wahre Licht gestellt werden, so findet man doch nach unparteiischer Durchlesung des Buches keinen der Vorwürfe vernichtet,

welche dem in Verfall geratenen Lehr- und Erziehungssysteme der Jesuiten von den einsichtsvollsten, ruhigsten Männern der damaligen Zeit gemacht wurden. Es bleibt immer der Eindruck zurück, daß es die Gesellschaft in ihrem Interesse sehr wohl verstanden habe, Liebe und Anhänglichkeit bei allen, die sie in ihren Kreis zog, zu wecken und zu fesseln, daß sie aber mit einer ganz unverantwortlichen Abkehr es vernachlässigt habe, im Interesse der Jugend und der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihr jene anvertraute, den Bedürfnissen der geänderten Zeitverhältnisse gerecht zu werden (Die Gründung der oesterreichischen Volksschule durch Maria Theresia. Prag 1860, S. 278).

Wenige Seiten weiter spricht Helfert eine noch umfassendere Verurteilung aus:

Das Lehr- und Erziehungssystem der Jesuiten des achtzehnten Jahrhunderts [und es hat sich bis heute nicht geändert] war ein solches, wie es für das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr taugte. Man kennt die gemeinplätzliche Behauptung, die man kurze Zeit nach der Aufhebung des Ordens ‚selbst von den Gegnern' vernehmen konnte: Die Jesuiten seien ohne Frage die vortrefflichsten Lehrer und Erzieher gewesen. Nach allem, was vorliegt, ist das stark zu bezweifeln. Wir dürfen nicht zu großes Gewicht darauf legen, was nach ein paar Jahrzehenden aus dem mildernden Schimmer der Erinnerung herausgelesen wurde, wir müssen ungleich größeren Bedacht darauf nehmen, was gewichtige Stimmen unter dem unmittelbaren Eindrucke der Tatsachen zu sagen den Mut hatten. Wenn man einem Lehrsysteme vorwerfen kann, daß es mitten im Flusse einer in allen Richtungen aufgeregten Zeit fast ausschließend eine tote Sprache [die lateinische] und selbst diese in einer Weise treibe, die vom eigentlichen Verständnisse dessen, um was es sich handle, weit entfernt sei; und wenn man einem Erziehungssystem vorwerfen kann, daß es die natürlichen Anlagen in Schranken einenge, die Willensäußerungen in Fesseln lege, so daß die Zöglinge, wenn die Schranken aufgethan, die Fesseln abgestreift seien, nur desto zügelloser dem ersten besten oder dem ersten schlechtesten Einflusse anheimfallen, so sind das wahrhaftig keine geringen Vorwürfe... Während rings um sie (die Jesuiten) das jahrhundertelange abgöttische Ansehen des Aristoteles den Errungenschaften der neueren Forschungen gewichen war, klammerten sie sich in ihren Collegien noch immer an die Aussprüche des stagiritischen Weltweisen, hielten Gassendi, Cartesius kaum der Erwähnung wert, ließen den Namen Newtons nicht über ihre Lippen kommen. Während die Gladiatorenkünste scholastischer Wortgefechte längst einem methodischen Eingehen auf den Kern der Dinge Platz gemacht hatten, ließen sie ihre Schüler noch immer an der Lösung spitzfindiger Fragen, die niemand mehr aufwarf, an der Bekämpfung und Verteidigung erkünstelter Systeme, auf die niemand mehr etwas gab, ihren Scharfsinn prüfen, ihre Zungenfertigkeit üben. Sie verschlossen zum eigenen Nachteile ihre Augen vor den Anforderungen der Zeit und hielten sich mit anachronistischer Consequenz an Lehrsätze und Vorschriften, die unter ganz anderen Verhältnissen, vor hundert und zweihundert Jahren, ihren ersten Collegien gegeben waren (a. a. O., S. 279–283).

In einer Antwort der bayerischen Regierung auf eine Eingabe der Jesuiten vom 30. Oktober 1769, worin gegen gewisse Regierungsverordnungen Klage erhoben wurde, heißt es:

... Das Hauptwerk ihres [der Jesuiten] Instituts sind bei uns die unteren Schulen, und diese sehen wir nicht mit erfahrnen und langgeprüften Männern, sondern mit bloßen Jünglingen besetzet... Wir dürften immer froh sein, wenn nur unsere Jugend bei ihnen [den Jesuiten] teutsch lernete, oder nicht mehr verlernete, so würde es doch wenigstens nicht nöthig haben, absolvirte Akademikos erst noch in die Schreibschule zu schicken, um ein leydentliches teutsches Conzept in Briefen und Gerichtlichen Aufsätzen machen zu lernen, das die Knaben und Mädchen in protestantischen Schulen mit 11 und 12 Jahren wissen (aus einem Kodex des Münchener Staatsarchivs abgedruckt bei Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu. Leipzig 1870, S. 441 f.).

Bei diesem Urteile fällt ins Gewicht: 1. daß es abgegeben wird von der mit Überwachung der Schulen betrauten Behörde: 2. daß es die Bilanz zieht über eine mehr als 150 Jahre lange Schultätigkeit des Jesuitenordens in Bayern.

Den Nagel auf den Kopf trifft wiederum der sachkundige und deshalb von den Jesuiten bestgehaßte Graf Pergen (vgl. S. 52. 70).

So gewiß es ist, daß unter den Ordensgeistlichen ebenso wie unter den anderen viele achtungswürdige, mit Einsicht, rechtschaffenem Herzen und erbaulicher Frömmigkeit begabte Männer sich finden, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß diese Körperschaften nie von der längst veralteten und höchstens bei der Epoche ihrer Entstehung erträglichen Methode, von den alten Lehrbüchern und von dem engen Bezirk des Unterrichts haben abweichen wollen; und wenn sie [die Jesuiten] in den letzten Zeiten durch unhintertreibliche landesherrliche Befehle oder Aufklärung der Zeiten und das unwiderstehehliche Beispiel anderer Länder zu ein oder anderem wider Willen genötiget worden, so haben sie doch nie etwas anderes, als eine scheinbare und so unvollkommene Verbesserung vorgenommen, daß daraus teils der Mangel einer in die

Wurzel des Übels eindringenden Einsicht, teils die Gewalt, welche ihrem System und Grundverfassung durch solche Neuerung geschehen, nur allzusehr hervorleuchtet... Nie wird es der Staat dahin bringen, den in aller Hinsicht dem Schulwesen so schädlichen und außer der Sphäre aller äußern Macht und Befehle liegenden ésprit de corps von einem Orden zu verdrängen und es dahin zu bringen, daß ein jeder für sich seine Pflicht liebe, den wahren Nutzen des Vaterlandes und die möglichste Erreichung der landesherrlichen Zwecke zum alleinigen Endzweck seiner Schulverrichtungen mache und sein Amt zu dessen Dienste in den reinsten Absichten stets freudig erfülle (Immediat-Vortrag an die Kaiserin Maria Theresia vom 26. August 1770; bei Helfert, a. a. O., S. 204).

Alle in meinen Ausführungen hervorgehobenen Fehler des jesuitischen Systems sind hier kurz zusammengefaßt. Die Übereinstimmung zwischen dem die Jesuitenschulen so genau kennenden österreichischen Staatsmanne und mir ist um so bemerkenswerter, als wir beide Jesuitenschüler waren, Graf Pergen des 18., ich des 19. Jahrhunderts. Auch ein Beweis, daß der Orden seiner, von ihm selbst allerdings in anderm Sinne verstandenen Devise getreu bleibt: semper idem, immer derselbe!

Alles in allem genommen wird es also keine Übertreibung sein, was der amtliche „Bericht des [österreichischen] Direktoriums in publicis et cameralibus“ vom 21. Februar 1750 über die von Jesuiten geleiteten Gymnasien und Erziehungsanstalten urteilt:

Daß das Publikum sonderheitlich auch klage, daß auf die guten Sitten und Sauberkeit wenig Achtung gehalten, sondern ein Knab durch den andern verführet und dahero gar viele Eltern veranlasset werden, ihre Kinder im Hause unter eigener Obsicht, obschon mit größeren Kosten unterweisen zu lassen (bei Kelle, Die Jesuitengymnasien in Österreich. Prag 1873, S. 75).

IV. Persönliche Erinnerungen.

Ein trüber, naßkalter Oktobermorgen des Jahres 1861 war es, als meine Eltern mich auf dem Hauptbahnhofe zu Köln den Jesuiten übergaben, welche dort alljährlich die aus Rheinland und Westfalen zusammenströmenden Zöglinge sammelten, um sie nach Feldkirch zu geleiten.

Grausam waren meine guten Eltern, trotz aller Liebe, daß sie mich neunjähriges Kind, aus der Familie und aus dem Elternhause heraus, in die ferne Fremde schickten, von mütterlichem und jedem zartern Einflusse mich trennend. Nicht Natur und Menschlichkeit handelte dabei in ihnen, sondern Ultramontanismus und Jesuitismus, die, wie oben gezeigt, nicht früh genug sich der Jugend bemächtigen können.

Morgens 6 Uhr fuhr der „Feldkircher Zug“ — meistens über 100 Zöglinge mit 5 oder 6 Jesuiten als Begleitern — von Köln ab; abends 11 Uhr — damals ging es noch nicht so schnell wie heute — waren wir nach ermüdender Fahrt über Mainz, Heidelberg, Stuttgart, Ulm in Friedrichshafen. Am andern Tage ging die Reise über Rorschach nach Oberrieth am Rhein und von dort aus mit Leiterwagen nach Feldkirch. Selten führte der Weg über Bregenz, weil von dort die Wagenfahrt zu lang war. Eisenbahnstation wurde Feldkirch erst nach meiner Zeit.

Den ganzen langen Weg haben meine heißen Kindertränen benetzt. Schwer litt ich unter Heimweh; und zwar Jahr für Jahr. Jedesmal, wenn wir bei den schweizerischen Orten Oberrieth oder Haag über den jungen Rhein setzten, warf ich Stücke Holz in die brausende Flut, mit der sehnsüchtigen Hoffnung, sie würden hinuntergetragen bis Köln, Düsseldorf oder Wesel. Mein junges Gemüt empfand die Vorstellung, daß die Holzstücke vorübertrieben an Rheinorten, die meinem Elternhause nahe lagen, als wehmütigen Trost.

Tage und Wochen hatte ich mit dem Heimwehe zu tun. Dankbar erinnere ich mich der Güte und Freundlichkeit, mit der meine jesuitischen Erzieher und Lehrer den traurigen Knaben zu trösten suchten. Einmal, als der Trennungsschmerz gar nicht weichen wollte, erhielt ich ein Telegramm meines Vaters: „Freue dich, daß du fort bist. Hier Maul- und Klauenseuche.“ Daß mein ernster, gemessener Vater den Witz machte, erhöhte seine Wirkung: befreiendes Lachen verscheuchte die Melancholie.

Das regelmäßige Leben, die geordnete Arbeit waren aber die besten Mittel gegen die trübseligen Stimmungen. Feste Tagesordnung, geregelte Beschäftigung sind überhaupt von unschätzbarem Werte bei Seelen- und Gemütserregungen. Diese wichtige Erfahrung habe ich schon als Kind in Feldkirch gemacht. Sie ist mir eine Stütze gewesen in allen späteren schweren Lebenskämpfen.

* * *

Rektor war damals der oben erwähnte französische Schweizer Pater Minoux; Generalpräfekt der gleichfalls schon genannte französische Elsässer Pater Faller. Meine Präfekten in der

dritten „Division“ waren die Patres („Scholastiker“) Ruckgaber und Mutter; als Klassenlehrer für die erste Klasse (Sexta) erhielt ich Pater („Scholastiker“) Knappmeyer.

* * *

Das wichtigste Ereignis meines ersten Feldkircher Jahres (1861—1862) war „die erste heilige Kommunion“.

Gewöhnlich werden erst 13- oder 14jährige Kinder zur Kommunion zugelassen; ich war aber ein so „gutes Kind“, daß zumal die Patres Minoux und Faller meine frühe Zulassung zur ersten Kommunion für angezeigt erachteten.

Mehrwöchiger katechetischer Unterricht über das „Altarsakrament“ und dreitägige „Exerzitien“, die Pater Faller gab, bereiteten uns „Erstkommunikanten“ auf den großen Tag vor. Denn ein großer Tag ist „der Tag der ersten heiligen Kommunion“ für ein katholisch-fromm erzogenes Kind.

Welch ein Gedanke: zum ersten Male seinen Gott und Herrn wirklich und wesentlich mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit in der konsekrierten Hostie als Speise zu genießen! Größeres, Höheres, Furchtbareres kann die religiöse Phantasie nicht ersinnen.

Mein Kinderherz wurde hin- und hergeworfen zwischen Großem, Hohem, Furchtbarem. Das Furchtbare behielt die Oberhand. Mit Zittern und Beben habe ich die Hostie auf meine Zunge genommen. Die Angst, vielleicht nicht „würdig“ zu sein, quälte mich. Und doch, wie „würdig“ wollte ich sein!

Der ersten Kommunion ging selbstverständlich eine „Generalbeichte“ voraus. „Generalbeichten“ (vgl. S. 19 ff. 81) haben weder in der Bibel, auch wenn man sie katholisch-ultramontan deutet, noch in der dogmatischen Kirchenlehre über die Beichte irgendwelche Begründung. Sie sind lediglich asketisches Frömmigkeitsmittel, dessen eigentliche und zweifellos von der Hierarchie gewollte Wirkung darin besteht, daß der Beichtende mehr und mehr in Abhängigkeit vom Beichtvater, d. h. von der Kirche gerät.

Die „Generalbeichten“ erstrecken sich, sei es über das ganze Leben, sei es über einen seiner Teile, und schließen alle früheren Beichten des betreffenden Lebensabschnittes oder des ganzen Lebens ein. Sie sind also eine Wiederholung von Beichten. Die Wiederholung geschieht, um dem Beichtkinde Beruhigung zu verschaffen: hat es etwa bei einer frühern Beichte in irgendeinem der für ihre Gültigkeit und Wirksamkeit (Vergebung der Sünden) notwendigen Stücke (Gewissenserforschung, Sündenbekenntnis, Reue, Vorsatz, Buße) gefehlt, so wird das durch die Generalbeichte wieder in Ordnung gebracht. Tatsächlich sind Generalbeichten aber Beunruhigungsquellen. Das Wühlen in der Vergangenheit, die Fragen: habe ich mein Gewissen vor der Beichte immer genügend erforscht, habe ich alle Todsünden nach Zahl und Umständen immer genau bekannt, habe ich immer wirkliche Reue, wirklichen Besserungsvorsatz gehabt, bohren die Stachel des Zweifels, der Angst in die Seele. In meiner Seele hat der Stachel sich dauernd festgesetzt seit der „Generalbeichte“ zur ersten Kommunion. Erst Jahrzehnte später, mit der Erkenntnis der Falschheit des Dogmas von der Beichte überhaupt, ist Ruhe in mich eingezogen, freilich „Kirchhofsruhe“ insofern, als ich mit und in dieser Erkenntnis (der sich noch andere anfügten) meinen alten Glauben zu Grabe trug.

Der Furcht vor Unwürdigkeit durch ungültige und unwürdige Beichten gesellte sich die Furcht vor dem Sakramente selbst, vor dem „wirklichen und wahrhaftigen“ Genusse des Fleisches und Blutes, vor Aufnahme der Menschheit und Gottheit Christi in den eigenen Leib.

Die derb sinnliche, kapharnitische Auffassung der Worte Christi: „Wenn ihr nicht esset das Fleisch des Sohnes des Menschen und nicht trinket sein Blut, werdet ihr nicht das Leben haben in euch“ (Joh. 6, 54), die in der Entgegnung zum Ausdrucke kam: „Hart ist diese Rede, und wer kann sie hören“ (Joh. 6, 61), ist nun einmal Dogma der römischen Kirche geworden, und der erläuternde Zusatz Christi: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch frommt zu nichts; die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben“ (Joh. 6, 64), ist durch die ultramontane Lehre von der „realen Gegenwart Christi im Sakramente des Altares“ vollständig beiseite geschoben worden, und zwar in einer anthropophagen Beigeschmack mit sich führenden Brutalität.

Ist es nicht brutal, theologische Erörterungen darüber anzustellen, daß und wie an dem in der konsekrierten Hostie gegenwärtigen Leibe Christi die Vorhaut vorhanden sei und also mitgenossen werde, obwohl Christus als jüdisches Kind der Beschneidung unterlegen habe? Nein, alles Erheben des Dogmas „über das Begreifen und über das Verstehen des Menschengeistes hinaus“, alle Hinweise auf das „verklärte“ Fleisch und das „verklärte“ Blut Christi helfen über die Unnatur solcher Lehren nicht hinweg. Das wirkliche Blut und das wirkliche Fleisch, der wirkliche Leib mit allen

seinen Gliedern, Knochen und Teilen, buchstäblich „mit Haut und Haaren“ wird in der Kommunion „gegessen“ (manducare). Ebensowenig helfen darüber hinweg die gehäuften Wunder, die mit in den Kauf genommen werden müssen, um den Leib Christi, trotz seiner „realen Gegenwart“, vor dem Zerkautwerden durch die Zähne und vor den Folgen des an der konsekrierten Hostie sich vollziehenden natürlichen Verdauungsprozesses zu bewahren.

Dies alles wußte ich als neunjähriges Kind ja nun freilich nicht. Aber auch uns Kindern wurde im Kommunionunterrichte „das Dogma von der wirklichen und leibhaftigen Gegenwart Christi, wie er nach der Auferstehung mit seinen Jüngern verkehrte, aß und trank“, eingeprägt, und wenn mir die detaillierte Kenntnis der Gegenwart Christi in der Hostie auch fehlte, für mich blieb die Vorstellung vom Genusse des „wirklichen“ Fleisches und des „wirklichen“ Blutes Christi etwas Furchtbares, ein wahrhaft tremendum mysterium, ein „erschreckliches Geheimnis“, das mein jugendliches Gemüt zugleich mit Grauen und Neugierde, mit Qual und Sehnsucht erfüllte. Meinem Beichtvater, Pater Joller, und in der „Generalbeichte“ vor der ersten Kommunion unserm „Exerzitienmeister“, Pater Faller, schüttete ich, so gut ein Kind das kann, mein Herz aus. Ich erhielt Aufmunterung, aber keine aufklärende Beruhigung.

Nicht ohne tiefste Wehmut denke ich zurück an den äußerlich glanzvollen Tag meiner ersten Kommunion, an den 21. Juni 1862. Was ich an Innerlichkeit besaß — und ich war ja „ein frommes Kind“, das wegen seiner Frömmigkeit so früh zum „Tische des Herrn“ zugelassen wurde —, legte ich in den Akt, und als ich aus den Händen des Feldkircher Weihbischofs, Joseph Feßler, des nachmaligen Sekretärs des vatikanischen Konzils, die „heilige Hostie“ empfing, da genoß ich sie mit starkem Glauben und tiefster Ehrfurcht; aber dennoch das kleine Herz voll von Unruhe und Zweifel, die von da an ständige Begleiter auf meinem Lebenswege blieben. Mit der strahlenden, ungetrübten Bläue des religiösen Kinderhimmels war es aus. Schatten, ja nicht selten das Dunkel legten sich über mich. Schon damals und bei zunehmenden Jahren in steigendem Maße habe ich schwer gelitten. Beichte und Kommunion hießen meine Peiniger.

Feiern wie die einer ersten Kommunion lassen das Fehlerhafte ultramontan-jesuitischer Frömmigkeit besonders hervortreten. Man sollte meinen, die Feier der erstmaligen „mystischen Vereinigung“ der Seele mit ihrem Gotte müsse sich auch äußerlich in weihevoller Stille, fern von aller Weltlichkeit, von Lärm und Gepränge vollziehen. Das Gegenteil ist der Fall. Aller nur möglicher Glanz und Pomp des Gottesdienstes wird entfaltet; Einladungen ergehen an die Eltern und Verwandten der Erstkommunikanten und an andere; wo ein geistlicher Würdenträger, ein „Kirchenfürst“, aufzutreiben ist, wird er zur Kommunionausteilung gebeten; sentimentale Gesänge, „die bis zu Tränen rühren“, begleiten den Kommunionempfang; und ist die kirchliche Feier vorüber, dann vereint ein opulentes Frühstück die Kommunikanten mit ihren Eltern, Freunden und Erziehern; kurz eine Überwucherung des Äußerlichen über das Innerliche, und man muß — was bei Kindern so gut wie ausgeschlossen ist — schon sehr losgelöst sein vom Äußerlichen, um in der Überwucherung nicht zu ersticken, um nicht die Schale für den Kern zu nehmen.

* * *

Eine mit der Kommunion, d. h. mit der Behandlung dieses „ehrwürdigsten aller Geheimnisse“ zusammenhängende Erfahrung schließe ich an.

Die Kirche verlangt bei Empfang der Kommunion physische Nüchternheit des Empfängers, d. h. am Tage der Kommunion darf man von Mitternacht an bis nach dem Empfange der Kommunion, der in den Vormittagsstunden stattfindet, nichts an Speise oder Trank genossen haben. Die Vorschrift, die aus Ehrfurcht vor der „himmlichen Speise“ gegeben ist und beim Glauben an diese „Speise“ gerechtfertigt erscheint, wird mit solcher Strenge durchgeführt, daß die ultramontane Moraltheologie auch zufälliges Verschlucken von Wasser beim Zähneputzen, von Rauch beim Rauchen als gegen die Nüchternheit verstoßend und zur Kommunion unfähig machend erklärt (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Tätigkeit. 2. Bd., S. 167 bis 169).

Nun wurde in Feldkirch in der Weihnachtsnacht um Mitternacht eine Messe gefeiert, während deren wir Zöglinge die Kommunion empfingen. Unser Sängerchor, zu dem ich auch gehörte, begleitete die Messe mit Gesängen. Damit wir Sänger bei Kräften und gut bei Stimme blieben, erhielten wir zwischen der Zeit von $1/4$ vor 12 Uhr bis 12 Uhr Glühwein und Kuchen. Der Pater Musikpräfekt stand mit der Uhr in der Hand unter uns, um $1/2$ Minute vor dem

Glockenschlage 12 das Essen und Trinken aufhören zu machen. Spätestens 20 Minuten nach 12 Uhr gingen wir dann mit Kuchen und Glühwein im Magen zur Kommunion. Aber die Vorschrift war erfüllt: wer die Kommunion empfängt, darf von Mitternacht an nichts mehr genießen.

Man kann sich denken, wie diese Einrichtung auf unsere Auffassung vom Gebote der „Nüchternheit" vor Empfang der Kommunion wirkte. Es war die geradezu offizielle Anleitung, wie ein unter Todsünde verpflichtendes Gebot geschickt zu umgehen sei. Überdies wurde die Ehrfurcht vor der „himmlischen Speise" durch das Verzehren von Glühwein und Kuchen unmittelbar vorher sicherlich nicht vermehrt. Aber es ist ein Stück urechter Jesuitenmoral, und deshalb habe ich es erwähnt.

* * *

Zwei Beichtväter hatte ich während meines Feldkircher Aufenthaltes: Pater Joller und Pater Link; an den einen denke ich mit Schrecken, an den andern mit Liebe und Ehrfurcht zurück.

Pater Joller wurde später wegen sittlicher Verfehlungen mit Beichtkindern aus dem Orden entlassen. Er war mein Beichtvater während der ersten zwei Jahre meiner Zöglingszeit, also als ich 9 und 10 Jahre alt war. Unsittliches mit mir hat er nie versucht, aber stets betrat ich an Beichttagen mit Angst vor etwas Unbestimmtem sein Zimmer. Denn durch ihn habe ich erfahren, was das Ausfragen über Dinge des 6. Gebotes in einer Kinderseele anrichtet. Mein Körper und seine natürlichen Funktionen wurden für mich „nächste Gelegenheiten zu Unzuchtssünden"; zag- und angsthaft wurde ich im Gebrauche meiner Hände, und in meinen Gedanken erschrak ich bei harmlosen, natürlichen Vorkommnissen. Daß ich vor Schlimmerem bewahrt blieb, ist gewiß nicht das Verdienst des Jesuiten Joller.

* * *

Es war übrigens ein schwerer Verstoß gegen die Ordensvorschrift, Zöglinge zur Beichte das Schlafzimmer des Beichtvaters betreten zu lassen. Später wurde das abgestellt, und die Beichten vollzogen sich ordnungsmäßig in den in der Hauskapelle aufgestellten Beichtstühlen.

Je und je hat der grobe Unfug des Verkehres von Beichtkind und Beichtvater im Schlafzimmer des letztern in jesuitischen Erziehungsanstalten bestanden. Die Rundschreiben der Provinzialen der böhmischen Ordensprovinz, nicht lange vor Aufhebung des Ordens, reden darüber eine deutliche Sprache (bei Kelle, a. a. O., S. 277 ff.):

Um den Zutritt der Knaben in das Innere unserer Häuser wirksam zu verhindern, halte ich es für zweckentsprechend, daß Ew. Hochwürden die schon oft festgesetzten Strafen für diejenigen, in deren Schlafzimmern [cubiculum: das „Zimmer" eines Jesuiten-Paters ist auch stets sein „Schlafzimmer"] ein Knabe angetroffen wird, ohne Verzug und ohne Nachsicht verhängen, und wenn einige Oberen in diesem Punkte lässig sein sollten, daß Sie deren Versagen ersetzen und die Strafen so schnell wie möglich zur Ausführung bringen (Brief des Provinzials Leopold Grimm vom 13. Juni 1745: Kodex der Wiener Hof-Bibliothek Nr. 12029, S. 210).

Mit Sorgfalt und Bemühen halte man die Knaben vom Betreten der Schlafzimmer ab; wer sie hineingerufen oder unter dem Vorwande der Beichte hineingelassen hat, soll, ohne Ansehen der Person, gemäß der alten, oft wiederholten Vorschriften mit der Strafe des ‚kleinen Tisches' [Einnehmen der Mahlzeiten kniend an einem kleinen Sondertische in der Mitte des Refektoriums] bestraft werden (Brief des Provinzials Norbert Steer vom 16. August 1733: Kodex der W. H.-B. Nr. 11956, S. 46b).

Aufs strengste verbiete ich, daß die Knaben, auch zur Beichte, in die Schlafzimmer der Unsrigen zugelassen werden (Brief des Provinzials Karl Rentsch vom 11. Aug. 1755: Kodex der W. H.-B. Nr. 11951, S. 17).

Die oft wiederholten Vorschriften über das Fernhalten der Knaben von den Schlafzimmern der Unsrigen werden nicht genügend beobachtet. . . . Neuerdings befiehlt unser sehr ehrwürdiger Vater [der Ordensgeneral], daß die Übertreter der Vorschrift, wenn sie Professoren sind, von der Schule auch innerhalb des Jahres entfernt werden sollen (Brief des Provinzials Leopold Grimm vom 13. Nov. 1745: Kodex der W. H.-B. Nr. 12029, S. 215).

Ich erhebe hiermit nicht Anklage gegen die Moralität meiner Feldkircher Lehrer und Erzieher — niemals ist mir von dieser Seite eigentlich Unsittliches entgegengetreten —; aber bei Gelegenheit des „Falles Joller" mußte erwähnt werden, daß wie jede andere menschliche Gesellschaft, so auch die „Gesellschaft Jesu" räudige Schafe besitzt, und daß auch in ihr, wie überall sonst unter Menschen, trotz Regel und Satzung, Unfug und schlimme Gewohnheiten sich festsetzen. Gegen „die hohe Heiligkeit und makellose Unversehrtheit" des Jesuitenordens, wie seine Lobredner sie als Dogma hinstellen, spricht die Stimme seiner eigenen Geheimakten, die allerdings, wie schon hervorgehoben, nur selten und nur bei glücklichem Zufalle ertönt. Eine solche Stimme ist auch der Satz aus einer Geheiminstruktion des Or-

densgenerals Klaudius Aquaviva vom 5. August 1595, den die Wiener Hofbibliothek (Kodex Nr. 11953, S. 3) birgt:

Wenn jemand [der Unsrigen] unzüchtige Handlungen mit einem andern verübt hat und die Sache geheim und ohne Skandal geblieben ist, obwohl der Fall an und für sich so ist, daß der Betreffende zu entlassen wäre, so behandle man die Sache nur als geheime und nicht als dringende, weil Umstände eintreten können, weswegen dem zur Anzeige Gebrachten ein solcher Akt vergeben werden kann.

Hier handelt es sich allerdings um mehr als um ein individuelles Vergehen einzelner, hier deckt der Orden mit seinen Moralgrundsätzen die Schande seiner Mitglieder zu, wenn kein „Skandal" daraus entsteht.

Gegenüber einer solchen offiziellen Anweisung ist die Frage berechtigt: wie viele Verfehlungen mögen in jesuitischen Erziehungshäusern nicht überdeckt worden sein und noch überdeckt werden mit dem „Mantel" dieser Moral?

* * *

Auch noch ein anderer Punkt ist bei Gelegenheit des „Falles Joller" zu besprechen.

Wie steht es überhaupt mit der Sittlichkeit zwischen Zöglingen und Zöglingen und zwischen Zöglingen und Erziehern in jesuitischen Erziehungsanstalten?

Soweit meine persönlichen Erfahrungen in Betracht kommen, kann ich Feldkirch nach beiden Beziehungen hin, was tatsächliche Verfehlungen betrifft, ein gutes Zeugnis ausstellen. Wie überall, wo viele junge Leute zusammenleben, kamen auch in Feldkirch Verirrungen unter den Zöglingen vor, aber es waren Ausnahmen, und noch nicht einmal so schlimme. Denn ich habe mich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß geschlechtliche Vergehen, wenn sie nicht zur Gewohnheit werden und nicht ausgesprochen perversen Charakter annehmen, bei weitem nicht zu den schlimmsten „Jugendsünden" gehören. Also, es waren Ausnahmen. Der allgemeine Geist unter uns Zöglingen war ein gesunder, reiner.

Und was unsere Erzieher angeht, so war der unglückliche Pater Joller gewiß auch eine Ausnahme. Obwohl ich ein hübscher Junge gewesen sein soll (lang, lang ist's her, deshalb kann ich's sagen), ist eigentlich Unreines, ich wiederhole es zum dritten Male, niemals in Gestalt eines Paters an mich herangetreten. Wohl aber Weichliches, Zärtliches, das vielleicht nur durch Zufall nicht die Brücke zu schweren sittlichen Verirrungen gebildet hat.

Der erste „Präfekt" in der 2. „Division", Pater Jakob Filling, faßte eine zärtliche Neigung zu mir, die sich kund gab dadurch, daß er meine Backen streichelte, sein Gesicht an meines legte, mich an sich drückte. Es waren das nicht eigentlich unsittliche Handlungen — die inneren Gesinnungen und Gefühle Pater Fillings dabei kenne ich natürlich nicht —, aber es waren für einen Erzieher, zumal für einen Ordensmann, der das Keuschheitsgelübde abgelegt hat, höchst unpassende und auch an sich höchst bedenkliche Dinge. Auf mich wirkten sie glücklicherweise nicht verderblich; sie waren mir physisch unangenehm, schon allein deshalb, weil Pater Filling stark nach Schnupftabak roch (Tabak-Schnupfen ist eine bei den Jesuiten stark verbreitete ekelhafte Unsitte) und sein Gesicht, das er an meines legte, meist schlecht rasiert war, so daß ich durch die Bartstoppeln „unangenehm berührt" wurde.

Das Vorkommen solch bedenklicher weichlicher Zärtlichkeiten steht aber in jesuitischen Erziehungsanstalten nicht vereinzelt da; es ist Gegenstand häufiger Klagen der Ordensoberen, von denen man allerdings bei den offiziellen Geschichtschreibern des Ordens nichts findet, wohl aber in den jetzt in Staatsarchiven lagernden jesuitischen Geheimpapieren, z. B.:

Damit bei der Unterhaltung mit Jünglingen Vorsicht angewendet werde, befehle ich, daß diejenigen mit öffentlicher Geißelung bestraft werden sollen (es sind die Worte unseres Vaters [des Ordensgenerals]), welche sich nicht scheuen, Gesicht oder Hände von Jünglingen oder Knaben zu berühren (Brief des Provinzials Matthias Tanner vom 27. Aug. 1677: Kodex der W. H.-B. Nr. 11953, fol. 73 a).

Ein Schritt weiter und wir stehen in geschlechtlichen Ausschweifungen; und der Schritt ist von jesuitischen Erziehern oft gemacht worden.

Es muß das hervorgehoben werden, nicht des Skandals wegen, sondern um gegenüber der Verhimmelung, mit der die Jesuiten als Erzieher sich selbst bedenken und von oberflächlichen Lobrednern bedacht werden, die Tatsache festzustellen, daß auch die „Gesellschaft Jesu", wie in anderer, so in dieser Beziehung trotz Keuschheitsgelübde, den Tribut fehlervoller Menschlichkeit ausgiebig entrichtet hat. Auch der Jesuitenorden hätte das: „Nichts Menschliches glaube ich von mir fern" zu sprechen. Aber er spricht es nicht. Wie seine große Lehrmeisterin, die Papstkirche, zeigt auch er sich seinen Gläubigen nur in mystischem Verklärungs-

scheine; ja er spricht, obwohl er weiß, wie unwahr es ist, das Wort: „Wie Jesus, so ich.“ Deshalb müssen andere sprechen. Sie sprechen, und das ist vernichtend, mit der Stimme des Ordens selbst, die, aus den vom Staate beschlagnahmten jesuitischen Geheimakten heraus, jetzt in der Öffentlichkeit erschallt, während sie früher, unter hundert schallsichernden Vorsichtsmaßregeln, sich nur flüsternd von Ohr zu Ohr der Eingeweihten fortstahl.

Der Generaldirektor der königlich bayerischen Staatsarchive, Karl Heinrich von Lang, hat in einer Schrift: „Liebschaften des ehrwürdigen Paters Jakob Marell aus der Gesellschaft Jesu“ (München 1815: Reverendi in Christo Patris Jacobi Marelli S. J. amores, e scriniis provinciae superioris Germaniae Monachi nuper apertis brevi libello expositi) aus den im Münchener Staatsarchiv befindlichen Geheimakten der „oberdeutschen Provinz“ des Jesuitenordens eine große Anzahl schwerster sittlicher Verfehlungen zusammengestellt, die sich jesuitische Erzieher und Lehrer in den Jahren 1650—1713 an ihren Schülern und Zöglingen, deren Beichtväter sie waren, zuschulden kommen ließen. Einzelne der dort mit Namen aufgeführten 34 Jesuiten haben bis zu 17 Knaben sittlich korrumpiert, mit ihnen Sodomie getrieben usw., darunter mit Jünglingen aus den gräflichen Familien Öttingen, Fugger, Zeil. Auf Einzelheiten gehe ich hier nicht ein; sie sind ganz abscheulicher Natur.

Als charakteristisch für die Behandlung solcher Fälle von seiten der Ordensoberen sei aber schon jetzt hervorgehoben (im 2. Teile komme ich darauf zurück), daß einem der schlimmsten Jugendverderber, dem Pater Theodorich Beck, welcher Knaben in Prag, Konstanz, Wien, Freiburg und Heidersheim auf dem Gewissen hatte, als Buße auferlegt wurde, an den Samstagen zu fasten (Lang, a. a. O. S. 26). Ja, der Pater Visitator, Christoph Schorrer, empfiehlt sogar dem Ordensgeneral, Pater Paul Oliva, den Pater Beck, obwohl seine geschlechtlichen Vergehungen zum Himmel schrien, nur durch Entfernung vom Hofe des Kardinals Friedrich von Hessen, dessen Beichtvater er war, und durch einige andere Bußen zu bestrafen. Und als Grund für die Milde führt er unter anderen rein äußerlichen Gründen an: „seine Vergehungen seien nicht öffentlich bekannt“. Der Ordensgeneral ging allerdings auf die Vorschläge nicht ein. Von Entlassung des Paters Beck aus dem Orden verlautet aber nichts (vgl. Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten usw. Nördlingen 1889, I, 642 ff. u. II, 364 ff.).

Veranlaßt durch die Langsche Schrift unterzog in neuerer Zeit auch August Kluckhohn die jesuitischen Geheimpapiere im bayerischen Reichsarchiv einer Durchsicht und stellte fest:

Angeekelt von dem Schmutz, der hier zum Vorschein kam, habe ich nur einen Teil der Papiere durchgelesen. Ich konnte mich dabei bald sowohl von der Wahrheit der Behauptung Langs, daß er aus einer Menge von Fällen nur einige notiert habe, als auch davon überzeugen, daß von noch viel zahlreicheren Fällen gar keine Kunde auf uns gekommen, weil entweder keine Anzeige bei den Oberen erfolgte oder die betreffenden Akten uns nicht erhalten sind (Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Bayern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert: Abhandlungen der histor. Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1874. 12. Bd., S. 212).

Solchen „Schmutz“ in solcher Fülle birgt das Feldkircher Archiv wohl nicht. Aber dort umgab uns eine Atmosphäre, die wegen ihrer maßlos übertriebenen „Reinheit“ ungesund war. Die Angst vor Unkeuschheit lauerte überall.

Wie die oben geschilderte polizeiliche Überwachung leicht dazu führen konnte, unbefangene Gedanken in gefährliche Richtung zu treiben, so geschah dies noch mehr und nachdrücklicher durch die Art der Frömmigkeitspflege, vor allem durch Predigt und „geistliche Lesung“.

Mit Vorliebe verweilten die sonn- und festtäglichen Prediger beim 6. Gebot, bei den Versuchungen, es zu verletzen, und bei den schlimmen Folgen seiner Übertretung. Die „geistliche Lesung“ wurde „Heiligenleben“ entnommen, in denen vor allem der Triumph der Keuschheit hervortrat. Und oft welcher „Keuschheit“?! Das überspannte, häßliche Unnatur kundgebende Verhalten der zwei heiligen „englischen“ Jünglinge, Stanislaus Kostka und Aloysius von Gonzaga (beide waren Jesuiten), wurde als leuchtendes Vorbild hinstellt. Bewundernd pries man am „engelgleichen“ Aloysius, daß er, aus Liebe zur Keuschheit und um nicht fleischliche Gedanken zu wecken, seine eigene Mutter nicht ansah.

Das ist ein Frömmigkeits- und Sittlichkeitsgebäude stehend auf morastischem Boden.

* * *

Mit reinster Freude wendet sich, gegenüber all diesem Unschönen, die Erinnerung meinem zweiten Beichtvater, Pater Augustin Link, zu.

Er war ein unjesuitischer Jesuit: schlicht, einfach, lauter, wahrhaftig, offen, selbstlos, liebevoll, fromm. Daß er so war, daß er sich seine Natur ungeknickt und nicht jesuitisch zurecht gemodelt bewahrt hatte, verdankt er gewiß dem Umstande, daß er spät, als Weltpriester, dem Orden sich angeschlossen und den jesuitischen Bildungsgang rasch durchlaufen hat. In Pater Link trat der Ordensmann und auch der Priester vor dem Menschen zurück. Das war es, was ihm die Herzen von uns allen zufliegen, was sie vor ihm sich auftun ließ mit unbegrenztem Vertrauen.

Unter den Feldkircher Zöglingen, die ihn gekannt, und vor allem unter seinen Beichtkindern, wird nur eine Stimme herrschen: der liebe, unvergeßliche Pater Link. Er war nicht bloß ein erleuchteter Seelenführer, der uns auf den Weg schlichter und innerer Frömmigkeit zu führen suchte, er war uns Vater und Mutter. Als solchen habe ich ihn besonders kennen gelernt; gewiß nicht ich allein, aber in dieser Hinsicht kann ich nur von meinen eigenen Erfahrungen sprechen.

Für alles hatte er Verständnis und Geduld; zu allem, was ein Kindergemüt bewegen kann, zu jeder seiner Freuden, zu jedem seiner Leiden beugte er sich in Güte und Anteilnahme herab. So manches gibt es im psychophysischen Entwicklungsleben des Knaben, was ihn beunruhigen, was ihn, zumal wenn er eine engherzige, ultramontan-katholische Erziehung genossen hat, aufregen, was sein religiös-ethisches Gleichgewicht stören und den Unterscheidungsblick für Sünde und Nicht-Sünde trüben kann. Geschlechtliche Vorgänge, Entlastungen der zur Geschlechtsreife strebenden Natur sind ebenso viele Anlässe für Unruhe und Angst in der Seele des unerfahrenen Kindes. Da war Pater Link ein vorsorgender Vater. Unbefangen sprach er von den Dingen, machte auf die Natürlichkeit und deshalb moralische Harmlosigkeit der physischen Vorgänge aufmerksam und leistete so unschätzbare Aufklärungsdienste. Freilich, wenn ich seine klaren, einfachen, natürlichen Lehren über das Geschlechtliche vergleiche mit den unnatürlichen, verwickelten Auseinandersetzungen der jesuitischen Moraltheologie über das gleiche Thema, die überall Sünde wittert und deshalb den Menschen in ängstigende Zweifel und in Sünde stößt, dann muß ich wiederholen: Pater Link war kein Jesuit. Dabei war er gewiß nicht lax; er war von hervorragender Sittenreinheit, ja Sittenstrenge, aber er war Mensch, nicht Kasuist; er gab der menschlichen Natur, was ihr eigen war, ohne auch nur im geringsten das christliche Sittengesetz, wie die Evangelien es aufstellen, zu beschneiden.

Für mich hat sein unjesuitisches Wesen sich besonders in einem Punkte segensreich erwiesen. Oben (S. 72) habe ich dargelegt, wie sehr und aus welchen Gründen Freundschaften zwischen Zöglingen in jesuitischen Erziehungsanstalten, auch in Feldkirch, verpönt sind. Pater Link hat eine solche Freundschaft zwischen mir und einem anderen Zöglinge, A. Sch., sehr befördert, und zwar entgegen dem ausdrücklichen Verbote des damaligen Generalpräfekten, Paters Pottgeißer. In seinem eigenen Zimmer verschaffte Pater Link mir und meinem Freunde Zusammenkünfte, und die Ironie des Schicksals hatte es so eingerichtet, daß sein Zimmer just über dem Zimmer des gegen „Partikularfreundschaften" im allgemeinen und gegen unsere im besonderen wetternden Generalpräfekten lag.

Der Mensch Augustin Link erkannte eben, was dem Jesuiten Julius Pottgeißer und dem jesuitischen Erziehungssystem überhaupt verborgen war und ist, daß Freundschaften ein hohes ethisches Gut sind.

Zeitlebens bleibt das Andenken des verehrungswürdigen Mannes für mich ein gesegnetes. Als ich Feldkirch schon lange verlassen hatte, wandte ich mich noch oft, als Student und als Referendar, in Zweifeln und Nöten an Pater Link; niemals vergebens.

Vor wenigen Jahren weilte ich, auf einer Reise, einige Stunden in Feldkirch; es hatte mich gedrängt, die Jugendstätte wiederzusehen. Mein erster Gang war auf den Friedhof, zum Grabe des Paters Link. In der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, fand ich es nicht. Aber auf der ernsten Stätte, auf der ich das, was von ihm sterblich gewesen, ruhen wußte, stellte die Frage sich ein: Was würde Pater Link mir, dem „Renegaten" und „Apostaten", sagen? Ich weiß es: Tue was dein Gewissen dir vorschreibt, was deine Überzeugung von dir fordert.

Have pia anima!

* * *

Ein schweres Jahr war für mich das Jahr 1866. Der typisch-jesuitische Preußen- und Protestantenhaß meiner Erzieher verwundete schwer meine Preußenliebe.

Auch in diesem Punkte war ich aus der Art meiner Familie geschlagen, wie ich das schon oben

(S. 12) hervorgehoben habe. Während mein Vater loyal, aber kalt Preußen gegenüber stand, während meine Mutter und meine Schwestern Preußen, soweit das ihr Christentum zuließ, gründlich haßten, war ich von Kindesbeinen an leidenschaftlicher Preuße und begeisterter Bismarck-verehrer.

Das Jahr 1866 schied die Geister vollends. Unter den Katholiken Rheinlands und Westfalens, und ganz besonders unter den dortigen katholischen Adelsfamilien (es gab Ausnahmen), herrschte die Auffassung, der Kampf zwischen Preußen und Österreich sei ein Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus. Die Sympathien und Segenswünsche der katholischen Untertanen Preußens waren deshalb in überwiegender Mehrzahl bei Österreich. Uralte katholische rheinisch-westfälische Familien (Wolff-Metternich, Westphalen, Korff-Schmising-Kerssenbrock) ließen ihre Söhne österreichische Offiziere werden und in Böhmen gegen Preußen fechten[1]). Die ultramontane Geistlichkeit war durchweg österreichisch gesinnt, und die Jesuiten, deren Einfluß gerade damals in Rheinland und Westfalen auf der Höhe stand, nährten nach Kräften die antipreußische Stimmung. Im Schoße meiner Familie kam sie ungescheut und oft in drastischer Weise zum Ausdruck (oben S. 8).

Meine Schwester Antonia († 1875 als Gräfin Schmising-Kerssenbrock) sang abends im Familienkreise begeistert das von der bekannten Konvertitin Gräfin Ida Hahn-Hahn gedichtete „Wiegenlied einer polnischen Mutter", mit von ihr vorgenommenen, gegen Preußen gerichteten Textänderungen:

Und wenn das Recht zum Himmel zog,
Weil hier in Preußen [statt: hier auf Erden] alles log usw.
Wenn Österreichs [statt: Polens] Adler wiederum wehen usw.
Ja besser sterben für das Recht, als Leben ein Preußen- [statt: Tyrannen-] Knecht usw.

Niemals erhoben meine Eltern Einspruch gegen diesen doch eigentlich landesverräterischen Gesang der temperamentvollen Zwanzigjährigen, die, was mit ihrem „Landesverrat" wohl in Zusammenhang steht, eine besonders eifrige Schülerin des in meinem Elternhause aus- und eingehenden Jesuiten Behrens war.

Selbst ernste Familienzerwürfnisse entstanden wegen der preußenfeindlichen Haltung meiner Mutter. Ihr ältester Bruder, Graf Max von Loe-Wissen, war preußisch gesinnt; es kam zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihm und seiner Schwester. Die schon oben (S. 11 f.) erwähnte Bismarck-Abneigung meiner Mutter schuf die Gelegenheit des äußerlichen Bruches zwischen unseren Familien.

Die Unterhaltung bei Tische drehte sich um das Cohen-Blindsche Attentat gegen Bismarck vom 20. Mai 1866. Mein Onkel Max, um Bismarcks Nichtverwundung zu erklären, setzte auseinander, wie die Kugel einer aus zu großer Nähe abgefeuerten Pistole häufig in den Gegenstand nicht eindringe. Meine Mutter rief ihm zu: „Das Ganze war Schwindel und bestellte Sache. Es war überhaupt keine Kugel drin". Ihr Bruder, mein Onkel, stand empört auf, fuhr von dannen, und der Verkehr hörte für längere Zeit auf; kaum daß man sich an dritten Orten noch grüßte.

Auch über das Kullmansche Attentat aus dem Jahre 1874 (es mag dies gleich angefügt werden) entsinne ich mich einer Äußerung meiner Mutter. Wir waren zu Besuch bei meiner verheirateten Schwester Marie Stolberg und fuhren zusammen mit den übrigen Stolbergs nach Dresden (das Gut meines Schwagers lag in der Nähe von Dresden). Unterwegs hörten wir vom Attentat und von Bismarcks Errettung. „Wie groß ist doch Gottes Langmut", sagte meine Mutter, und Graf Alfred Stolberg, das damalige Haupt der katholisch gewordenen Stolbergs und Zentrumsabgeordneter, fügte freundlich hinzu: „Selbst der Teufel will ihn nicht."

Große Unterstützung in der gegnerischen Haltung zu Preußen fand meine Mutter bei ihrem jüngeren Bruder, Freiherrn Felix von Loe,

[1]) Von den drei Grafen Schmising-Kerssenbrock: Franz Xaver, Klemens und Adolf, die aus dem 1. Garderegiment und aus dem preußischen Heere wegen Duellverweigerung ausscheiden mußten (wobei übrigens sie im Rechte und ihre provozierenden Gegner im Unrechte gewesen waren), traten Klemens und Adolf in österreichische Dienste. Klemens wurde bei Königgrätz verwundet und gefangen; er wäre der standrechtlichen Erschießung wohl nicht entgangen, wenn nicht, noch ehe die Sachlage klar erkannt war, seine Auslieferung an Österreich durch einen hohen preußischen Offizier, der den Skandal vermieden sehen wollte, bewerkstelligt worden wäre. Der König hat dies eigenmächtige Vorgehen nachträglich gebilligt. Der älteste, Franz Xaver, wurde päpstlicher Zuave und blieb bis zum Zusammenbruche des Kirchenstaates im Heeresdienste des „Statthalters Christi". Im Jahre 1874 heiratete er meine Schwester Antonia, die aber schon im folgende Jahre zusammen mit ihrem ersten Kinde starb.

dem Zentrumsführer, Gründer des katholischen Volksvereins und des rheinischen Bauernbundes. Obwohl Landrat zu Kleve (er wurde schließlich abgesetzt), machte er aus seiner intensiven Abneigung gegen das „protestantische Preußen" kein Hehl.

Der scharfe antipreußische Luftzug in meiner Familie entfachte meine Preußenliebe zu gesteigerter Glut. In Feldkirch erreichte sie eine Art Höhepunkt, und zwar nicht so sehr, weil ich im feindlichen Österreich leben mußte, sondern zumeist, weil die Jesuiten in unverantwortlicher Weise ihren Preußenhaß hervorkehrten.

Wir Zöglinge bekamen keine Zeitungen in die Hände; alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze erhielten wir durch unsere jesuitischen Erzieher. Und da war es geradezu schamlos, wie wir, solange es eben ging, von ihnen belogen wurden, indem sie von fortwährenden Siegen der Österreicher — auch noch einige Tage nach Königgrätz! — erzählten. Und nach den schließlich nicht mehr abzuleugnenden Siegen Preußens suchten sie die katholisch-konfessionellen Instinkte gegen die „Vormacht des Protestantismus" zu erregen. Zumal der mich mit seiner Neigung bedenkende Pater Filling (S. 97), mein damaliger erster Präfekt, leistete im Lügen und Schüren das Menschenmögliche. Von da an hat er übrigens niemals mehr meine Backen gestreichelt; ich ließ es nicht mehr zu, denn ein förmlicher Haß gegen ihn setzte sich in mir fest.

Tränen der Wut habe ich als vierzehnjähriger Knabe vergossen und Tränen der Liebe zu meinem fernen, so arg geschmähten und verleumdeten Vaterlande.

Es war ein schnöder Mißbrauch der Erziehungsgewalt, daß gesellige Zusammenkünfte der Zöglinge, die doch aus den verschiedensten Ländern stammten, von unseren Erziehern zu österreichisch-patriotischen Feiern gestaltet wurden. Der Musikpräfekt, Pater Karl Strauß, sang bei solchen Gelegenheiten unter Gitarrebegleitung die Lieder: „Gott erhalte Franz den Kaiser" und: „Zu Mantua in Banden".

Aber wo der Jesuitismus sich in Gefahr glaubt, da hört „Internationalität" und „Liebe zu allen Nationen" auf, da sucht er seine eigenen Glieder und die ihm zur Erziehung anvertraute Jugend zu einer Konfessionsmasse zusammenzuschweißen, und das Bindemittel ist Haß gegen die „Ketzerei". Wie oft habe ich später als Jesuit, im Rückblick auf meine 1866er Feldkircher Erlebnisse, die schon oben (S. 62) angeführte Stelle aus den Satzungen des Ordens erwogen, die vorschreibt, daß, wenn „Parteiungen unter christlichen Fürsten" entstehen, in der Gesellschaft Jesu keine Hinneigung zur einen oder anderen Partei sich zeigen, sondern daß „eine gewisse allgemeine Liebe alle Parteien umfassen soll". Meine 32jährige Kenntnis des Ordens (erst als Jesuitenzögling, dann als Jesuit) weiß von dieser satzungsgemäßen „allgemeinen Liebe" Preußen gegenüber nichts; sie kennt nur den Preußenhaß des Ordens.

Doch ich konstruiere einen Gegensatz, wo keiner ist: die Satzung schreibt Liebe für „christliche" Fürsten vor; ein „ketzerischer" Fürst ist aber nach jesuitischer (ebenso nach ultramontan-katholischer) Auffassung kein eigentlich „christlicher" Fürst, und so entspricht das Verhalten der Jesuiten vielleicht doch ihrer Regel.

* * *

Früh schon setzten in Feldkirch die Versuche ein, mich für den Jesuitenorden zu gewinnen.

Meine natürliche Veranlagung, auf die eine durch und durch ultramontan-fromme Erziehung verstärkend eingewirkt hatte, bot für solche Versuche gute und beste Gelegenheit. Religiöser Idealismus, der mich erst lange Jahre später verließ, als mein alter Glaube zusammengebrochen war, erfüllte mich schon in Kinderjahren. Frommsein, gut-sein, nach „Vollkommenheit" streben war der Zug meines Herzens; unbegrenzte Ehrfurcht und Hochachtung vor dem Priester- und Ordensstande war Erbteil der Geburt, ebenso unmittelbar und natürlich wie Name und Stand. Bei solcher ethisch-intellektueller Beschaffenheit meines Selbst war es leicht, mich in die Richtung des Jesuitenordens zu führen; um so leichter, als der Jesuitenorden in ultramontan-katholischen Kreisen für den Höhepunkt christlicher Vollkommenheit galt und gilt. Dies günstige Vorurteil für sich zu erwecken, hat der Orden mit großer, teilweise raffinierter Schlauheit verstanden.

Ein besonders wirksames Mittel (das auch bei mir Erfolg hatte), die Jugend auf den Eintritt in den Orden hinzulenken, sind die jährlichen „Exerzitien", die der Jesuitenorden in seinen Erziehungsanstalten abhält (oben S. 80); und zwar wirken sie nach dieser Richtung hin in allgemeiner und in besonderer Weise.

Allgemein wird dem Jesuitenzöglinge während der „Exerzitien" in eindringlichster und einseitig maßlos übertreibender Weise die Nichtigkeit des Irdischen, die Notwendigkeit der Seelenrettung, die großen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, in drastischen, auf die Phantasie

stark wirkenden Bildern vorgeführt, die hingestrichen sind auf einen mit den Flammen der Hölle und den Schrecken von Tod und Gericht ausgestatteten Hintergrund. Dabei läßt der „Exerzitienmeister“ einfließen, aber nur ganz gelegentlich, welche Sicherheit allen Seelengefahren gegenüber der geistliche Stand bietet. Wie von selbst wird so der Blick des Knaben auf die Orden, und da er Jesuitenzögling ist, in besonderer Weise auf den Jesuitenorden gelenkt.

Dies allgemeine Mittel findet seine Ergänzung im besonderen Mittel der „Berufswahl“.

Die Berufswahl ist ein Hauptbestandteil des asketisch-seelsorglichen Systems des Jesuitenordens. Sie geht von der falschen Voraussetzung aus, Gott habe jeden Menschen für einen bestimmten Lebensberuf gewissermaßen vorherbestimmt, und nur wenn der Mensch diesen Beruf ergreife, habe er ausreichende Gewähr, sein „Seelenheil“ mit annähernder Sicherheit zu wirken.

Es wäre allzu töricht, weil allzu rasch die ganze Torheit solcher auf falscher asketischer Grundlage ruhenden „Berufswahl“ ans Licht stellend, jeden einzelnen Beruf in bezug auf seine Chancen für das „Seelenheil“ abzuschätzen und mit jedem anderen Beruf daraufhin zu vergleichen. Einfacher und zweckentsprechender ist es daher, eine allgemeine Teilung der Berufe vorzunehmen unter den zwei alles umfassenden Rubriken: weltlicher Stand — geistlicher Stand (Priester-, Ordensstand). Damit ist das Auge des einen Beruf Suchenden, oder besser des zum Suchen Veranlaßten, gleich von vornherein auf denjenigen Punkt geschickt eingestellt, der den Hauptpunkt bildet: Gegensatz zwischen „Welt“ und „Orden“, und zwar Gegensatz zuungunsten der „heilsgefährlichen Welt“.

Eine solche „Berufswahl“ nun gehört zu „guten“ Exerzitien. Sehr jesuitisch, aber psychologisch wirkungsvoll, ist die äußere Art, wie sie gewöhnlich vorgenommen wird. Man soll ein Blatt Papier nehmen, es durch einen Strich halbieren und auf die eine Hälfte schreiben, welche Gefahren für das Seelenheil ein weltlicher Beruf in sich birgt und welche Mittel er besitzt, die Gefahren zu bestehen, und auf die andere Hälfte, welche Vorteile für das Seelenheil ein geistlicher Beruf bietet und welche Mittel er an die Hand gibt, „das wahre Glück“, das nur in der Frömmigkeit liegt, sich schon hier auf Erden zu sichern. Daß bei der „Rechnung“ stets ein erhebliches Plus für den geistlichen Stand herauskommt, versteht sich von selbst.

Wenn ich sage, daß ich im Laufe der Jahre zwei Dutzend solcher „Berufswahlen“, deren Ergebnis stets: Jesuitenorden war, getätigt habe, so übertreibe ich nicht. Und ähnlich wie mir ergeht es allen Jesuitenzöglingen und allen, die jesuitische „Exerzitien“ machen. Da aber die „Exerzitien“, obwohl jesuitischen Ursprunges, schon lange nicht mehr Alleinbesitz des Jesuitenordens sind, sondern auch von sämtlichen anderen Orden gegeben werden, und da die ultramontane Jugend, männliche wie weibliche, fast in allen ihren Gliedern „Exerzitien“ macht, so ist es nicht zu verwundern, daß die geistlichen Orden stetig zunehmen und die Klöster sich mehren. Die „Berufswahl“ läßt ihre Zahl schwellen, ihre Mauern sich dehnen; denn die „Berufswahl“ leitet den religiösen Idealismus der katholischen Jugend zu den Pforten der ultramontanen Ordenshäuser.

Mit einer in dem Ergebnisse: geistlicher Stand, Ordensstand endigenden „Berufswahl“ ist man zur Erkenntnis der „Gnade des Berufes“ (gratia vocationis) gelangt. Denn von Gott zum Ordensstande „berufen“ zu sein, ist eine besondere „Gnade“, ein „Zeichen der „Vorherbestimmung“ zur „ewigen Seligkeit“. Wer die „Gnade“ verscherzt oder ihrem Zuge nicht folgt, lädt schwere Schuld und Verantwortung auf sich.

Dieser Gedanke, der bei der „Berufswahl“ immer und immer wieder betont wird, hält den „Berufenen“ wie an einer Kette. Die Furcht, des mit dem „Berufe“ sicher vernüpften „Seelenheils“, durch Nichtbeachtung der „Berufsgnade“, verlustig zu gehen, lastet schwer. Ich habe unter der „Berufsgnade“ schlimmer gelitten als ein Sklave unter der Peitsche, wobei allerdings die Ausnützung der „Berufsgnade“ gegen mich durch Beichtväter, Seelenführer und meine nächsten Verwandten eine große Rolle spielte.

* * *

Oben habe ich die Regel aus der „Studienordnung“ mitgeteilt, die es dem „Präfekten“ scheinbar verbietet, den Zögling zum Orden anzulocken, und diese Tätigkeit in kluger Weise dem Beichtvater zuweist. Bei mir war es gerade umgekehrt, d. h. die Erzieher drängten meinen Willen in die bestimmte Richtung; der Beichtvater (Pater Link) verhielt sich neutral.

Vor allem zwei Erzieher haben das Unglück (und das spätere Glück) meines Lebens schon frühzeitig angebahnt: der oberste Erzieher Feldkirchs,

der Rektor Pater Karl Billet, und der erste Präfekt der 2. Division, Pater Filling. Beide arbeiteten Hand in Hand, denn oft und oft hat mich Pater Filling zu Pater Billet in dieser Angelegenheit geschickt. Gewöhnlich gab er mir einen „Zettel" mit, d. h. einen zusammengefalteten Papierstreifen, auf dem er den Pater Rektor bat, „das fromme Kind in seinen guten Entschlüssen zu fördern". Pater Filling verlor im Sommer 1866 infolge seines Preußenhasses den Einfluß über mich; Pater Billet behielt ihn. Er machte auch meiner Mutter die erste Mitteilung (in einem französisch geschriebenen Briefe) de la sainte vocation de ce cher enfant. Damit setzte auch die mütterliche Beeinflussung ein, von der noch zu sprechen sein wird.

Als ich Feldkirch im Juli 1869 als Siebzehnjähriger verließ, stand mein auf solche Weise zustande gekommener Entschluß fest: ich wollte Jesuit werden. Pater Faller, der Provinzialobere der „deutschen" Ordensprovinz, wünschte, daß ich ihn in Maria-Laach (das damals in Händen der Jesuiten war) besuchte und dann nach den Ferien, im Oktober, ins Noviziat zu Gorheim bei Sigmaringen einträte. Man sieht, der Orden hatte es eilig: ich war erst Obersekundaner. Aber je jünger, um so geeigneter, den Ordensgeist aufzunehmen.

Da machte, wohl ohne es zu wollen, Pater Link einen Strich durch die Rechnung. Er schlug mir vor, ich solle auf der Heimreise in Mainz den Bischof Freiherrn Wilhelm Emanuel von Ketteler, einen nahen Verwandten meiner Mutter, aufsuchen und seinen bischöflichen Segen für meine Absicht erbitten. Meine Eltern, die mich in Köln erwarteten, willigten ein.

Als ich dem Bischofe meine Absicht auseinandergesetzt hatte, sagte er ohne Zaudern in der ihm eigenen herzlich-gütigen Art: „Nein, mein lieber Junge, für solche Entschließungen bist du noch viel zu jung. Lerne erst etwas die Welt kennen von der du dich trennen willst und von der du ja gar nichts kennst; jedenfalls mache zuerst dein Abiturientenexamen."

Mit einem Gefühle großer Erleichterung und inneren Frohsinnes, das ich damals, da ich doch so gern Jesuit werden wollte, mir nicht erklären konnte, später aber, als der Widerstand meiner Natur gegen die ihr zugemutete Weltflucht mir zum Bewußtsein kam, als naturgemäße Reaktion gegen etwas Unnatürliches erkannte, fuhr ich weiter nach Köln und teilte noch spät abends meinen im Hotel Ernst mich erwartenden Eltern die bischöfliche Entscheidung mit. Meinen Vater berührte sie, wie mir schien, angenehm, meine Mutter trauerte. Sehr widerwillig nahm sie der Provinzial, Pater Faller, auf. Er gab mir Verhaltungsmaßregeln, damit ich „die Gnade des Berufes im Weltleben nicht verlöre".

* * *

Hiermit ist, was ich über Feldkirch zu sagen habe, gesagt.

Lasse ich die großen Fehler des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungssystems beiseite, betrachte ich die acht Jahre lediglich als Jugendjahre, ohne Rücksicht auf Unterrichts- und Erziehungsergebnisse, so denke ich mit Freuden an sie zurück.

Frohsinn und sittliche Reinheit charakterisieren sie; zwei Dinge, die zu den wertvollsten aller Jugenderinnerungen gehören. Auch dankbare Gefühle werden in mir ausgelöst durch die Güte, die mir durchweg zuteil geworden ist.

Aber weder der Gedanke an erlebtes Glück, noch dankbare Empfindungen lassen mich auch nur ein Wort zurücknehmen von dem, was ich über das jesuitische System geschrieben habe: Es ist schlecht, ethisch und intellektuell, pädagogisch und didaktisch, und führt deshalb auch zum Schlechten[1].

[1] Als Ergänzung zum Kapitel Feldkirch drucke ich den an mich gerichteten Brief eines jungen Mannes ab, der bis in das Jahr 1909 hinein Zögling in Feldkirch war und jetzt die Prima eines deutschen Staatsgymnasiums besucht: „..... den 1. April 1910. ... Wie wahr haben Sie überall über Feldkirch und Jesuiten, soweit ich es aus eigener Erfahrung beurteilen kann, gesprochen. Alles könnte ich unterschreiben!... Zunächst möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich nicht etwa aus Rachegefühlen, als ‚geschaßter' Zögling, schreibe. Nein, ich schied freiwillig aus Feldkirch, allerdings erbittert über das geringe Wissen, das ich mir dort erworben, die einseitige Bildung, die ich genossen, die wenige Freude, die ich wegen des gemeinen — verzeihen Sie, ich finde dafür keinen besseren Ausdruck — intrigierenden Wesens der Jesuiten dort gehabt habe. Wie recht urteilen Sie, daß jede edle Freundschaft unterdrückt wird. Als ich einst mit einem Zögling der 1. Division des 1. Pensionats Freundschaft schließen wollte, konnte von sittlicher Schlechtigkeit keine Rede sein, auch nicht von Sentimentalität; dennoch wurde unsere Freundschaft als ‚einseitig' verurteilt und verdammt. Da fällt mir eine Bemerkung ein über den Pater Link, den Sie so rühmend hervorheben, von unserem Generalpräfekten, Pater David, in der Sonntags-Notenverlesung; dieser wiederum zitierte seinen Vorgesetzten, Pater Schäffer, der als das Ideal eines welterfahrenen Mannes gerühmt und als großer Wohltäter der Anstalt hervorgehoben wurde. Er (Pater Schäffer) soll nach dem Tode des guten Mannes ungefähr folgendermaßen zu den Zöglingen gesprochen haben: ‚Pater

Link ist von vielen mißbraucht worden; in seiner großen Güte und geringen Menschenkenntnis glaubte er jedem und ließ sich von jedem betrügen‘. [Eine echt jesuitische Anschwärzung! Schäffer und Link waren schroffe Gegensätze: hier der einfache, gute Mensch, dort der raffinierte Jesuit, der dem Menschen Link den großen Einfluß auf die Zöglinge nicht gönnte. Kaum war Link tot, begann die Verleumdung ihr Werk. Die menschlich natürlich gute Arbeit Links an den Zöglingen mußte „unschädlich" gemacht, der Jesuitismus in seiner „reinen" Form zum Siege geführt werden.] Jetzt, Herr Graf, ist dort die einseitige Bildung sicher ebenso sehr, wenn nicht noch mehr üblich, als zu Ihren Zeiten. Die Divisions-Bibliothek ist vielleicht etwas vergrößert, aber nur mit Schund. Für die einzelnen Wissensgebiete gibt es verschiedene Schränke. Ich glaube, daß es Sie interessiert, darüber einiges zu hören. Also im ersten Schrank: nur katholische Zeitschriften; aber etwas freiere und bessere, z. B. das ‚Hochland‘, sind verpönt. Zweiter Schrank: Literatur. Bis in die allerletzte Zeit kein Goethe! Nur purgierte Einzelausgaben. Dafür hatten wir die vierbändige einseitige Goethe-Biographie von Baumgartner S. J. In letzter Zeit wurde die im Herderschen Verlage erschienene purgierte Auswahl-Ausgabe von Lindemann angeschafft. Dritter Schrank: Naturwissenschaften und Kunst. Möglichst viel von Pater Wasmann S. J. über Ameisen, und Werke von Pater Secchi S. J. Kunst: Pater Gietmanns S. J. und Pater Sörensens S. J. ‚Kunstlehre‘. Vierter Schrank: Geographie, Belletristik: Ida Gräfin Hahn-Hahns sämtliche Werke; banale Unterhaltungsromane von Pater Spillmann S. J., Tendenzromane von Bolanden. Fünfter Schrank: Geschichte: Außer Mommsens römischer Geschichte und Friedjungs ‚Kampf um die Vorherrschaft‘ usw. kein nicht-katholisches Werk. Dafür Janssen, Pastor, Duhr S. J. (die schönen ‚Fabeln‘) und kirchengeschichtliche Sachen, sowie Biographien von Ordensleuten und Ultramontanen die Menge. Das waren unsere Bücherschätze. Ja, ich könnte Ihnen einen Brief zeigen, worin mir die Lektüre von Treitschkes ‚Deutscher Geschichte‘ als gefahrvoll und zu liberal verboten wird. — Auch das wahnsinnige ‚Schmarren-Fressen‘ besteht noch fort. Ein ganz ungeheuerer Mißstand sind die Badeverhältnisse, zumal im Winter. Jeder Zögling des 1. Pensionats konnte in der Regel nur alle 4 Wochen baden. Das 2. Pensionat soll wirklich während des ganzen Winters überhaupt nicht baden. Groß ist auch die Prüderie in Feldkirch. Die Zöglinge werden nicht im geringsten über zum Teil doch notwendige Dinge aufgeklärt. In der öffentlichen Lesung (bei Tisch) sollen die unglaublichsten Sachen gestrichen werden. So war es, wie ich hörte, verboten, den Ausdruck ‚nackte Idee‘ zu lesen, weil die kleinen Zöglinge an dem Worte ‚nackt‘ hätten Anstoß nehmen können. Auf mich machte es immer einen kläglichen Eindruck, wenn wir Zöglinge noch nicht einmal ein paar Schritte bis zu einem gewissen Orte ohne Präfekten gehen durften . . .".

Gymnasial- und Universitätszeit
(1869—1876.)

Einleitendes. Mainz. Erlebnisse und Entwicklungen. Stonyhurst. Bonn und Göttingen. Der „Kulturkampf"; Wallfahrt nach Lourdes und ihre Folge.

Einleitendes.

Mit dem Weggange aus Feldkirch begann für mich ein neues Leben. Die große Abgeschlossenheit hörte auf; ich trat wieder ein in den Familienkreis, kam wieder in Berührung mit der übrigen Welt.

Religiös, politisch und national war die Zeit eine erregte und bedeutungsvolle. Zwei weltgeschichtliche Ereignisse mit ihren vielgestalteten Begleit- und Folgeerscheinungen spielten sich in den Jahren, die unmittelbar auf meinen Feldkircher Aufenthalt folgten, ab: das vatikanische Konzil und der deutsch-französische Krieg. Beide Ereignisse wirkten stark auf mich ein; denn zu beiden trat ich durch Stellung und Richtung meiner Familie in enge Beziehungen.

Ein gut Teil der folgenden Darstellung handelt also wiederum von Geschehnissen in der Familie, die ich im zweiten Kapitel unter dem Titel: „Erlebnisse und Entwicklungen" zusammenfasse. Ich schweife dadurch nicht ab. Gerade die Zeit, die ich jetzt zu schildern habe, ist bestimmend geworden für meine Entwicklung, die schließlich in das Noviziatshaus des Jesuitenordens führte.

Feldkirch, mit dem mir dort eingeflößten Entschlusse, Jesuit zu werden, wäre wohl, trotz allem, bedeutungs- und wirkungslos geblieben, d. h. ich wäre nicht Jesuit geworden, wenn nicht die nun folgenden Jahre mit ihren Erlebnissen und Entwicklungen die Fäden weiter gesponnen und mich so allmählich mit einem Netze umzogen hätten, in dessen Maschen Verstand und Wille, die, je länger je mehr, sich widersetzten, schließlich doch gefangen hängen blieben.

Erstes Kapitel.

Mainz.

Drei Gründe bestimmten meine Eltern, mich auf dem großherzoglich hessischen Gymnasium zu Mainz die Gymnasialstudien (Unter- und Oberprima) beenden zu lassen. Die drei Gründe waren drei Personen:

der Bischof von Mainz, Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler (ein Vetter meiner Mutter),

der Obere der Mainzer Jesuitenniederlassung, Pater Adolf von Doß, und

der Direktor des Mainzer Gymnasiums, Dr. Heinrich Bone.

In ihrer dreifachen Hut sollte ich geborgen sein.

1. Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler.

Vielen bedeutenden Menschen und Persönlichkeiten bin ich begegnet; einer mächtigeren, imponierenderen und dabei fesselnd-begeisternderen als dem Mainzer Bischofe niemals.

Gewiß wird Kettelers Eindruck auf mich auch deshalb ein so gewaltiger und nachhaltiger gewesen sein, weil ich jung war, als der überragende Mann, auf der Höhe seiner Bedeutung und seines Ruhmes stehend, mir nahe trat, und weil er ein Bischof und ich ein gläubiger Katholik war. Aber auch ohne diese Zufälligkeiten hätte ein Verkehr mit Ketteler, dem „Onkel-Bischofe", wie er im ganzen Verwandtenkreise hieß, mein Herz stets mit Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe erfüllt.

Ich muß es mir versagen, hier ein Charakterbild des herrlichen Mannes zu entwerfen; in einem

Artikel in den Preußischen Jahrbüchern (Jahrgang 1900), auf den ich verweise, habe ich den Bischof, wie er vor mir steht, zu zeichnen versucht. Hier kommt Kettelers öffentliche Stellung und sein Einfluß auf meine Entwicklung in Betracht.

Ketteler war der geistige Mittel- und Höhepunkt des damaligen deutschen und deutsch-österreichischen Episkopats und so wurde er auch Führer der sogenannten Minoritätspartei auf dem vatikanischen Konzil. Durch ihn, in seinem Hause, an seinem Tische (an dem ich während meines zweijährigen Mainzer Aufenthaltes wöchentlich zweimal regelmäßig saß) wurde ich als Siebzehnjähriger mitten in die hoch und wild gehenden kirchenpolitischen und religiösen Wogen der Jahre 1869—1872 hineingestellt. Dort habe ich eine Reihe der hervorragendsten katholischen Männer der damaligen Zeit kennen gelernt: die Bischöfe Melchers von Köln, Haneberg von Speier, Martin von Paderborn, Brinkmann von Münster, Düpanloup von Orleans; den holsteinschen Konvertiten und späteren österreichischen Minister Grafen Blome, den Fürsten Karl Löwenstein (jetzigen Dominikaner), Windthorst, die beiden Reichensperger, die Konvertitin und Romanschriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, den intriganten Zentrumsführer Ernst Lieber, „das Mainzer Dreigestirn", die Domkapitulare Haffner (Kettelers Nachfolger), Heinrich (Domdekan), Mouffang (Regens des Priesterseminars und Reichstagsabgeordneter) und andere. Fast immer drehten sich die Gespräche um die Unfehlbarkeit des Papstes.

Ketteler war nicht eigentlich Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit, er bestritt nur die Opportunität ihrer Definition durch das Konzil. Aber in der Bestreitung ließ er sich durch seine vulkanische Natur nicht selten über die Grenzen der bloßen Opportunitätsgegnerschaft fortreißen und erschien so zuweilen als Bekämpfer der Unfehlbarkeit selbst.

Ich war im Glauben an die Unfehlbarkeit aufgewachsen, und auch die Opportunität ihrer Definition stand für mich, nach den Traditionen meiner Familie und nach den Feldkircher Einflüssen, von vornherein fest. So war mein Standpunkt ein anderer als der Kettelers; aber ich lernte durch ihn Achtung vor anderer Überzeugung. Was Ketteler vertrat, vertrat er in lauterster Absicht. Wer wie er für Kirche und Papsttum so begeistert war, wer ein so frommes, selbstverleugnendes, arbeitsames Leben führte wie Ketteler, war kein „zweifelhafter" Katholik.

Diese Erkenntnis war für mich wichtig. Damals herrschte in weiten Kreisen des katholischen rheinisch-westfälischen Adels ein wahrer Unfehlbarkeitsfanatismus. Jedes Bedenken auch nur gegen die Zweckmäßigkeit der Unfehlbarkeitsdefinition galt als Auflehnung gegen das Papsttum. Ein Brennpunkt dieses ketzerriechenden Fanatismus war mein Elternhaus.

Mit der ganzen Glut ihres Temperaments wandte sich besonders meine Mutter der Unfehlbarkeitsfrage zu. Dogmatische, geschichtliche, politische Schwierigkeiten und Bedenken gab es für sie als Frau selbstverständlich nicht. Jesuitischer Einfluß und die tägliche Lesung der beiden infallibilistischen französischen Blätter L'Univers (Paris) und Le Bien public (Gent) nahmen ihr die ruhige Überlegung; ihre Leidenschaftlichkeit übertrug sich auch auf meinen Vater, und der sonst so hochverehrte Bischof von Mainz wurde ihnen verdächtig. Heftige Ausfälle gegen ihn, das Haupt der Minoritätsbischöfe, waren alltäglich. Es kam so weit, daß ein völliges Zerwürfnis zwischen meinen Eltern und ihm eintrat. Erst Jahre später wurde, durch einen Besuch meines Vaters in Mainz, bei dem ich Vermittler war, die Spannung ausgeglichen. Dank der auf genauer Kenntnis seiner Persönlichkeit ruhenden Verehrung fühlte ich das Ungerechte solcher Angriffe bitter. Auf Tod und Leben verteidigte ich „meinen Bischof" und kam so nicht selten hart mit meiner Mutter aneinander; so hart, daß ich einmal, bei einer größeren Gesellschaft, vom Mittagstische fortgeschickt wurde wegen einer Antwort, die ich zur Verteidigung „meines Bischofs" gab. Für einen Primaner keine Kleinigkeit.

In vorüberhuschender Erkenntnis dämmerte es mir damals auf, wie rücksichtslos und haßerfüllt der Ultramontanismus ist, wo immer seine Interessen ins Spiel kommen. Dann macht er vor niemand Halt, nicht vor Bischof und selbst nicht vor Papst (wie ich im 2. Teile durch Erlebnisse im Jesuitenorden zeigen werde). In dieser brutalen Rücksichtslosigkeit liegt der Grund, daß so viele Katholiken, die das ultramontane Joch schwer empfinden, nicht wagen, es abzuschütteln. Sie fürchten die ultramontane Verfolgung, die vor keinem Mittel zurückschreckt.

Das kurz aufleuchtende Licht war aber nicht kräftig genug, mich ganz sehend zu machen; auch befanden sich Verstand und Wille in solcher Ab-

hängigkeit, daß ich die Gedanken über die unkatholische Tyrannei des Ultramontanismus nicht auszudenken wagte. Ich begnügte mich damit, den verehrten Bischof zu verteidigen, ohne den Einzelfall als Symptom des ultramontanen Systems zu erkennen.

Nie wäre mir in jener Zeit in den Sinn gekommen, daß ich das System nach dieser Richtung hin an mir selbst, und zwar an Leib und Seele, erschöpfend kennen lernen würde.

Ketteler hat meine schon bestehende Begeisterung für Kirche und Papsttum mächtig entfacht. Nicht in wissenschaftlicher Begründung — Theologe war Ketteler nicht —, sondern an der stets hell brennenden Flamme seiner eigenen Begeisterung und vor allem am Anblicke seines echt apostolisch-frommen Lebens entzündete sich mein Inneres.

Ganz besonders wirkte nach dieser Richtung hin sein Verhalten nach dem Konzil.

Man hat die Unterwerfung der Minoritätsbischöfe, und zumal der deutschen, unter das Unfehlbarkeitsdogma Schwäche, Charakterlosigkeit, Feigheit usw. genannt. An erster Stelle wurde und wird heute noch ihr damaliger Führer, Ketteler, mit solchen Ausdrücken bedacht. Sehr mit Unrecht. Über die Gesinnung der übrigen deutschen Bischöfe, die sie zur bedingungslosen Annahme der Unfehlbarkeit veranlaßte, kann ich aus eigener Kenntnis nicht urteilen; wohl aber über die Kettelers. Und sein Verhalten nötigt mir noch heute Bewunderung ab; es hat damals meinen Glauben an Kirche und Papst wie mit Hammerschlägen fester in mich hineingetrieben. Denn seine unter schwersten Opfern vollzogene Unterwerfung war die Frucht des Glaubens an die göttliche Autorität der Kirche, an die unfehlbare Leitung ihrer allgemeinen Konzilien durch den hl. Geist, d. h. durch Gott selbst. „Gott hat im Majoritätsbeschlusse des Konzils gesprochen; da bleibt für den Menschen nichts anderes übrig als Unterwerfung mit Herz und Verstand". Wie oft habe ich den verehrungswürdigen Mann nach seiner Rückkehr von Rom so sprechen hören. Er hatte Schweres in Rom erlebt. Das Menschliche, Allzumenschliche der römischen Kirche, in Gestalt von Machenschaften, von Falschheit, von Verlogenheit, von feilem Strebertum, war, wie er mir einmal in seiner drastischen Ausdrucksweise sagte, würgend während des Konzils an ihn herangekrochen, aber aus dem ekelerregenden Gewoge hob sich für ihn die konziliare Definition der Unfehlbarkeit wie ein hellstrahlender Leuchtturm, dessen Licht Gott selbst angezündet hatte.

Nur wer den Glauben des Katholiken an die Göttlichkeit seiner Kirche versteht, kann Kettelers „Gesinnungswechsel" verstehen und achten. An diesem Glauben müssen auch sein ganzes öffentliches Wirken, seine Kämpfe mit der Staatsregierung usw. gemessen werden.

In einem Punkte hat Ketteler nicht günstig auf mich eingewirkt. Wie sein Glaube, so kannte auch sein Aberglaube keine Grenzen. Das „Wunderbare" und „Übernatürliche" übten auf ihn geradezu magische Wirkung. Diese echt ultramontane Eigenschaft betätigte sich besonders in der Richtung auf die Freimaurerei hin, d. h. Ketteler glaubte, trotz seiner sonstigen Intelligenz, über Freimaurer und Freimaurerei blödeste Ammenmärchen und unwahrscheinlichste Räubergeschichten. Wie oft habe ich ihn als „Tatsache" erzählen hören, daß bei den Zusammenkünften der Häupter der Freimaurerei der Teufel in Person präsidiere. Er hat dadurch mein jugendliches Gemüt mit einem wahren Schrecken vor jedem Freimaurer erfüllt.

Der Glaube an freimaurerische Teufeleien ist allerdings ultramontaner Gemeinbesitz, wie ich schon oben (S. 76) betont habe. Man lese z. B. den Blödsinn, den das „Staatslexikon der Görresgesellschaft" (Vorsitzender dieser Gesellschaft ist der Zentrumsführer Freiherr von Hertling) über die Freimaurer mit ernster, wissenschaftlicher Miene vorträgt. So konzentriert und detailliert, wie dieser Wahnglaube aber bei Ketteler hervortrat, findet man ihn auch in ultramontanen Kreisen selten. Ketteler wäre dem Taxilschwindel, hätte er ihn noch erlebt, fraglos zum Opfer gefallen.

Auch wieder ein Beweis für die Tatsache, daß natürliche Intelligenz den Ultramontanen vor schwersten intellektuellen Verirrungen nicht schützt. Die Macht angeborener, anerzogener und durch „Religion" gestützter ultramontan-katholischer Vorurteile ist eben überwältigend groß, und nur sehr wenigen gelingt es, die Macht zu brechen.

Von meiner Absicht, Jesuit zu werden, ist zwischen Ketteler und mir nur selten noch die Rede gewesen. Er war gewiß kein Feind des Ordens, aber vieles an ihm war seiner geraden, ritterlichen Natur unsympathisch. Scharf äußerte er sich zuweilen über das jesuitische Unwesen der Proselytenmacherei; und so wird es gekommen sein, daß ich für mein Vorhaben nur wenig Aufmunte-

rung bei ihm fand. Offen gestanden: ich suchte sie auch nicht.

Bis zu seinem Tode (13. Juli 1877) blieb ich mit Ketteler eng verbunden. An seinem Sarge habe ich in bitterem Schmerze gestanden, und die Erinnerung an den für mich so gütigen Mann, in dem ich das Ideal eines Bischofs erblickte, den ich als Typus der Charaktergröße verehrte, erfüllt mich noch heute mit Liebe, mit Dankbarkeit und mit Wehmut.

Auf einer Rheinreise im Jahre 1903 führte ich meine Frau in den Mainzer Dom und zeigte ihr die Ruhestätte des bischöflichen väterlichen Freundes, der nicht in banal-genealogischer Terminologie ein Edelmann, sondern im höchsten ethischen Sinne ein edler Mann gewesen war.

2. Der Jesuit Adolf von Doß.

Größere Gegensätze als Ketteler und Doß gab es nicht: äußerlich und innerlich.

Dort die hohe, imponierende Gestalt, das klar und fest blickende Auge, die bei allem Temperament ruhige, vornehme, ja majestätische Art; hier das kleine, hagere, unruhig bewegliche, fast zappelnde Männchen, mit seinem nie aufhörenden hastigen Sprechen, dem stoßweisen, nervösen Lachen, dem ewigen Rücken und Schieben an der Brille, durch die scharfe, aber unstete Augen flackerten.

Beide Eltern, Vater und Mutter, übergaben mich dem Pater. Er sollte recht eigentlich mein Mentor sein. Und er wurde es.

Ganz in der Nähe von St. Christoph, der Pfarrkirche, welche die Jesuiten innehatten, besorgte mir Pater von Doß eine Wohnung, so daß, wie er sagte, ich leicht zu ihm und er leicht zu mir kommen konnte. In seine Gymnasiastenkongregation trat ich selbstverständlich ein und sein Beichtkind wurde ich auch. Gleich beim ersten Zusammentreffen führte er mich in die Kirche, zeigte auf seinen Beichtstuhl und sagte: „Dorthin kommst du jeden Samstag". Und ich kam.

Was ihn im Verkehre mit der Jugend so unwiderstehlich machte, weiß ich eigentlich nicht. Sympathisches hatte er nichts. Vielleicht war es das Klettenhafte. Wo er einmal zugefaßt hatte, ließ er nicht mehr los. Er bohrte sich in einen hinein, entriß einem das Innerste, und ehe man sich's versah, befand man sich in seiner Gewalt. Tatsache war, daß er die gesamte Mainzer Gymnasiastenjugend beherrschte; vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde sein Zimmer von Gymnasiasten nicht leer.

Die echt jesuitische Eigentümlichkeit, stark ausgeprägter Teufelsglaube, der weit hinausgeht über die ultramontan-dogmatisch formulierte Lehre vom Teufel, trat bei Pater von Doß besonders hervor.

Den Teufel witterte er überall. Für ihn war der „Böse", der „Schwarze" ein fast sicht- und greifbares Wesen, das die Menschen umschleicht bei Tag und bei Nacht, das ihm Fallen stellt rechts und links. Ich glaube nicht, daß es seine Absicht war, aber mit der Furcht vor dem Teufel jagte er tatsächlich die Jugend in sein Garn. Bei später zu erzählender Gelegenheit, in einer nie zu vergessenden Nacht auf der Höhe eines Taunusberges, hat er mir die Angst vor dem Teufel buchstäblich ins Mark getrieben. Heute steckt der Schrecken vor diesem schlimmsten Phantom religiöser Verirrung und dogmatischer Borniertheit glücklicherweise nicht mehr drin.

Seine aufs Krasse abzielende Richtung trat besonders bei den „Exerzitien" hervor, die er jährlich für die Gymnasiasten gab. Er war ein Meister des Stiles; mit Worten malte er wie ein Maler mit Farben. Und wie benutzte er die Fähigkeit bei den Exerzitienbetrachtungen! Da sah, hörte, fühlte, schmeckte, roch man förmlich die Schrecken von Tod, Gericht, Hölle, so sehr, daß ich einmal, von Grauen erfaßt, aus einem Vortrage hinauslief und Erleichterung suchte bei einem Verwandten, Grafen Max von Galen (dem im November 1908 verstorbenen Weihbischofe von Münster), der damals Subregens des Mainzer Priesterseminars war.

Die Doßschen „Exerzitien" beschränkten sich aber nicht auf asketisch-religiöse Stoffe; mit Vorliebe griffen sie auf andere Gebiete über. Weil Pater von Doß für Gymnasiasten sprach, so war einer dieser Stoffe fast regelmäßig: die deutsche Literatur, jene „Gefahr", vor der Jesuitismus und Ultramontanismus seine Kreise überhaupt warnt. Ich selbst besitze keine Aufzeichnungen darüber; sein Biograph und Ordensbruder, der Jesuit Pfülf, gibt den Wortlaut einer solchen „klassischen" Philippika aus den „Exerzitien" des Jahres 1868. Man vergleiche sie mit den oben (S. 49) mitgeteilten Vorschriften der offiziellen „Studienordnung" und den Äußerungen der Jesuiten Helten und von Hammerstein (S. 49ff.) und man wird sehen, daß in der Ablehnung deutsch-nationalen Geistes Jesuit Jesuit bleibt, sei es in systematischen, sei es in literarisch-

wissenschaftlichen, sei es in asketischen Ausführungen:

Dann die deutschen Klassiker! Ach, wir Deutschen müssen uns fast schämen, daß wir eine solche Literatur haben ... Das ist ein ganz falscher Wahn, daß einer glaubt, er besitze keine Bildung, wenn er nicht den ganzen Schiller und den ganzen Goethe gelesen habe ... Dies sind unsere Ideale: Schiller und dann dieser Lebemensch Goethe, dessen Feder in Bezug auf Religion von ätzender Galle träufelt. Gott sei's gedankt, daß seit wenigen Jahren diesen Größen der Nimbus etwas heruntergekommen ist. Was war das früher für ein Anbetungsschwindel. Man kniete sich nieder vor Goethe, und daß man nicht sagte: „Heiliger Goethe, bitte für uns", war Alles ... Was den Roman angeht, so sage ich darüber nichts, denn ihr seid ja keine Mädchen. Derartige Literatur muß man so vor sich auf dem Nähtische und neben dem Spiegel haben, und ich denke, daß ihr an solcher Pomade kein Vergnügen findet.

Auch aus einem Artikel, den Doß geschrieben, teilt Pfülf eine Stelle mit:

Man hat sich durch den Glanz-Nimbus eines Goethe hindurchgewagt, hat dem Idol die Larve abgenommen und einer vor Respekt noch bebenden Welt gesagt: Ecce, quem colebatis! Und Goethe war nicht der einzige, über den die Wahrheit einen glänzenden Triumph feierte und eine, wenngleich spät hereinbrechende Gerechtigkeit den Stab brach. Neben ihm liegt noch mancher Mode-Götze halb oder ganz zertrümmert auf dem Boden und harrt mitleidiger Hände und anständigen Begräbnisses (Erinnerungen an P. A. von Doß. Freiburg 1887, S. 287 f.).

Solche maßlos törichten und haßerfüllten Worte Jahr für Jahr vor Knaben und Jünglingen gesprochen, die das von diesem Munde bei dieser Gelegenheit Gesprochene für unumstößliche Wahrheit hielten, mußten die beabsichtigte Wirkung üben (vgl. II, 101 ff.).

Da Pater von Doß genau unterrichtet war über meine Eintrittsabsichten, so betrachtete er mich schon halb und halb als Eigentum des Ordens. Jedesmal, wenn der Pater Provinzial zur „Visite", d. h. zur jährlichen Kontrolle, in die Mainzer „Residenz" kam, führte er mich ihm als „Kandidaten" (Kandidatur nennt man die Vorstufe zum Noviziat) vor; und er erreichte es, daß ich schon damals, obwohl in keiner Weise den Gesetzen des Ordens unterworfen, ihm und auch dem Provinzial „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae) schriftlich ablegte, d. h. ich mußte, außerhalb der Beichte, meinen Gewissenszustand (Sünden, Neigungen, Versuchungen, Tugendübungen) offenbaren.

Wenn ich Pater von Doß mit Pater Link vergleiche, so erscheint mir die Bezeichnung des letzteren als eines „unjesuitischen Jesuiten" doppelt zutreffend. Das klare, natürliche, einfache Wesen Links kontrastierte schneidend mit der gewundenen, zudringlich-aggressiven Art des Mainzer Jesuiten-Oberen. Doß war, auch äußerlich, ein Jesuit, wie er nicht selten in Romanen geschildert wird. Aber es ist merkwürdig: so wenig ich mich zu ihm hingezogen fühlte, so ungünstig für ihn der Vergleich mit Pater Link ausfiel, dennoch war sein Einfluß auf mich weit stärker als der meines Feldkircher Beichtvaters. Ich geriet völlig in seinen Bann, und das Drückende der Abhängigkeit spürte ich noch, als ich Mainz schon längst verlassen hatte.

3. Der Gymnasialdirektor Dr. Heinrich Bone.

Heinrich Bone war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine in ultramontan-katholischen Kreisen sehr angesehene Persönlichkeit, als Schulmann und als Mensch.

Meine Eltern kamen mit ihm in Berührung, als er Lehrer war an der katholischen rheinischen Ritterakademie zu Bedburg, zu deren Kuratoren mein Vater gehörte. So übergaben sie mich gern dem Gymnasium, in dessen Direktorstelle er, auf Betreiben des Bischofs von Mainz, berufen worden war.

Mit Dankbarkeit denke ich an den feinsinnigen Mann zurück. Freundlich öffnete er dem Primaner sein Haus, und manche ästhetische Anregung, manche Hinweise auf Idealismus erhielt ich in Unterhaltungen mit ihm. Tiefere, bestimmende Eindrücke hat der Verkehr mit ihm nicht hinterlassen. Dafür war er nicht der Mann. Er lebte in einer von der Wirklichkeit abgekehrten Welt. Das war wohl auch der Grund, weshalb er als Leiter einer großen Studienanstalt weniger leistete. Ihm fehlte das Durchgreifende. Sophokles und Horaz deutete er uns schön; Zucht und Ordnung vermochte er nicht aufrecht zu halten.

Unter Bones Vorsitz machte ich im Juli 1872 das Abiturientenexamen. Mein deutscher Aufsatz wurde in der Entlassungsrede des Regierungsvertreters als bester erwähnt. Zum Thema hatten wir Schillers Wort aus den „Piccolomini": „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne". In welch einzigartiger Weise wurde dies Schillerwort die Aufschrift meines Lebens!

* * *

Mit Absolvierung des Gymnasiums war für mich die Frage des Eintrittes in den Jesuitenorden wieder brennend geworden, und pünktlich wie ein Uhrwerk stellte sich die Mahnung des Ordensprovinzials ein. Pater von Doß wollte, daß ich gleich auf der Heimreise den Abstecher nach Maria-Laach, dem Wohnorte des Provinzials, machte, „um noch vor den Ferien alles in Ordnung zu bringen", so daß ich im Oktober ohne weiteres ins Noviziat hätte eintreten können. Ich setzte seinem Drängen kein formelles Nein entgegen — es fehlte mir die Entschlossenheit; aber an Andernach, der Station von Maria-Laach, fuhr ich doch vorüber, ohne auszusteigen.

Zweites Kapitel.

Erlebnisse und Entwicklungen.

„Lerne erst etwas die Welt kennen, von der du dich trennen willst und von der du ja gar nichts kennst", hatte der Bischof von Mainz mir gesagt, als ich, von Feldkirch kommend, ihm meine Absicht, Jesuit zu werden, mitteilte.

Und ich lernte die „Welt", die äußere um mich her und die innere in mir selbst, kennen. Die Kenntnis bewirkte einen Wandel.

So katholisch-fromm ich erzogen, so groß meine Ehrfurcht vor dem Ordensstande war, inneren Drang zur Weltflucht hatte ich nie verspürt. Noch weniger war ich, trotz wiederholter „Berufswahl", jemals zur wirklichen Überzeugung gekommen, der Eintritt in den Jesuitenorden sei nötig, um meine Seele zu „retten".

Als ich nun aus der Feldkircher Abgeschlossenheit in die verhältnismäßige Freiheit eines Gymnasiasten trat, als mein Familienkreis mit allen seinen Beziehungen mich wieder aufnahm, da fühlte ich, daß ich zur „Welt" gehörte, daß sie doch etwas Schönes, Gutes, Begehrenswertes, daß sie ein herrliches Arbeits- und Tätigkeitsgebiet sei. Die Trennung von ihr schien mir nicht nur hart, sie deuchte mir unnatürlich, und ein erster Widerstand gegen den Eintrittsgedanken setzte ein.

Kein Wort von der Wandlung ließ ich aber verlauten. Ich wagte es nicht. Alle, mit denen ich darüber hätte sprechen können, Eltern (besonders Mutter), Beichtväter, würden mich schlimmen Wankelmutes, der Fahnenflucht, der Verscherzung der „Berufsgnade" und damit des Spielens mit meinem „Seelenheile" beschuldigt haben. So ließ ich die Sache gehen. Aber in meinem Inneren häufte sich Schwierigkeit auf Schwierigkeit, d. h. überall in mir regte sich neues, bisher für mich teilweise fremdartiges Leben.

Selbst die religiösen Impulse, welche das vatikanische Konzil mit sich brachte, von dem ich durch den Bischof von Mainz und in meiner Familie so viel zu hören bekam, drängten mich eher vom Ordensleben ab als ihm zu.

Ich wollte, ähnlich wie der Mainzer Bischof, für die Kirche kämpfen und arbeiten, und so schien mir die Flucht aus der Welt zugleich eine Flucht vom erhofften Kampf- und Arbeitsschauplatze. Gerade damals begann das ultramontan-katholische Deutschland sich eine soziale und politische Kampforganisation zu schaffen. Die Männer, die dabei an die Spitze traten, Freiherr Felix von Loe, von Mallinckrodt, Windthorst, Freiherr von Schorlemer-Alst, Moufang, Reichensperger, wiesen mit ihrem Tun und Reden auf die politische Arena, nicht auf Klosterzelle und Kirche hin.

Diese Gedanken waren allerdings nur scheinbar Gegenströmungen, und sie wären gewiß nicht imstande gewesen, meinen Entschluß, die Welt zu verlassen, dauernd im gegenteiligen Sinne zu beeinflussen. Denn ein Leichtes war es für andere und auch für mich, zu zeigen, daß gerade im Jesuitenorden der Kampf- und Arbeitsfreudigkeit für die Kirche weiteste Möglichkeiten geboten werden.

Zwei andere Erfahrungen und Erlebnisse wirkten aber dem Zuge zum Ordensleben direkt und stark entgegen.

* * *

Auf meinen Lebensweg und in meine Individualität hinein habe ich etwas mitbekommen, was ich zu dem Wertvollsten rechne, das mir zuteil werden konnte: unausrottbaren, bis zur Leidenschaft steigerungsfähigen Patriotismus.

Preußisches und deutsches Empfinden waren von frühester Jugend an, oft im Gegensatze zu meiner Umgebung, starke Antriebe für mein Handeln. Ihnen dankte ich später, mit an erster Stelle, den Mut und die Kraft zur Sprengung der Fesseln des Jesuitenordens.

Hatten schon die preußischen Siege 1866, welche die Hoffnung auf deutsche Einheit und Größe neu belebten, mein angeborenes preußisch-deutsches Empfinden stark gesteigert, so entfachte der deutsch-französische Krieg 1870—1871 mit seinen über-

wältigenden Erfolgen in mir einen Sturm der Begeisterung, und gerade in Mainz stand ich mitten im Wehen dieses Sturmes.

Truppendurchzüge ohne Unterlaß; ein großes Lager gefangener Franzosen vor der Stadt; die Marschälle MacMahon, Bazaine, Canrobert und Hunderte von französischen Generalen und Offizieren nach Sedan und nach Metz als Gefangene auf dem Mainzer Bahnhofe; der Donner der Festungsgeschütze bei jedem großen Siege; die feierliche Begrüßung — die erste in einer größeren deutschen Stadt — des neuen deutschen Kaisers und seines großen Kanzlers bei ihrer Rückkehr aus Frankreich: dies alles ergriff mich mit elementarer Gewalt. Und die Eindrücke wurden vertieft, die Liebe zum Vaterlande, die sie weckten, wurde gesteigert durch die Gleichgültigkeit, ja Ablehnung, mit der die große Zeit in meiner engern und weitern Familie durchlebt wurde.

Die unselige Auffassung vom Siege des Protestantismus über den Katholizismus, die schon 1866 die Siegesfreude in katholischen Kreisen gedämpft hatte, trat auch 1870—1871 wieder vergiftend hervor. Sie ist auch heute noch da. Noch im Jahre 1908 schrieb die angesehenste ultramontan-katholische politische Zeitschrift Deutschlands „Die historisch-politischen Blätter" (142[1], S. 65):

> Nichts ist so einleuchtend als der Satz, daß bei Königgrätz auch Frankreich und daß bei Königgrätz und Sedan die katholische Welt geschlagen wurde (vgl. auch oben S. 8f. 99f.).

Damals war diese ultramontane Hetzrede noch „einleuchtender"; ihre geschicktesten Verbreiter waren Jesuiten.

Im August 1870, während der Ferien, brachte ich vom Bahnhofe in Geldern, wohin ich, um Nachrichten zu erhalten, auf meinem Pony geritten war, die Meldung vom ersten deutschen Siege bei Spichern nach Hause. Freudig, im Galopp, sprengte ich in den Hof und rief die Botschaft zur Freitreppe hinauf, auf der meine Schwester Antonia stand. Ein zorniges Aufstampfen mit dem Fuße und das Wort: „Unglücksbotschaft" waren die Antwort. Ich war empört und hätte am liebsten von meiner Reitpeitsche unbrüderlichen und unkavaliermäßigen Gebrauch gemacht. Bei Tische entspann sich eine erregte Unterhaltung. Der anwesende Jesuit Behrens (oben S. 19) vermittelte, indem er die Sache „ins rechte Licht" stellte und viel von Protestantismus und Katholizismus, von den Verdiensten Frankreichs um das Papsttum, vom Abfalle Preußens von der katholischen Religion sprach. Offen trat er nicht auf die Seite Frankreichs, aber unschwer war zu erkennen, wohin seine Neigung ging.

Auch ein Vetter, Freiherr Klemens von Fürstenberg, erzählte mir gelegentlich eines Jagdbesuches bei uns, daß in Paderborn mehrere Jesuiten zu Beginn des Krieges ungescheut vom zu erhoffenden Siege Frankreichs gesprochen hätten.

Bittere Erfahrungen mit jesuitischem Patriotismus hatte ich ja schon 1866 in Feldkirch gemacht (oben S. 99f.). Jetzt wiederholte sich das gleiche in verstärktem Maße. Es hatte die Wirkung, daß Unwille und Mißtrauen gegen den Orden sich meldeten, daß der Gedanke mir unerträglich schien, mein Vaterland preisgeben zu sollen, um in irgendeinem anderen Lande als kosmopolitischer Jesuit zu leben. Die planmäßige Internationalität des Jesuitenordens und seinen wesenhaften Haß gegen Preußen kannte ich ja so recht eigentlich noch nicht; aber instinktiv fühlte ich, daß hier Gegensätze zwischen mir und dem Orden bestanden, die bis auf die Grundlagen meines und seines Seins hinabgingen.

Damals stand der jesuitische Einfluß in meinem Elternhause wohl auf seinem Höhepunkte, auf dem er sich dann dauernd erhielt. Seine hauptsächlichste Verkörperung war der Jesuit Behrens, Seelenführer und Gewissensrat meiner Mutter. Ich glaube nicht, daß irgend etwas von auch nur irgendwelcher Bedeutung bei uns geschah, ohne daß Pater Behrens seine entscheidende Meinung darüber abgegeben hat. Meine Mutter war ganz in seiner Gewalt; ihre Abhängigkeit ging so weit, daß er, der Priester und Ordensmann, auf ihre Bitte darüber entschied, ob und bis wie tief Ball- und Dinertoiletten meiner Schwestern ausgeschnitten sein durften. Stundenlange Besprechungen hatte sie mit ihm. Auch wir Kinder wurden ihm zugeführt; sehr gegen unsere Neigung.

Dies Übermaß jesuitischen Einflusses, der sich erstreckte bis in die alltäglichen häuslichen Dinge, bis ins innerste Familienleben, wirkte auf mich verärgernd. In der Person des Paters Behrens wurde mir der Jesuitenorden selbst unangenehm.

* * *

Neben der Vaterlandsliebe sproßte zu jener Zeit noch eine andere Liebe in mir empor, die mit

all ihren Trieben hinwies auf die Welt, von der ich durch den Eintritt in den Orden mich trennen sollte: die Liebe des Mannes zum Weibe.

Es war eine „Gymnasiastenliebe", denn ich war Primaner, als sie begann; aber sie unterschied sich von „Gymnasiastenliebe" dadurch, daß sie Jahre währte, und daß sie tief eingriff in mein Leben. Sie war es, die mich den Entschluß, Jesuit zu werden, hinausschieben ließ; sie war es dann aber auch — mit anderem —, die mich schließlich, trotz des Widerstrebens meiner Natur, über die Ordensschwelle trieb.

Die Liebe zu meiner Cousine, Gräfin Mathilde W.-M., kam über mich mit einer stillen, aber alles in den Hintergrund schiebenden Gewalt. Sie war, rein äußerlich betrachtet, eine törichte und aussichtslose Liebe: meine Cousine war sechs Jahre älter als ich, und auch die sonstigen Verhältnisse waren einer Verbindung wenig günstig. Aber menschlich, unmittelbar, ohne Reflexion aufgefaßt, war die Liebe eine wundervolle, reich an Freuden und Leiden, wie das ja wohl aller Liebe Los ist. Die Liebe wurde erwidert. Doch ein Sturm der Gefühle tobte nie zwischen uns. Selbst das Wort: „Ich liebe dich" fiel nie. Voll waren unsere Herzen von Zärtlichkeit; äußerlich trat sie nur in Blicken hervor. Wie ein lieblicher Garten breitete sich das Gefühl, zu lieben und geliebt zu werden, vor und zwischen uns aus. Aber ein Garten, nicht gelegen im Morgenlichte eines jungen, Hoffnung und Zukunft weckenden Tages, sondern, trotz seiner Jugend, im Scheine sinkender Sonne. Denn der Unerfüllbarkeit und des Endes unserer Liebe waren wir uns vom Anfange bewußt. Diese uns stets begleitenden wehmütigen Abschiedsgedanken wurden nicht geweckt durch die äußeren ungünstigen Verhältnisse; der tiefste Trennungsgrund lag im Vorsatze meiner Cousine, die Welt zu verlassen und „barmherzige Schwester" zu werden. Der jähe Tod ihres Vaters (er verunglückte tödlich bei einer Parforcejagd) hatte ihr den Glanz der Welt, in dem sie aufgewachsen war, verleidet. Im Jahre 1873 führte sie den Entschluß aus; und noch heute dient sie, im braunen Habit der Franziskanerinnen, der armen und leidenden Menschheit.

Vierzig Jahre sind seit dem Aufkeimen der Liebe dahin. Ihr einstiges Feuer liegt erloschen unter der Asche der Erinnerung. Sie war eine Blüte, die nicht zur Entfaltung gekommen. Erst im Herbste des Lebens habe ich Liebesfrucht gepflückt und bin glücklich in ihrem Genusse. Aber mit Liebe denke ich an die Jugendliebe zurück. Auch heute noch bedeutet sie für mich ein Heiligtum, in dem meine Gedanken, ruhig und beschaulich, gern verweilen. Schweres hat sie allerdings über mich gebracht; das Schwerste ist, daß sie die Mitschuld trägt an der schicksalschweren Aufschrift dieses Buches: Vierzehn Jahre Jesuit.

* * *

So kam es, daß ich nach meinem Abiturientenexamen nicht ins Noviziat des Jesuitenordens trat.

Meinen Eltern gestand ich die eigentlichen Gründe für mein Zögern — denn auch für mich war es nur ein Zögern, nicht ein Aufgeben — nicht ein. Ich sei mir noch nicht völlig klar, war meine Ausrede. Damals erfuhr ich zuerst, wie leidenschaftlich meine Mutter mein Jesuit-Werden wünschte. Sie warnte mich vor den „Versuchungen des Teufels", stellte mir die Verantwortung vor, die ich durch „Widerstreben gegen die Gnade des Berufes" auf mich lüde. Auch mein Vater war jetzt für meinen Eintritt. Er redete mir zwar nicht zu, aber gelegentliche Äußerungen ließen mich dies erkennen. Einmal, als ich zufällig vor einem angekündigten Besuche des Jesuiten Behrens auf die Jagd ging und so eine Begegnung mit ihm unabsichtlich versäumte, sagte er mir, als ich nach Hause kam: „Dich hat wohl dein schlechtes Gewissen fortgetrieben".

Nur passiven Widerstand setzte ich allem entgegen. Zu offener Aussprache, zum freimütigen Bekenntnisse der Wahrheit fehlte mir der Mut. Ich glaubte ja selbst an mein „schlechtes Gewissen"; die Furcht, die „Gnade des Berufes" freventlich aufs Spiel zu setzen, war ja in mir selbst lebendig; und eine durch meine Erziehung hervorgerufene Halbheit durchzog mein ganzes Wesen. Die Selbständigkeit des Denkens, Urteilens, Entschließens, obwohl sie den tiefsten Kern meines Ichs ausmachte — sonst stände ich nicht, wo ich stehe —, wagte sich nicht hervor. Aus anerzogenen, religiös-asketischen Vorurteilen und Gründen ließ ich meinen eigenen Willen nicht zu Worte kommen.

Es ist das der Fluch langer Jahre meines Lebens gewesen. Eine Brüchigkeit meines Innern wurde dadurch hervorgerufen, unter der ich schwer gelitten habe. Aus der Halbheit heraus tat ich schließlich auch den folgenschwersten Schritt meines Lebens. Ich werde auf den wichtigen Punkt noch zurückkommen, da er ein mit ultramontan-katholischer Erziehung und Frömmigkeit wesentlich verknüpfter Übelstand ist.

* * *

Grafen Reisach, frühern Erzbischofs von
In diese Zeit fiel ein Besuch des Kardinals

München und spätern „Präsidenten“ des vatikanischen Konzils, in meinem Elternhause. Er ist zu erwähnen, weil er eine der verhängnisvollsten Eigentümlichkeiten des Ultramontanismus, durch die er sich Macht und Einfluß in der katholischen und nicht-katholischen Welt bewahrt, hervortreten läßt: Glanz und äußere Prachtentfaltung.

Im Viererzug, mit Leibjägern vorn und Lakeien hinten, brachte uns unser Vetter, Graf Rudolf von Schaesberg, den Kardinal, der bei ihm und seiner Frau, einer Gräfin Waldburg-Zeil, weilte. Meine Eltern empfingen den „Kirchenfürsten“ am Fuße der Freitreppe. Bei der Tafel, die so reich wie möglich ausgerichtet war, saß der Kardinal in der Mitte zwischen meinen Eltern. Nach Tische hielt Reisach „Cercle“; man wurde zum Handkusse zugelassen. Mich klopfte er dabei auf die Schulter und sagte: „Nun, der gäbe ja einen prächtigen Zuaven für die päpstliche Armee“. (Damals diente eine ganze Reihe norddeutscher Adeliger im Heere des „Statthalters Christi“, auch meine beiden Schwager, die Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg und Franz Xaver Korff-Schmising-Kerssenbrock). Wäre gleichzeitig mit dem Kardinal etwa ein königlicher Prinz bei uns gewesen, er hätte gegenüber dem purpurgeschmückten „Nachfolger der Apostel“ nur in sehr weitem Abstande eine Rolle gespielt. Bischöfe, Kardinäle und Papst sind nach ultramontaner Auffassung in eminentem Sinne „Fürsten“, denen der Vorrang vor allem, was sonst noch Fürst ist, gebührt.

Mir sagte einmal der Reichstagsabgeordnete und Zentrumsführer Graf Ferdinand von Galen: „Mein Fürst ist doch eigentlich der Bischof von Münster“.

Würden die weltlichen Fürsten, der Staat und die sonstige Öffentlichkeit die fürstlichen Ansprüche und das prunkvolle Gebaren der ultramontanen Hierarchie beharrlich zurückweisen und unbeachtet lassen, eine Lebenswurzel der Macht des Ultramontanismus wäre zum Absterben gebracht. Man lese darüber die Ausführungen in meinem Buche: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn). Aber die Verständnislosigkeit für ultramontanes Wesen ist so groß, daß weltliche Fürsten, Staat und sonstige Öffentlichkeit die höfischen Prätensionen der „Kirchenfürsten“ sogar befördern. Jedes Hof- und andere Parkett fühlt sich geehrt, wenn die rotseidene, meterlange Kardinalsschleppe darüber hinfegt. Auch das Parkett meines Elternhauses hatte dieses Ehrgefühl.

Ein Wort aus Reisachs Munde ist mir haften geblieben: „Die bösen Mächte des Protestantismus und der Freimaurerei sind gegen uns losgelassen. Das vom heiligen Vater [Pius IX.] heißgeliebte Frankreich wird auch diesmal die Kirche retten“.

Man sieht, Prophetengabe — das Wort fiel vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — gehört nicht wesentlich zum römischen Kardinalat; wesentlich zu ihm scheint aber Verunglimpfung des Deutschtums zu gehören, auch wenn der Kardinal ein Deutscher ist.

Drittes Kapitel.

Stonyhurst
(1871—1872).

Eingehende Beratungen zwischen meinen Eltern und den in unserem Hause verkehrenden Jesuiten fanden statt über die Frage: wohin mit ihm? Und daß nicht meine Eltern, sondern die Jesuiten die entscheidende Antwort auf die Frage gaben, ist zweifellos.

Ins Jesuiten-Noviziat ging mein Lebensweg einstweilen noch nicht; in ein Jesuitenhaus lenkte man ihn aber doch. Die Jesuitenkette rasselte ständig hinter mir her. Ich wurde in das Jesuitenkolleg nach Stonyhurst in England geschickt, um Philosophie zu studieren. Die Bestimmung war auch mir angenehm. So bekam ich etwas von der Welt zu sehen, lernte neue Verhältnisse, England und die englische Sprache kennen.

Meine Eltern waren verhindert, mich zu begleiten; allein sollte ich aber nicht reisen, deshalb brachte mich der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Freiherr Felix von Loe, über den Kanal und an meinen neuen Bestimmungsort. In London machten wir Halt. Außer den üblichen Sehenswürdigkeiten wurde vor allem der katholische Erzbischof von Westminster, Kardinal Manning, besucht. Die französisch geführte Unterhaltung (von seiten Mannings in denkbar schlechtestem Französisch) drehte sich um Konzil, Unfehlbarkeit, drohenden Kulturkampf in Deutschland, Lage der Katholiken in England.

Manning war Konvertiten-Fanatiker durch und durch. Sein hageres, ausgemergeltes Äußere paßte zur inneren fanatischen Glut. Daß er im Grunde Gegner der Jesuiten war, wußte ich damals nicht. Jahre später, als ich als Jesuit wiederum in England weilte, wurde ich durch meine Ordens-

genossen über diese Manningsche Eigenschaft ausgiebig und in scharf angreifender Weise unterrichtet.

Jesuiten sind gute Hasser. Wer nicht für sie ist, der ist eben wider sie und wird in entsprechender Weise behandelt. Ob er Katholik, ob er Priester, Bischof oder Papst ist, ändert daran nichts. Im Gegenteil, je einflußreicher und je katholischer der Gegner ist, um so mehr sollte er für den Jesuitenorden sein, um so mehr verdient er, ist er es nicht, den Haß des Ordens.

Mit Mannings bischöflichem Segen fuhren wir weiter gen Norden.

Offiziell und durch das Gesetz ist der Jesuitenorden in England verboten. Tatsächlich haben die Jesuiten dort zahlreiche Niederlassungen, die durch die Pracht ihrer Kirchen auf den Reichtum des Ordens und seiner Anhänger schließen lassen. Stonyhurst, in Lancashire malerisch gelegen, ist die glänzendste und prunkvollste Erziehungsanstalt der englischen Ordensprovinz, vielleicht kann man sagen, des ganzen Ordens.

Neben den auf englische Bedürfnisse zugestutzten humanistischen Studien wird dort auch Philosophie für junge Leute gelehrt. Jeder „Philosoph" hat sein eigenes Zimmer und genießt ein nicht unerhebliches Maß von Freiheit. Man konnte teilnehmen an einem in englischer Sprache gegebenen Philosophieunterrichte oder an dem lateinischen Philosophiekurse, den die Jesuiten-Scholastiker in einem Nebenhause, dem sogenannten „Seminary", erhielten. Ich wählte letzteres, habe aber so gut wie nichts gelernt. Denn sehr bald wurde ich von der unter meinen Mit-„Philosophen" geradezu verheerend grassierenden Faulheit ergriffen. Den meisten von ihnen, Söhnen sehr gut situierter, teilweise sehr reicher Familien, war ein epikureisch gutes Leben alles, Studium und Arbeit nichts.

In Stonyhurst habe ich einen Schlendrian in Erziehung und Beaufsichtigung kennen gelernt, der wahrlich nicht zum Ruhme des jesuitischen Erziehungssystems gereicht.

Unser erster Präfekt, Pater Eyre, Bruder des Erzbischofs von Edinburg, ließ, wie man sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Es war offenes Geheimnis, daß nicht wenige „Philosophen" leicht zu erlangenden Urlaub benutzten, um Bordelle in Liverpool, Manchester, London zu besuchen; einige ließen sogar ihre „Verhältnisse" in kleine Ortschaften, in der Nähe des Kollegs, kommen. Fünf Mann hoch fuhren wir im März 1873 in einer „Mail Coach" nach Liverpool zur „Grand national Steeplechase" (dem größten Hindernisrennen Englands); den Abend wollten meine Gefährten in einem Liverpooler Bordell verbringen.

Daß ich an solchen Dingen, die sich, wenn auch nicht innerhalb eines Jesuitenkollegs, so doch unter den Augen der Jesuiten-Erzieher abspielten, nicht größeren Anstoß nahm; daß vor allem keine bleibende Abneigung gegen den Orden selbst daraus entstand, geschah wohl deshalb, weil meine von Feldkirch und von zu Hause mitgebrachten Vorstellungen vom Jesuitenorden so gänzlich verschieden waren von dem, was ich dort sah und erlebte, daß es mir nicht eigentlich zum Bewußtsein kam, daß auch Stonyhurst ein Jesuitenkolleg sei. Die Patres standen mir so fern wie möglich, ich hatte so gut wie gar keine Beziehungen zu ihnen.

Ein sehr liebenswürdiger und ernsthaft gerichteter Mann war unser zweiter Unterpräfekt Pater Kerr (aus einer vornehmen schottischen Familie). Viele angenehme Stunden habe ich mit ihm verbracht. Kerr bildete einen erfreulichen Gegensatz zu dem ersten Unterpräfekten, Pater Bernhard Vaughan (Bruder des verstorbenen Erzbischofs und Kardinals von Westminster). Einen eitlern, leichtfertigern und unreligiösern Ordensmann habe ich nie kennen gelernt. Aber er ist noch heute eine Zierde der englischen „Provinz" des Ordens und genießt als Prediger und Damenbeichtvater großen Ruhm.

In scharfem Kontrast zu der übrigen Laxheit der Sitten stand — echt jesuitisch — die strenge Kontrolle in bezug auf gewisse äußerliche Frömmigkeitsübungen. Wer das gemeinsame Morgen- und Abendgebet oder die Messe versäumte oder dazu erheblich zu spät kam, erhielt eine Strafarbeit.

Was ich in Stonyhurst an Unterrichtsleistungen kennen gelernt habe, war schlechter als schlecht.

Der in englischer Sprache gegebene philosophische Unterricht, den ich einige Male aus Neugierde besuchte, war von bemerkenswerter Oberflächlichkeit, und der lateinische Philosophiekursus mit den Scholastikern des Ordens war im Grunde genommen ein Scheinstudium. Denn wer von uns „Philosophen" konnte den lateinischen Vorlesungen folgen? Überwachung unserer „Studien", Anleitung, wie sie betrieben werden sollten, gab es überhaupt nicht. Für mich bestand das „Philosophiestudium" im Lesen englischer Romane (besonders Dickens und Scott), englischer Zeitungen, im Schach- und Billardspielen und im

Besuchemachen auf englischen Landsitzen, wo ich Fuchsjagden ritt und mich herrlich amüsierte.

Nicht besser sah es aus mit dem humanistischen Unterrichte, an dem ich selbst als „Philosoph" nicht teilnahm, über dessen Betrieb ich aber von anderen viel hörte. Teils war er, was Zeiteinteilung, Lehrbücher usw. betrifft, möglichst angepaßt an die offizielle verknöcherte „Studienordnung" des Ordens, teils suchte Stonyhurst seine Zöglinge für das zum Universitätsstudium erforderliche Examen (Bachelor of Arts, kurzweg B. A. genannt) vorzubereiten. Die Vorbereitung bestand in ödestem Drill, in leerster Einpaukerei dessen, was gerade für das Examen erforderlich war. Mit manchen solcher „Gedrillten" habe ich verkehrt: sie konnten ihr Examenpensum in Latein, Griechisch, Mathematik wie am Schnürchen; eine Frage außerhalb dieses Rahmens setzte sie aufs Trockene. Allgemein systematische, methodologische Erfassung des Gegenstandes fehlte völlig. Es hing das gewiß mit der damals in England üblichen (teilweise auch jetzt noch) mechanischen Unterrichtsmethode zusammen. Es beweist aber, daß der Jesuitenorden als Unterrichter, wie schon oft hervorgehoben, aus sich heraus nichts Neues schafft, kein Leben weckt.

Von Stonyhurst kehrte ich im August 1872 in die Heimat zurück.

Viertes Kapitel.

Bonn und Göttingen
(1872—1875).

In meinem Elternhause hatte sich inzwischen ein Ereignis vollzogen, das in seinen Folgen für mich und für die Richtung meines Lebensweges bedeutungsvoll werden sollte.

Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in England — ich weilte gerade auf dem Landsitze Newnham Paddox des Earl of Denbigh — erhielt ich die Nachricht von der Verlobung meiner Schwester Marie mit dem Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg.

Der Bräutigam war ein Enkel des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg, des bekannten, katholisch gewordenen Dichters. Sehr früh verwaist, wurde mein Schwager in der Familie seines Onkels, meines Paten, des schon erwähnten Grafen Cajus zu Stolberg-Stolberg erzogen. Erst österreichischer Offizier, diente er später als Zuave in der päpstlichen Armee, bis diese durch die Einnahme Roms verschwand. Dann übernahm er die Bewirtschaftung seiner im Königreiche Sachsen gelegenen Güter.

Die Verlobung und später die Heirat waren in fast jedem Betracht unglückliche Ereignisse. Meine Schwester war brustleidend; mein Schwager war zuckerkrank, was bei der Verlobung allerdings noch nicht bekannt war. Eine eigentliche Neigung meiner Schwester war auch nicht vorhanden. Die ganze Sache war eine von den Stolberger Cousinen — denselben, welche die „Kreuzzeitung" verbrannt hatten — fast mit Gewalt durchgedrückte; sie wollten ihrem Vetter eine gute Frau verschaffen. Daß meine Eltern einwilligten, hat mich stets gewundert. Aber auch hier siegte falsch verstandene Religion über Menschlichkeit: „Franz ist ein so guter, frommer Katholik, das muß eine gute Ehe geben".

Mit meiner Schwester Marie verband mich ein ganz besonderes Band. Sie war meine Beraterin, meine Vertraute; sie war auch die unablässige Mahnerin an meine „Pflicht", Jesuit zu werden. Ihr frühzeitiger Tod im Juli 1878, der mit allem, was ihm vorherging und ihn begleitete, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, stieß förmlich meinen Willen in die Richtung, die sie während ihres Lebens stets als die von mir einzuschlagende bezeichnet hatte. Ich komme auf die schmerzlichen und für mich wichtigen Dinge noch zurück.

* * *

Im Oktober 1872 bezog ich die Universität Bonn, an der mein älterer Bruder Wilhelm schon seit einem Jahre weilte. Gleich ihm wurde ich „Jurist" und belegte bei Stintzing, Schulte, Bauerband, Sell, Hälschner. Viel mit dem Studium gab es aber nicht. Geselliges Leben, Vergnügungen gingen leider vor.

Mit mehreren anderen adeligen jungen Leuten bildeten wir eine kleine Gesellschaft für uns. Unter ihnen war auch Freiherr Luis von Aehrenthal, der vielgenannte österreichische Minister des Äußern. Damals hätten wir in „Luis" gewiß nicht einen künftigen hervorragenden Staatsmann gesucht; er galt unter uns für nichts weniger als begabt. Ich glaube auch nicht, daß sein Wirken als Minister segensreich für Österreich sein wird. Die von ihm unternommenen Schritte in Bosnien und der Herzegowina lassen Voraussicht und Überlegung vermissen.

Zu den angenehmen Verkehrserinnerungen gehört die an den spätern Großherzog Friedrich

Franz III. von Mecklenburg, der als Erbgroßherzog mit uns in Bonn studierte und sich als liebenswürdiger, vornehm denkender Herr erwies. Auch mit dem Erbgroßherzoge von Oldenburg, dem jetzigen Großherzoge, der sich gleichfalls „studienhalber" in Bonn und Umgegend aufhielt, verkehrten wir häufig. Er hat sich glücklicherweise aus einem recht unnützen jungen Manne zu einem tüchtigen Fürsten entwickelt.

Wie in sozialer Beziehung — töricht genug! —, so, und noch vielmehr, in religiöser Hinsicht war unsere Gesellschaft sehr exklusiv. Ultramontane Katholizität war Grundgesetz. Der beginnende Kulturkampf und die gerade in Bonn wegen des Altkatholizismus scharfen Gegensätze vertieften unsere ultramontane „Gesinnungstüchtigkeit". Einige Proben:

Das Exkommunikationsdekret gegen die altkatholischen Professoren Reusch und Langen schrieb ich ab und heftete es, während einige andere von uns Wache standen, in der Dunkelheit an das schwarze Brett der Universität. — Als Professor v. Stintzing in einer Vorlesung den Staat die alleinige Quelle des öffentlichen Rechtes nannte und von der absoluten staatlichen Souveränität sprach, verließen mehrere von uns demonstrativ den Saal: die antiultramontane Lehre, welche die Oberhoheit der Kirche über den Staat leugnete, verdiente einen Protest. — Auf einer Abendgesellschaft beim Kurator der Universität, Beseler, erschien auch der altkatholische Bischof Reinkens. In auffälliger Weise ließen wir uns ihm nicht vorstellen, und als er an dem Tische, an dem einige von uns saßen, jemand ansprach, standen wir rücksichtslos auf und gingen fort. — Wir verkehrten viel im Hause meines Vetters, des spätern Generalfeldmarschalls Freiherrn von Loe. Er hatte damals die Bonner Königshusaren, die er während des Feldzuges geführt hatte, eben abgegeben, aber sein Haus in Bonn, worin seine Frau und Kinder wohnten, behalten. Einige Zeit weilte dort die seiner Frau befreundete viel genannte Nonne Amalie von Lassaulx, die dem Unfehlbarkeitsdogma sich nicht unterwerfen wollte. Während ihrer Anwesenheit wurde das Haus meines Vetters von uns gemieden. Eine Begegnung mit der „Ketzerin" hätte uns „befleckt". Nicht „befleckt" wurden wir aber durch den Verkehr im gleichen Hause mit der bekannten Freundin Lassalles, der Gräfin Sophie Hatzfeld, obwohl sie auch damals mit einem andern sozialistischen Freunde — ich glaube, er hieß Mende — zusammen lebte. Dadurch will ich keinen Stein werfen auf die geistreiche und tapfere Frau, die in Betätigung ihrer Freiheit sich über konventionelle religiöse und gesellschaftliche Formen hinwegsetzte. Die Worte sind lediglich zu verstehen von meinem damaligen ultramontanen Standpunkte aus. Nach ultramontaner Auffassung ist eben „Ketzerei" weit schlimmer als jede andere Verfehlung. Ein „Ketzer" muß „verbrannt", muß gemieden werden, auch wenn er noch so edel und sittlich hochstehend ist.

Doch genug der ultramontanen Torheiten, die ich damals mitmachte.

* * *

Aus dem Bonner Aufenthalt ist noch zu erwähnen mein Anschluß an die katholische Studentenverbindung „Arminia". Der Jesuit von Doß, der mich durch steten Briefwechsel an sich gefesselt hielt, ließ mir keine Ruhe, bis ich in die „Arminia" eintrat. Es wurde mir nicht leicht. Denn — um es offen zu gestehen — auch ich war damals von Adelshochmut angekränkelt; und trotz aller Katholizität galten in den katholischen Adelskreisen die katholischen Studentenverbindungen für „plebejisch": man müsse sie grundsätzlich billigen und offiziell unterstützen, aber mit den „Rauhbeinen" zu verkehren, sei nicht möglich. Sehr deutlich kehrte diesen Standpunkt der jetzige „Generalkommissar für die Generalversammlungen der deutschen Katholiken", Graf Droste-Vischering-Erbdroste, hervor. Als er einmal zu Besuch in Bonn weilte, bat ich ihn, an einem Kneipabend der „Arminia" teilzunehmen; er lehnte sehr energisch ab: in solcher Gesellschaft sei ihm nicht wohl.

So stieß ich denn bei meinen studentischen Standesgenossen, zumal bei meinem Bruder Wilhelm, auf heftigen Widerspruch, als ich mit der Absicht hervortrat, katholischer Verbindungsstudent werden zu wollen. Dennoch führte ich die Absicht durch, weil, wie gesagt, der Jesuit von Doß mir die Sache als „katholische Pflicht" hinstellte. Und ich bereue es nicht. Denn so habe ich aus eigener Erfahrung, als „Armine" in Bonn und später als „Winfriede" in Göttingen, die enge Zusammengehörigkeit von katholischen Studentenverbindungen und Zentrum kennen gelernt.

Im übrigen ist das Leben in den katholisch-religiösen Studentenverbindungen nichts weniger als religiös. Pokuliert wird in ihnen wohl

nicht weniger als in anderen nicht-konfessionellen Vereinigungen auch.

Die aristokratische Abneigung gegen die „plebejischen" Studentenverbindungen findet übrigens — und hierin liegt das Wichtige der scheinbaren Bagatelle — ihre Fortsetzung im Zentrum.

Immer und immer wieder glaubt man aus diesen und jenen Vorgängen innerhalb der Zentrumskreise und des katholischen Volkes schließen zu dürfen auf „Mauerfraß" im Zentrumsturme. Der Schluß ist falsch. Die Gegensätze, die im Zentrum bestehen, sind zurückzuführen auf die Formel: Aristokratie / Demokratie. Aber entgegen den früheren Zeiten, in denen das aristokratische Moment den Ausschlag gab, ist heute die demagogische Demokratie am Ruder. Die Vertreter des Adels im Zentrum (Hompesch, Praschma, Loe, Galen, Wolff-Metternich, Spee usw.) haben sich, um nicht ihrer Mandate verlustig zu gehen, der Demokratie, wenn auch widerwillig, gebeugt. Die wenigen Adeligen, die es nicht getan haben, sind aus den Parlamenten hinausgedrängt worden. Einige unter ihnen suchen jetzt in der „Deutschen Vereinigung" dem Zentrum Abbruch zu tun. Man legt solchen Dingen in der nicht ultramontanen Welt aus Unkenntnis viel zu viel Wichtigkeit bei. Das Wort vom Schlagen und Sich-wieder-vertragen gilt ganz besonders vom Zentrum, von seinen Wählern und darüber hinaus vom ultramontanen Katholizismus überhaupt. Es gibt gewiß auch dort Meinungsverschiedenheiten, aber das allgemein ultramontane Interesse beherrscht und nivelliert sie schließlich alle. Die Fronde gegen das Zentrum ist deshalb im wesentlichen bedeutungs- und wirkungslos, weil sie nicht getragen wird von antiultramontaner Gesinnung. Die Frondeure sind selbst ultramontan, so gut wie das Zentrum, d. h. sie selbst stehen gleichfalls noch im Banne der Anschauung, daß „Rom", Papst und Bischöfe, die entscheidenden Instanzen in allen Fragen auch des öffentlichen Lebens sind. So stimmen sie gerade in dem Punkte mit dem von ihnen „bekämpften" Zentrum überein, der dessen Kern und Wesen ausmacht. Wie sollen da wirkliche, aufreibende Gegensätze entstehen?!

* * *

Innerlich war für mich das Bonner Jahr ein sehr zerrissenes.

Das Bewußtsein, gegen die „Berufsgnade" mich zu verfehlen, indem ich den Schritt in den Orden noch immer nicht tat, verließ mich nicht. Außerdem sorgten Briefe meiner Mutter, meiner Nonnenschwester Luise (oben S. 25), meiner Schwester Marie und des Paters von Doß dafür, daß der Stachel nicht stumpf wurde. Auf der andern Seite tat sich die Welt, zu der ich doch eigentlich gehörte, immer mehr vor mir auf. Auch die Liebe zu meiner Cousine fand in Bonn reichliche Nahrung. Sie weilte oft und für längere Zeit dort im Hause ihrer Großmutter, einer Gräfin H., und ihr ständiger Wohnsitz war auch in der Nähe.

Ich eröffnete mich einem Freunde, der in Bonn wohnte, dem Freiherrn Karl von Boeselager; allein da kam ich vom Regen in die Traufe. Er selbst hatte den Entschluß gefaßt, Jesuit zu werden (den er bald darauf auch ausführte), und mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments, das obendrein von Mystizismus durchtränkt war, redete er mir stundenlang durch den Tabaksqualm seiner nie ausgehenden langen Pfeife zu, „die Welt mit ihrer Eitelkeit zu verachten" und „dem innern Rufe" zu folgen.

* * *

Auch die Zeitverhältnisse wiesen mich mit drängender Gewalt auf den Jesuitenorden hin. Das „Jesuitengesetz" vom Juli 1872 hatte den Orden aus Deutschland ausgewiesen; dadurch stieg die Begeisterung für ihn in katholischen Kreisen nur höher, und es war wie ein mir folgendes Verhängnis: gerade meine Familie wurde durch die Ausweisung des Ordens noch enger mit ihm verknüpft.

Mein Vater besaß in Holland, hart an der deutschen Grenze und wenige Stunden von meinem Elternhause entfernt, eine Besitzung mit altertümlichem Schlosse. Meine Mutter, beeinflußt durch den Jesuiten Behrens, setzte es durch — ich weiß, es kostete harte Kämpfe —, daß mein Vater Blyenbeck (so hieß das Schloß) den ausgewiesenen „deutschen" Jesuiten als ständigen Wohnsitz zur Verfügung stellte. Die Nachricht erregte damals viel Aufsehen. Der „Kladderadatsch" schrieb dazu das beißende, aber nur zu wahre Sprüchlein:

O Graf, ich hab's vernommen und sag' das Eine bloß:
Leicht kann man sie bekommen, doch schwer wird man sie los.

Waren schon früher die Jesuiten sehr häufige Gäste bei uns, so hörte jetzt ihr Kommen und Gehen nicht auf. Ihr Einzug in Blyenbeck

wurde in feierlichster Weise begangen. Meine Eltern fuhren den Provinzialobern, Pater Oswald, im Viererzug nach Blyenbeck. Dort wurden feierliche Ansprachen gewechselt, in denen unbegrenzte Dankbarkeit und unbegrenzte Wertschätzung zu wechselseitigem Ausdrucke kamen.

Wir erwachsenen Kinder, die wir den Feierlichkeiten beiwohnten, waren von allem sehr ergriffen. Und, solange man nicht tiefer sah, hatte es auch etwas Ergreifendes: eine Schar von Männern, die bisher ruhig und friedlich, scheinbar nur Werken der Frömmigkeit ergeben, in Deutschland gelebt hatten, wird „in die Verbannung gestoßen". Mitleid und Bewunderung sind mächtige Triebfedern; sie trieben auch mich aufs neue wieder an, meinem Vorsatze, trotz allem innern Widerstreben, treu zu bleiben. Aber zur Tat konnte ich nicht kommen.

Die nächste Folge der „Vertreibung" der Jesuiten aus Deutschland war für meine Familie, daß von jetzt an unser „Hausgeistlicher", entgegen dem Gesetze, ständig ein Jesuit war: die Patres Hausherr, Kohlschreiber, Platzweg, Meier usw. folgten in dieser Stellung aufeinander. Besonders Pater Hausherr, ein Schweizer von abschreckendem Äußern, gewann großen Einfluß auf uns alle; seinen Namen machte er zu tatsächlicher Wahrheit.

* * *

Ein in dieses Jahr fallender Besuch bei Pater von Doß (S. 108) vermehrte die seelische Verwirrung. Er hatte mich aufgefordert, ihn an seinem „Verbannungsorte" aufzusuchen. Der „Verbannungsort" war das auf einer Taunushöhe bei Hofheim entzückend gelegene und eingerichtete Schlößchen Marxheim der verwitweten Prinzessin Alexander zu Solms-Braunfels, einer geborenen Freiin von Landsberg-Steinfurth, einer Verwandten von mir, die den Jesuiten als ihren Gewissensführer dort beherbergte.

Bis zum grauenden Morgen saßen der Jesuit und ich die schwüle Sommernacht hindurch im Garten. Die Hammerschläge seiner asketischen Rhetorik fielen nur so auf mein ohnehin schon bedrücktes Gewissen. Immer und immer wieder schrie er mir in die Ohren: „Es ist der Teufel, der dich zurückhält", und er schilderte die Persönlichkeit des Teufels, wie er um mich her sei, so lebendig, daß ich in jener Nacht und noch lange nachher den „Bösen" fast zu sehen vermeinte.

Wie zerschlagen kehrte ich nach Bonn zurück, aber ins Noviziat trat ich doch nicht.

* * *

Das Sommersemester ging zu Ende. Schwere Ferien verlebte ich: der Eintritt meiner Cousine, der mein Herz gehörte, ins Kloster stand bevor. Es war mir unerträglich, dabei in der Nähe zu sein. So ging ich zu meiner inzwischen verheirateten Schwester Marie Stolberg nach Sachsen und von da aus zu einem Verwandten, dem Grafen Praschma, nach Oberschlesien. Aber es war nur räumliche Scheidung. Meine Seele kam nicht los von den beiden in eins zusammenfließenden Gedanken: Ende meiner Liebe und Eintritt in den Orden.

* * *

Auf der Rückreise nach Hause entging ich zum zweiten Male mit knapper Not dem Tode. An das Erlebnis knüpfte sich ein Etwas, das der Erzählung wert ist.

Von Berlin aus benutzte ich den damals (1873) schnellsten Zug nach Köln, den sogenannten „Jagdzug", der den Lehrter Bahnhof zwölf Uhr mittags verließ und bald nach neun Uhr in Köln war. Ich hatte mich in einem dreisitzigen Halbabteil erster Klasse an der Spitze eines Wagens installiert; aber plötzlich ergriff mich eine unerklärliche Unruhe und ich suchte mir einen Platz in einem Abteil in der Mitte des Wagens. Bei der Station Berge-Borbeck entgleiste unser Zug in voller Fahrt; es gab drei Tote und viere Verletzte. Das Halbabteil, in dem ich zuerst Platz genommen hatte, wurde eingedrückt; das Abteil in der Mitte des Wagens hielt den Stoß aus, und so wurde ich gerettet.

Damals sah ich in der Unruhe, die mich auf dem Lehrter Bahnhofe veranlaßte, den zuerst gewählten Platz zu verlassen, eine Mahnung der „göttlichen Vorsehung". Ich komme im zweiten Teile auf meine jetzige Auffassung von Gott und seiner Vorsehung ausführlich zu sprechen. Hier, in bezug auf dieses Ereignis, nur so viel:

War die Unruhe, die mich rettete, wirklich das Werk Gottes und seiner Vorsehung, so wurde ich von Gott gerettet, um, nach einem harten Leben in der römischen Kirche und im Jesuitenorden, beiden Institutionen als erbitterter und kenntnisreicher Gegner zu erstehen. Zu meiner Lebensaufgabe, Bekämpfung von Ultramontanismus und Jesuitismus, bin ich also, durch besonderen göttlichen Schutz, gewissermaßen prädestiniert worden, d. h. er hat die Lebensaufgabe, sie vorausschauend, gebilligt. Denn wie hätte Gott,

der doch nach ultramontan-katholischen Begriffen voraussah, welchen Weg ich einschlagen werde, mich sonst auf so merkwürdige Weise „gerettet", wenn er mit dem vorausgesehenen Wege nicht einverstanden gewesen wäre? Wäre es dann nicht barbarische Grausamkeit gewesen, meinen „guten" Tod in fast wunderbarer Weise verhindert und mich dadurch dem „schlechten" Wege zugeführt zu haben?

Ultramontane Gläubige mögen das für sie heikle Dilemma lösen. Ich sage zu dem Vorgange:

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Horatio,
Als eure Schulweisheit träumt.

* * *

Nach Bonn wollte ich nicht mehr zurück; zu viele Erinnerungen waren und blieben dort lebendig. So wählte ich Göttingen. Meinen Eltern wurde die Zustimmung gerade zu dieser Universität mitten in protestantischem Lande nicht leicht. Aber wenn ich geglaubt hatte, mit dem Wechsel der Umgebung den Gedanken zu entfliehen, so hatte ich gründlich geirrt.

Liebend durfte ich meiner ins Kloster getretenen Cousine nicht mehr gedenken. Zur Sünde hätte ich es mir damals angerechnet, eine Nonne zu lieben. Aber sie stand vor mir als helles Vorbild, als Mahnerin, als Ruferin. Sie hatte den Schritt getan. War es nicht feige, ihr nicht zu folgen? Durfte ich ein mehr als behagliches Leben weiter genießen, während sie in selbstgewählter Armut und Abtötung dahinlebte? So führte ich damals in Göttingen (später verbrachte ich noch ein Semester dort) als zwanzigjähriger Student ein in vieler Beziehung fast klösterliches Leben. Den Studien kam es zugute (ich hörte eifrig Ihering, Mejer, Waitz, Frensdorff), meinem Charakter nicht. Unruhe, Halbheit und Schwanken wurden stärker. Ich stand nicht mehr auf eigenen Füßen, ich dachte nicht mehr meine Gedanken, sondern die anderer.

* * *

Schwer traf mich während meines Göttinger Aufenthaltes der Tod meines Vaters.

Beim Vorlesen eines Briefes meiner Schwester Marie, welche die schwere und unheilbare Erkrankung (Zuckerkrankheit) ihres Mannes mitteilte, brach mein Vater, unter den Worten: „das arme Kind", vom Schlage gerührt zusammen. Sein strenges Äußere hatte ein gefühlvolles Herz umschlossen. Neun Tage lag er bewußtlos; dann, am 19. Dezember 1874 (29 Jahre später starb am gleichen Tage meine Mutter), löschte ein sanfter Tod sein Leben aus.

Das Ereignis vertiefte Schwermut und Unbefriedigtheit, die sich über mein junges Leben gelagert hatten.

Wenige Monate später, im März 1875, starb auch meine Schwester Antonia, die seit April 1874 mit dem Grafen Franz Xaver Korff-Schmising-Kerssenbrock verheiratet war. Ihr tragisches Ende zusammen mit dem ihres Kindes, nach nur einjähriger Ehe, hinterließ tiefe Spuren in meinem religiösen Leben.

Als ihre Entbindung, die ihr Tod werden sollte, bevorstand, war ich in den Osterferien zu Hause. Die Nachrichten lauteten immer bedenklicher. Meine Mutter reiste hin. Ich, als echter Sproß meiner Familie, nahm meine Zuflucht zur — Muttergottes von Kevelaer. Von Kindesbeinen an war ich es ja so gewohnt, für alles und jedes nach Kevelaer zu pilgern (oben S. 17 f.). Neun Tage lang — eine Novene — machte ich jeden Morgen den zweistündigen Weg nach Kevelaer hin und zurück zu Fuß, betete mit Inbrunst am „Gnadenbilde" für das Leben der Schwester. Als ich am neunten Tage, von Kevelaer heimkehrend, in den innern Hof meines Elternhauses schritt, kam von der andern Seite der Telegraphenbote. Er übergab mir eine Depesche meines Schwagers: Mutter und Kind tot!

Es war, als ob ein Keulenschlag auf ein sorgsam behütetes religiöses Herzensheiligtum niederführe. Ganz habe ich den Eindruck nie überwunden. Das Kevelaerer „Gnadenbild" behielt von da an für mich etwas Abschreckendes. Ich konnte, so sehr ich mich auch dagegen wehrte, bei seinem Anblicke den Gedanken an einen gefühl- und erbarmungslosen Fetisch nicht mehr recht los werden.

Selbst eine Wallfahrt nach Lourdes, die ich im August desselben Jahres mit meiner Schwester Marie und ihrem Manne, die den ersten deutschen Pilgerzug nach Lourdes führten, unternahm und von der noch zu sprechen sein wird, vermochte meine Muttergottesverehrung in ihrer früheren Sicherheit nicht wiederherzustellen. Sie hatte einen Stoß bekommen, dessen Wirkungen blieben.

Beide Todesfälle, von Vater und Schwester, so rasch aufeinander folgend, führten Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen mir wieder eindrucksvoll vor Augen und verstärkten die schon vorhandene Weltflüchtigkeit meiner Gedanken.

überhaupt: fast aus jedem einschneidenden Begebnisse hörte ich damals die Mahnung: Verlasse die Welt, werde Ordensmann, Jesuit!

* * *

Im Sommer 1875 meldete ich mich von Göttingen aus als Einjährig-Freiwilliger beim 1. Garde-Dragonerregiment in Berlin. Als „dauernd unbrauchbar" wurde ich zurückgewiesen. Und das kam so.

Ich hatte den lebhaften Wunsch zu dienen, wie jeder gute Preuße. Meine Mutter widerstrebte, nicht aus antipreußischen Gründen, sondern weil die Angst in ihr aufgestiegen war, meine Gesundheit werde den Dienst nicht aushalten. Das schwere Leiden ihrer Tochter Marie, der Tod von drei Kindern (Lothar † 1863, Adrian † 1864, Antonia † 1875) und der meines Vaters († 1874) hatten die mütterliche Sorge um das Leben der übrigen gesteigert. Ihr Vetter, General von Loe (der spätere Generalfeldmarschall), führte damals die Gardekavalleriebrigade in Berlin. Das lockte mich, bei einem seiner stolzen Regimenter mich zu melden; es veranlaßte aber auch meine besorgte gute Mutter, Walther Loe zu schreiben, er möge alles tun, damit ich nicht angenommen werde. Und merkwürdigerweise willfahrte er dem Wunsche. Er empfing mich mit den Worten: „Nee Paul, dich nehmen wir nicht; die Mutter will es nicht". Mit einem verschlossenen Briefe schickte er mich zum Generalarzt Böger, dem Leibarzte Kaiser Wilhelms I. Böger gab mir eine Prognose auf „Schwindsucht" für den Regimentsarzt mit. Auch in der Kaserne hatten mütterliches Widerstreben und vetterlicher Einfluß schon gewirkt. Der Oberst (er hatte einen polnischen Namen, den ich vergessen habe), dem ich mich vorstellte, sagte mit einem gewissen Lächeln: „Nein, lieber Graf, das wird wohl leider nichts geben". Er führte mich selbst zum Regimentsarzt und überließ mich ihm zur Untersuchung mit dem Bemerken: „Da haben Sie einen Untauglichen". Die Untersuchung dauerte lang; ich merkte deutlich, wie es dem guten Manne schwer wurde, mir das „dauernd untauglich" ins Zeugnis zu schreiben. Aber entgegen dem Generalarzte der Armee, dem Brigadegeneral und dem Regimentskommandeur wagte er nicht zu handeln. Erst später kam mir zum Bewußtsein, daß das alles doch eigentlich Unrecht war. Damals ärgerte ich mich nur, kein 1. Gardedragoner werden zu können. Das Dienstjahr in Berlin hätte mich wohl auf andere Gedanken gebracht; es hätte mich durch seine stramme Zucht und durch seine gesellschaftlichen Anforderungen wahrscheinlich geheilt von der inneren Halbheit und von der Angst vor der „Welt". Aber es sollte eben nicht sein.

Fünftes Kapitel.

Der „Kulturkampf". Wallfahrt nach Lourdes und ihre Folgen.

Das verhängnisvollste kirchenpolitische Ereignis des 19. Jahrhunderts, das in seinen verderblichen Ergebnissen auch wohl noch das 20. Jahrhundert religiös und konfessionell beherrschen wird, der „Kulturkampf", hat auf mein Innenleben denkbar stärksten Eindruck gemacht.

Wer dem Ultramontanismus in Deutschland neues Leben hätte einhauchen, wer die deutschen Katholiken zu einer mächtigen und auf Jahrzehnte hinaus unzerstörbaren „politischen" Partei hätte zusammenschweißen wollen, der hätte kein zweckdienlicheres Mittel wählen können als den „Kulturkampf", wie er unter Bismarckscher Ägide geführt wurde.

Hier hat der große Geist des großen Mannes aus Unkenntnis über das Wesen der katholischen Religion, über das Wesen des Ultramontanismus, über den Unterschied zwischen beiden sich zu Schritten und Maßnahmen verleiten lassen, die das Gegenteil von dem erreichten, was erreicht werden sollte. Statt Schwächung des Ultramontanismus, statt seiner Ausschaltung aus dem politischen und kulturellen Leben des neuen deutschen Reiches erwuchs diesem schlimmsten aller Kulturfeinde ein ungeheurer Machtzuwachs, und die Verschmelzung zwischen ihm und der von ihm mißbrauchten katholischen Religion wurde enger denn je zuvor. Und weshalb? Weil fast jedes „Kulturkampfgesetz" nicht so sehr den Ultramontanismus als vielmehr die katholische Religion traf und so die religiösen Gefühle der Katholiken, die sich in ihrem Heiligsten angegriffen glaubten und es vielfach auch waren, aufs schwerste verletzte. So wurde ein Widerstand entfacht, der zu einem Canossagange des Staates führte und das Zentrum schuf.

Auf die kirchenpolitische Seite des „Kulturkampfes, gehe ich hier nicht ein. In meinen beiden Büchern: Moderner Staat und römische Kirche (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn) und: Rom und das Zentrum (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist der „Kulturkampf" nach dieser Richtung hin ausführlich gewürdigt und gezeigt

worden, wie der so notwendige richtige Kulturkampf (nicht ein „Kulturkampf“ in Gänsefüßchen) zu führen ist. Hier spreche ich vom „Kulturkampfe“, wie er religiös auf mich gewirkt hat.

Die Wirkung war: alles, was durch Vererbung und Erziehung an ultramontanem Katholizismus in mir aufgehäuft lag, erhielt durch den „Kulturkampf“ neues Leben.

Ich sah, wie Bischöfe ins Gefängnis oder auf die Festung wandern mußten, weil sie sich nicht als vom Staate „abgesetzt“ betrachten wollten; ich sah, wie Geistliche gleich Verbrechern verfolgt und bestraft wurden, weil sie Kranken und Sterbenden die Tröstungen ihrer Religion spendeten, oder Tote kirchlich beerdigten; ich sah, wie Polizeibeamte und Gendarmen in Kirchen drangen und vom Altare weg Priester in den liturgischen Gewändern verhafteten, weil sie Messe lasen; ich sah, wie das dem Katholiken Heiligste, die konsekrierte Hostie, von nicht-katholischen Staatsbeamten roh und gewaltsam aus dem Tabernakel entfernt wurde.

Solche Dinge mußten ein religiöses Herz zu begeisterter Hingabe an die so maßlos töricht und zugleich brutal angegriffene Religion entflammen.

Die Verhältnisse gaben mir Gelegenheit, meine Hingabe auch äußerlich zu bekunden.

Mein Elternhaus war zum Versteck geworden für verfolgte Geistliche, die, im Bauernkittel verkleidet, bei Nacht und Nebel die polizeilich verbotene Seelsorge ausübten. Ich fuhr sie auf Feld- und Waldwegen über Land, und nicht selten entzogen meine flinken Ponies sie dem nachsetzenden Gendarmen. — Lange Zeit hindurch hielt sich der damalige „abgesetzte“ und mit Gefängnis bestrafte Weihbischof von Posen, Dr. Janiszewski, bei uns verborgen. Auf seinen Spaziergängen waren ich und mein Bruder seine Begleiter, um ihn vor möglichen Gefahren, in Gestalt von Polizisten, zu behüten. — Der gleichfalls „abgesetzte“ Bischof von Paderborn, Dr. Martin, war in der meinem Elternhause nicht allzu fernen Festung Wesel interniert. Durch den Pfarrer von Geldern ließ er mitteilen, er werde in der und der Nacht entfliehen und bat um unsere Hilfe. Auf verschiedenen Wegen fuhren mein älterer Bruder und ich ihm in der Nacht entgegen. Mein Bruder traf ihn und brachte ihn über die holländische Grenze. — In Köln war ich Augenzeuge der Verhaftung des Erzbischofs Melchers und hörte, wie die tausendköpfige Menschenmenge den häßlichen Polizeiakt mit dem gewaltigen Liede begleitete: „Wir sind im wahren Christentum, Herr, Gott, dir glauben wir“. Ich sah dann wenige Tage später den Erzbischof in seiner Gefangenenzelle und las im Gefängnisregister seine Eintragung, mitten unter Dieben und Spitzbuben, als: „Melchers, Paul, Dr., Korbflechter“.

Daß eine Zeit mit derlei Erlebnissen den Sinn immer wieder hinlenkte auf Geistliches im Gegensatze zu Weltlichem, ist erklärlich. Der Opfermut von Priestern und Bischöfen, den ich täglich vor Augen hatte, wirkte wie ein ständiger Mahner, auch mein „Gott schuldiges Opfer“ nicht zu vergessen.

* * *

Die düstere, weltabgekehrte Stimmung, in die mich der Tod von Vater und Schwester versetzt hatte, und die religiös erregenden Erlebnisse des „Kulturkampfes“ machten mich nur zu bereit, im August 1875 einem deutschen Pilgerzuge mich anzuschließen, den meine Schwester Marie und ihr Mann, Graf Franz zu Stolberg-Stolberg, nach Lourdes führten.

Lourdes stand damals als Wallfahrtsort auf der Höhe seines marianischen Ruhmes, von der es auch heute leider noch nicht herabgesunken ist.

Einem Bauernmädchen, Bernadette Soubirous, war im Jahre 1858 in einer Felsengrotte bei Lourdes achtzehnmal die Muttergottes „erschienen“, die sich selbst als die „unbefleckte Empfängnis“ (je suis l'immaculée conception) bezeichnete. Eine Quelle begann zu sprudeln, die bald in solcher Fülle strömte, daß jetzt ihre täglichen 122 Kubikmeter Wasser neun für Kranke bestimmte Badebehälter speisen. Mit „Erscheinung“, Quelle und „wunderbaren Heilungen“ durch das Quellwasser war der Wallfahrtsort fertig. Zu Tausenden (jetzt zu Millionen) eilten Gläubige aus allen Ländern nach Lourdes. Die Päpste Pius IX., Leo XIII. und Pius X. deckten die Sache mit ihrer Autorität. Ein Dekret der Ritenkongregation vom 13. November 1907 hat sogar für die ganze Kirche das „Fest der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau Maria“ (Apparitio Beatae Mariae Virginis Immaculatae) eingeführt, mit eigener Messe und eigenem Offizium (Breviergebet), so daß man fast sagen kann, die Kirche selbst habe ihr „unfehlbares“ Urteil für die Echtheit der Lourdes-Erscheinungen abgegeben.

Die Tage, die wir in Lourdes verlebten, wa-

ren Tage äußersten religiösen Paroxismus'. Macht sich Massensuggestion schon an deutschen Wallfahrtsorten geltend, so schwingt sie im französischen Lourdes ihr Szepter souverän. Wer als gläubiger Katholik, angefüllt mit Wunderglauben, nach Lourdes kommt, kann sich den erregenden Einflüssen, die dort die Atmosphäre durchströmen, nicht entziehen. In der wunderbaren Pyrenäennatur wirkt der vor der Erscheinungsgrotte, durch die prachtvolle Basilika, in den Straßen der Stadt brausend und tosend in laut betenden und singenden Menschenmassen unaufhörlich Tag und Nacht sich fortwälzende religiöse Fanatismus, der jeden Ansatz ruhiger Überlegung im Keime erstickt, berauschend. „Geheilte" verkünden laut ihr Glück, Heilungsuchende laut ihr Unglück; die Stirne an den „heiligen" Felsen gedrückt, bekennen die Pilger ungescheut ihre Sünden, rufen in endloser Wiederholung ihre Wünsche; vertrauensvoll tauchen die Kranken in das eiskalte Wunderwasser.

Käme ich jetzt, mit meinen so völlig anderen Begriffen von Gott und Religion, wieder nach Lourdes, das Pathologische des Schauspieles würde mir nicht entgehen, damals sah, hörte, fühlte ich nur das Religiöse.

Auch ich war hingepilgert als Heilungsuchender. Ich wollte, wie ich glaubte, die Schwäche und Feigheit meines Willens, der vor der Ordensschwelle zurückscheute, dort heilen. Und Tatsache war, daß ich, von Lourdes zurückgekehrt, mich beim Provinzialoberen der „deutschen" Ordensprovinz, Pater Hövel, zum Eintritte meldete, daß ich das Noviziatshaus Exaeten aufsuchte, daß ich dort als „Kandidat" wenige Tage weilte und — es wieder verließ.

Lourdes hatte meiner widerstrebenden Natur einen Peitschenhieb versetzt. Als dessen aufstachelnde Wirkung vorüber, war das Widerstreben das alte: ich wollte nicht, ich konnte nicht.

Über den damaligen flüchtigen Aufenthalt im Noviziatshause zu Exaeten ist nichts zu sagen. Um so mehr über die nun folgende Zeit bis zu meinem wirklichen Eintritte.

Sechstes Kapitel.

Die Jahre 1876—1878.

Viel des Schweren hat auf meiner Jugend gelastet. Die Jahre 1876—1878 enthielten davon ein Übermaß.

Aus den wenigen in Exaeten als „Kandidat" zugebrachten Tagen entstanden Wirkungen, von deren qualvollem Drucke sich niemand eine Vorstellung machen kann. Harte äußere Erlebnisse kamen hinzu. Und all das Schwere, all das Harte drängte mich, den damals innerlich unfreien, gefesselten Menschen, auf das eine Ziel, das seit meinen Kindertagen mir vorgehalten worden war, das mein innerer Blick nie aus dem Auge verloren hatte und vor dem doch Natur und Wesen stets zurückgeschreckt waren.

* * *

Wer eine Ordensschwelle überschritten, aber den Fuß, wenn auch noch so rasch, wieder zurückgezogen hat, gilt in ultramontan-katholischen Kreisen als religiös anrüchig. Ein Stigma wird ihm aufgedrückt: er hat eine der größten „Gnaden" Gottes mißachtet; sein „Seelenheil" ist in Gefahr.

Wie jede ultramontane Familie es als höchste Ehre betrachtet, wenn ein Sohn, eine Tochter Ordensmann oder Nonne wird, ebenso fühlt sie es als Schimpf, wenn Sohn oder Tochter aus dem Ordenshause zurückkehrt. Mit vielen Beispielen könnte ich diese verderbliche Auffassung als Tatsache erweisen. Sie ist schuld, daß zahlreiche junge Leute beiderlei Geschlechts lieber das Unglück ihres Lebens im Orden herumschleppen, als daß sie in die Familie zurückkehren und dort wieder nützliche Glieder der Gesellschaft werden. Sie wissen: man wird mich verachten. Und die Furcht vor der Verachtung hält sie ab, das unerträgliche, wahrhaft unmenschliche Joch abzuschütteln.

Meine spätere Tätigkeit als Exerzitienmeister und Beichtvater, zumal in Nonnenklöstern, hat dies ultramontane Elend mir oft in erschütternder Weise enthüllt. Ich sah zur Freiheit und Selbstbestimmung geborene Menschen sich winden in den Ketten ultramontaner Vorurteile, sah sie zurückweichen vor dem sehnsüchtig erschauten Tore der Freiheit, aus Angst vor dem Brandmale ultramontaner Verachtung.

Unter einem Strome von Tränen und in einer seelischen Erschütterung, deren Anblick ergreifend war, sagte mir einst, in einer Stunde des Vertrauens, die ergraute, langjährige Oberin eines Nonnenklosters: „Seit 38 Jahren tue ich meine Pflicht wie die Sklavin an der Kette; was Glück ist, weiß ich nicht. Ach (und dabei rang sie die Hände), hätte ich doch den Mut gehabt, vor Jahrzehnten den Schritt rückwärts zu lenken. Aber

der mich erwartenden Verachtung wagte ich nicht zu trotzen".

Auch ich wußte, was mir bevorstand, als ich im Oktober 1875, nach kurzem Verweilen, Exaeten wieder verließ. Und in reichlichstem Maße wurde es mir zuteil. Es wurde mir doppelt und dreifach zuteil, weil mein „Beruf" zum Ordensstande „zweifellos" gewesen war; Beichtväter und Seelenführer hatten mit Bestimmtheit mich als „Berufenen" erklärt.

Wie habe ich nicht gelitten unter mitleidiger Geringschätzung! Bis aufs Blut. Und ich gab ihnen recht. Ich stand ja selbst auf dem Standpunkte, der Ordensstand sei das Vollkommenste; ich se zu ihm „berufen", ich sei also ein Treuloser, ein Gottversucher.

Und nun begann eine Zeit empfindlichster Verdemütigung und Selbstvernichtung. Die Geringschätzung nahm ich an als Buße für meine Treulosigkeit; ich führte einen Vernichtungskampf gegen meine eigene bessere Einsicht. Schimpflichere, bitterer empfundene Haltlosigkeit, als in den Wintermonaten 1875/1876 mein Inneres zersetzte, kann es nicht geben.

Ja, wenn ich innerlich frei gewesen wäre, wie ich es war, als ich 16 Jahre später die Ordensfesseln sprengte! Aber ich war ja ganz und gar ein Gefangener des ultramontanen Katholizismus, befangen in allen seinen Vorurteilen.

Und die größten Peiniger waren die beiden Menschen, die ich damals am meisten liebte: meine Mutter und meine Schwester Marie Stolberg. In gut gemeinter, aber schrecklicher Erbarmungslosigkeit ließen sie mich in Wort und Brief die Schwere meines „Falles" fühlen.

* * *

In solcher Seelenverfassung nahm ich im Januar 1876 meine juristischen Studien wieder auf: erst, bis zum Schlusse des Wintersemesters, in Würzburg, dann, während des Sommersemesters, in Göttingen. Im Herbste 1876 machte ich in Köln mein Referendarexamen.

Eine Anstellung im Staatsdienste wollte ich einstweilen noch nicht. Es drängte mich fort; ich wollte anderes sehen, anderes hören, und die Gelegenheit zu einer größeren Reise war gegeben.

* * *

Das Unglück war über die junge Ehe meiner Schwester Marie Stolberg hereingebrochen: sie schwer brustleidend; ihr Mann hochgradig zuckerkrank. Die Ärzte hatten einen Aufenthalt in Algier verordnet. Seit Herbst 1876 weilten Schwester und Schwager dort. So wurde Algier das nächste Ziel einer monatelangen Reise, die ich mit meinem Bruder Wilhelm und einem Vetter und Jugendfreunde, dem Grafen Paul Wolff-Metternich (jetzigem deutschem Botschafter in London) antrat. Durch Frankreich, Portugal und Spanien führte uns der Weg. Nach langem Aufenthalte in Algier und vielen Jagdausflügen ins Innere des Landes ging es über Tunis, Sardinien, Neapel, Rom, Bologna, Florenz wieder der Heimat zu.

Das viele Schöne und Große, das in mannigfaltiger Gestalt während der langen Reise mir vor Augen trat, gehört nicht hierher. Nur der Aufenthalt in Rom, wo aus der Vergnügungsreise eine Pilgerfahrt wurde, gehört in den Rahmen meiner Darstellung.

Rom hat mir schwere innere Kämpfe bereitet. Mein Christentum, so ultramontan es war, war ein innerliches Christentum. Die Veräußerlichung, die mir in Rom entgegentrat, berührte mich peinlich: vor allem der Glanz des Papsthofes und der Prunk, der die Person des Papstes umgab.

An Empfehlungen fehlte es nicht. Kardinal Ledochowski und der päpstliche Kriegsminister General Kanzler — ein Kriegsminister des „Statthalters Christi"! — nahmen sich besonders meiner an. Im Anschluß an eine allgemeine Audienz durfte ich an einer längeren Unterhaltung teilnehmen, die der Papst nach Audienzen gewöhnlich mit seinem engern Gefolge und wenigen bevorzugten Fremden in seiner Privatbibliothek zu veranstalten pflegte.

Das Äußere Pius' IX., der im höchsten Alter stand, war unerfreulich: klein, untersetzt; ein aufgedunsenes Gesicht mit schlaffen Zügen; ein halb geöffneter Mund, aus dem beständig Feuchtigkeit floß; sehr sichtbare Spuren von Schnupftabak um Nase, Mund und auf der weißen Soutane; unschöner, würdeloser Gang. Aber es war eben der „Statthalter Christi". Dieser Gedanke reißt den gläubigen Katholiken über alles hinweg; nicht bloß über zufällige, störende Äußerlichkeiten der päpstlichen Person, sondern vor allem über die Gegensätze, die zwischen der fürstlichen Hofhaltung des Papstes und seiner Eigenschaft als „Stellvertreter Christi" unausgleichbar bestehen.

Jedem katholischen Romfahrer drängen die Gegensätze sich auf, aber keiner wagt, sie sich einzugestehen; man fühlt den Zwiespalt, aber das Gewicht einer religiösen Überlieferung von mehr als 1500 Jahren, die in jedem echten Katholiken

lebendig ist, glättet den Zwiespalt, läßt den Riß nicht sichtbar werden. So ging es auch mir, und trotz des beklemmenden, im tiefsten Grunde unchristlichen Eindruckes, den der Vatikan und der in seinen prunkvollen Räumen von Schweizer- und Nobelgardisten umgebene „gefangene Papst-König" mir gemacht hatten, wurde auch ich in Rom ein Pius-Schwärmer, wie alle es waren, mit denen ich dort verkehrte. Sichtbaren Ausdruck gab ich der Schwärmerei durch einen ekelhaften „Reliquien"-Kauf.

Bei einem Besuche des wundertätigen Gnadenbildes Mariä „von der immerwährenden Hilfe" im Generalatshause der Redemptoristen wurden mir und anderen als „verehrungswürdige" Gegenstände gebrauchte intime Kleidungsstücke Pius' IX. für ein Geldopfer in die Klosterkasse angeboten. Die Gegenstände (Unterjacken, Unterbeinkleider, Hemden, Strümpfe) stammten von einem päpstlichen Diener. Für eine schweißdurchtränkte Unterjacke opferte ich 100 Lire; ein englischer Freund erstand ein Paar ungewaschener Strümpfe; andere anderes. Daß die Kleidungsstücke nicht gewaschen waren, sondern von der Leiblichkeit des Papstes noch möglichst viel an sich trugen, erhöhte ihren Wert. Ob die pianische Unterjacke „echt" war, weiß ich nicht; eine „Authentik" erhielt ich bei ihrem Ankaufe nicht. Vielleicht war es nur die gut verwertete Nachtjacke des schachernden Kammerdieners, eines seiner Mitdiener oder eines frommen Klosterbruders. Ich schickte die „Reliquie" (als solche wurde die Nachtjacke bezeichnet) meiner guten Schwester Luise ins Kloster nach Tournay. Dort erbaut sie wahrscheinlich noch heute die töricht-frommen Nonnen.

Früchte ultramontaner Frömmigkeit sind oft nichts weniger als wohlriechend, und es ist für jeden, der in diesem Dunstkreise nicht aufgewachsen ist, ein Rätsel, daß intelligente, gebildete Menschen an solchen Früchten sich laben.

Von größerer Bedeutung, als mein Besuch beim Papste, war ein Besuch beim Jesuitengeneral Pater Peter Beckx. Der Zufall fügte, daß ich am gleichen Tage vormittags beim Papa bianco, nachmittags beim Papa nero war.

Aus dem Vatikan in mein Hotel zurückgekehrt, fand ich den Jesuiten Wertenberg, Spiritual, d. h. Beichtvater und Seelenführer der jungen Germaniker (einen der vielen Jesuiten, die früher in meinem elterlichen Hause ein- und ausgingen), wartend vor; er teilte mir mit, der Ordensgeneral, für wenige Tage von Fiesole (wo damals das Generalat des Jesuitenordens sich befand) herübergekommen, würde sich freuen, mich zu sehen. Sofort ging ich, noch im Frack der päpstlichen Audienz, mit ins nah gelegene Germanikum und stand nach wenigen Minuten vor dem Jesuitengeneral. Die Unterhaltung war eine sehr vertrauliche. Ich schüttete dem alten Manne, dessen asketisches, aber dabei freundliches Äußere mich einnahm, mein Herz aus. Er war genau über mich unterrichtet. Sein Rat war, ich solle einstweilen ruhig als Referendar in den Staatsdienst treten; Gott, der offenbar anderes und Größeres mit mir vorhabe, werde im richtigen Augenblicke seine Hand auf mich legen. Es war keine direkte Aufforderung, Jesuit zu werden, aber eine um so eindringlichere indirekte.

Ein dritter erwähnenswerter Besuch in Rom war der beim Jesuitenkardinal Franzelin, der als bedeutendster Theologe des Jesuitenordens galt.

Aus Anlaß der preußischen „Maigesetze" wurde damals in ultramontan-katholischen Kreisen die Frage viel erörtert, ob ein Katholik den preußischen Beamteneid leisten könne. Da ich in den Staatsdienst treten wollte, so war die Eidfrage für mich brennend. Nichts Besseres glaubte ich tun zu können als bei Franzelin anzufragen. Ich erhielt die ultramontan-jesuitischen Grundsätzen ganz entsprechende Antwort: der Eid sei nur mit dem Vorbehalte gestattet, daß er sich nicht erstrecke auf „kirchenfeindliche" Gesetze (Maigesetze). Da aber der Vorbehalt für Katholiken ein selbstverständlicher sei, so sei es nicht nötig, ihn äußerlich zum Ausdruck zu bringen, es genüge, ihn innerlich zu formulieren. Der stillschweigende Vorbehalt sei auch nützlicher, denn sonst würde der Staat Katholiken, die den Vorbehalt aussprächen, nicht zum Staatsdienste zulassen, was für die Kirche einen Schaden bedeute. Irre sich dabei der Staat, indem er Beamte anstelle, die sich auf einen Teil der Staatsgesetze nicht verpflichtet hätten, so sei das seine eigene Schuld. Der Staat müsse wissen, daß kein gläubiger Katholik kirchenfeindliche Gesetze beschwören könne. Merke der Staat also den stillschweigenden Vorbehalt nicht, so sei der dadurch für ihn entstehende Schaden ein selbstverschuldeter, den er niemand anderm als seiner eigenen „Dummheit" zuzuschreiben habe.

* * *

Mit dieser Franzelinschen Vorbehaltstheorie

ausgerüstet, leistete ich, nach Hause zurückgekehrt, in Kleve den Beamteneid. Der „dumme" Staat, in Gestalt des Klevischen Landgerichtspräsidenten, merkte meinen stillschweigenden Vorbehalt nicht und überwies mich als Referendar dem Friedensgerichte zu Geldern (damals gab es, gemäß dem Code Napoleon, auf dem linken Rheinufer noch Friedensgerichte).

Zu einer regelmäßigen Tätigkeit in meiner neuen Stellung kam es aber wegen schwerer Familiensorgen nicht.

Gegen alle Erwartung der Ärzte, die, bei der hochgradigen Zuckerkrankheit meines Schwagers Stolberg, es für ausgeschlossen erklärt hatten, daß meine Schwester Marie ein Kind erhielte, wurde sie doch guter Hoffnung. Das „freudige Familienereignis" gestaltete sich zu einem unsäglich traurigen. Die Schwäche meiner Schwester nahm während der Schwangerschaft sehr zu, und die Krankheit ihres Mannes, die sein Gemüt stark in Mitleidenschaft zog, steigerte sich. Meine Mutter hielt es für Pflicht, ihrem Kinde in der schweren Zeit beizustehen, und entschloß sich zur weiten Reise nach Algier. Ich begleitete sie und nahm von dort den Eindruck mit, die Niederkunft meiner Schwester werde für sie zur Katastrophe werden.

Im November 1877 wurde das Kind — ein Mädchen, dem der afrikanische Name Monika beigelegt wurde — geboren. Der Zustand der Mutter, die dem Kinde ihre letzten Kräfte abgegeben hatte, war von da an hoffnungslos und eine einzige Qual.

Von Algier kehrte ich über Wien, wo ich die Hochzeit meines Bruders Wilhelm mit der Prinzessin Eleonore Windisch-Grätz als Brautführer mitmachte, nach Hause zurück.

* * *

Um diese Zeit erregten die „Muttergotteserscheinungen" zu Marpingen (Diözese Trier) die katholisch-ultramontane Welt Deutschlands außerordentlich.

Drei Schulkindern war die „Jungfrau Maria erschienen", und sofort wurde Marpingen zum Wallfahrtsorte. Die Herrlichkeit dauerte allerdings nicht lang, denn der grobe Schwindel, der sogar die Gerichte beschäftigte, wurde bald entdeckt. Vor der Entdeckung aber flammte die Begeisterung für Marpingen hoch auf. Erste ultramontane Autoritäten traten für die „Echtheit" der Erscheinungen ein, so hauptsächlich der Dogmatikprofessor am Priesterseminar zu Köln und ehemalige „päpstliche Theologe" auf dem vatikanischen Konzil, Dr. Scheeben, und der Jesuit M. Meschler. Scheeben schrieb Broschüren für Marpingen, Meschler S. J. pries den „Gnadenort" in den „Stimmen aus Maria-Laach", wie er auch jetzt der Hauptanwalt der marianischen Extravaganzen von Lourdes ist (Stimmen aus Maria-Laach, 1908, 10. Heft).

Auch meine gute Mutter wurde von der Marpingen-Begeisterung erfaßt. Sie schrieb mir, ich möchte eine Pilgerfahrt dorthin unternehmen und die Muttergottes um die Gesundheit für Marie bitten. Nur zu gern war ich bereit. Zunächst fuhr ich nach Köln zu Professor Scheeben, der mich in meinem Vorhaben bestärkte und mir Empfehlungen nach Marpingen mitgab. Dort versprachen mir die „begnadigten" Schulkinder, mein Anliegen der „Muttergottes" vorzutragen; auch führten sie mich zu der „Erscheinungsstelle"; einer „Erscheinung" selbst, die ganz programmäßig zu bestimmter Stunde eintrat, durfte ich aber nicht beiwohnen. Am andern Tage (ich blieb die Nacht dort) erhielt ich durch die Schulkinder von der „Muttergottes" die Botschaft, meine Schwester würde, wenn sie die und die Gebete verrichte, in kurzer Zeit gesund. Sie verrichtete die vorgeschriebenen Gebete und starb wenige Monate darauf.

Daß ein gebildeter Mensch von 25 Jahren, der die Universitätsstudien und das Referendarexamen hinter sich hat, auf so etwas hereinfällt (einen andern Ausdruck gibt es dafür nicht), klingt unglaublich, und man könnte versucht sein, den Hereinfall meiner individuellen Veranlagung zur Last zu legen. Doch nein! Ich war der Typus des gläubigen Ultramontanen, dessen Verstand in religiöser Beziehung gänzlich verdunkelt ist durch Wahnvorstellungen schlimmster Art. Man durchblättere die damalige ultramontane Literatur, auch die Tageszeitungen, und man wird finden, daß alle ultramontanen Kreise Marpingen zum Opfer gefallen sind.

Und setzte nicht lang nach Marpingen der wüst-pornographische und afterreligiöse Taxil-Schwindel ein, der die ganze ultramontane Welt, einschließlich Papst und Bischöfen, über ein Jahrzehnt als Gläubige hinter sich her schleppte?

Es gibt nichts so Tolles, nichts so verzerrt Religiöses, was den vom Ultramontanismus geistig Verbildeten und Verkrüppelten nicht glaubhaft, nicht religiös, nicht fromm erschiene. So war es vor Hunderten von Jahren, so ist es noch heute.

Keine sonstige Intelligenz schützt den Ultramontanen vor diesen Dingen und Erlebnissen. Aftermystizismus und Fetischismus sitzen ihm zu tief und fest in Kopf und Blut. Eine Wahrheit, die man bei Beurteilung ultramontaner Kreise und ihrer Bildung leider außer acht läßt.

* * *

Am 9. März 1878 erhielt ich ein Telegramm meiner Mutter mit der Todesnachricht meines Schwagers. Eine Erkältung hatte dem schwer Zuckerkranken in kürzester Frist den Rest gegeben. Ich holte die Leiche von Algier ab und geleitete sie zur Beerdigung nach dem Besitztume meines Schwagers, Räckelwitz in Sachsen. Die tage- und nächtelange Leichenfahrt werde ich nie vergessen.

Meine verwitwete Schwester mit ihrem Kinde wurden von meiner Mutter zuerst nach San Remo, dann nach Vevey gebracht. An beiden Orten, wo je wochenlanger Aufenthalt genommen wurde, suchte ich die dem Tode Geweihte auf.

Von Vevey aus machte ich einen Abstecher nach Rom. Es war eine Pilgerfahrt für meine todkranke Schwester. Gebet an den „heiligen Stätten" sollte ihr Leben erhalten. Und wie habe ich in Rom gebetet, wie gewallfahrtet! Kein „Heiligtum" gab es dort, das ich nicht aufgesucht hätte. Wie oft bin ich auf den Knien „die heilige Stiege" (scala santa) beim Lateran hinaufgerutscht! Man darf die Treppe, „auf der Christus zum Richterstuhle des Pilatus geführt wurde" und die jetzt zum „heiligsten Orte der Erde" (»non est in toto sanctior orbe locus«) führt (die überragende „Heiligkeit" des Ortes geht daraus hervor, daß an ihm, außer anderen „kostbaren Reliquien", „die heiligste Vorhaut Christi": sanctissimum praeputium Domini Nostri Jesu Christi aufbewahrt wird), nur kniend betreten.

In einer Privataudienz bei Leo XIII. bat ich den „Statthalter Christi", in festem Glauben an sein besonderes Verhältnis zu Gott, um seine Fürbitte für meine Schwester. Seine Zusage beglückte mich und ließ neue Hoffnung entstehen.

Dies alles zu bekennen, schäme ich mich nicht. Denn die an sich schmachvollen „frommen" Torheiten, die ich damals beging, die Afterreligion, der ich damals diente, wuchsen heraus aus ererbten Überzeugungen von Jahrhunderten.

Kevelaer — La Salette — Lourdes — Marpingen — Rom, Reliquien, Skapuliere, Ablässe und so vieles andere waren Glieder einer und derselben Kette: des ultramontanisierten römisch-katholischen Glaubens. Damals hielt ich die Kette für echtes Gold, weil ich mich durch sie verbunden wähnte mit Gott und Christus. So trug ich die Kette aufrechten, weil überzeugten Sinnes. Und wenn ihre Last oft schwer war, wenn schon damals mein Verstand an ihr rütteln wollte und mein natürliches Menschengefühl ihren unmenschlichen Druck schneidend empfand, so war mein mit tausend Klammern an die Autorität der Kirche geschmiedeter Wille sofort bei der Hand, in afterasketischer Willfährigkeit das Verstandes- und Gefühlsopfer auf dem Altare des Glaubens zu bringen. Gerade in Zeiten schweren äußeren und inneren Leidens schwelgte mein Wille in solcher Selbstvernichtung. Je schwerer, je härter, um so besser: weil um so gottgefälliger.

Kaum jemals waren solche Stimmungen und Auffassungen mächtiger in mir als damals in Rom und in der nachfolgenden Zeit der letzten Lebenswochen meiner Schwester Marie.

Auf der Rückreise von Rom traf ich in Frankfurt am Main wieder mit meiner Schwester zusammen, die inzwischen, in Begleitung meiner Mutter und ihres sechs Monate alten Kindes, im Krankenwagen die Reise von Vevey nach Räckelwitz in Sachsen (dem Besitztume ihres Mannes) angetreten hatte. In Frankfurt sah ich auch zum ersten Male nach ihrem Eintritt ins Kloster meine Cousine wieder. Sie war im dortigen Franziskanerinnenkloster stationiert und war auf den Bahnhof gekommen, um ihre Freundin, meine Schwester, auf der Durchfahrt noch einmal, das letzte Mal, zu sehen.

Wie ein Sturm erfaßte mich ihr Anblick, und die alte Liebe schlug starke Wellen. Aber Sturm und Wellen trieben mein Schifflein nicht aufs hohe Meer des irdischen Lebens, sondern auch hier wieder, wie so oft früher, den fernen, weltentrückten Gestaden der Ewigkeit u. wie meine ultramontane Religion sie als einzig sicheren Landungsplatz mir vormalte. Weltflucht, Weltflucht rief, so schien es mir, alles: das langsame, qualvolle Sterben meiner Schwester, das junge Leben ihres vater- und mutterlos werdenden Kindleins, das Ordensgewand meiner Cousine.

In solcher Verfassung weilte ich die letzten schweren Wochen am Sterbebette meiner Schwester. Am 23. Juli schloß sie nach stundenlangem (von morgens acht bis mittags zwölf Uhr) bitterem Todeskampfe — welche Lebensenergie war doch in diesem zarten, von der Schwindsucht ausgemergelten Körper! — die Augen für immer.

Nicht nur sie, auch ich hatte eine Leidenszeit durchlebt sondergleichen. Sie war die Glücklichere von uns beiden. Das harte Leben lag hinter ihr. Ich stand da mit gebrochenem Lebensmute. Alles Qualvolle der letzten Monate, das mit unerhörter Wucht auf mich eingedrungen war, schien mir eine Strafe des Himmels dafür, daß ich dem Willen Gottes, der mich zum Jesuitenorden berufen hatte, widerstrebte. Wie oft hatte meine Schwester gerade in den letzten Tagen vor ihrem Tode mir zugeflüstert (laut sprechen konnte sie nicht mehr): „Paul, denke an deinen Beruf".

Und ich dachte an ihn. Die Leiche meiner Schwester stand noch über der Erde, als ich dem Provinzialoberen des Jesuitenordens, Pater Hövel, schrieb und um Aufnahme in den Orden bat. Er machte seinen Entschluß von einer späteren Unterredung abhängig. Sie fand statt im September. Ergebnis: Am 4. November sollte ich im Novizenhause von Exaeten sein.

Niemandem meiner Verwandten, auch meiner Mutter nicht, machte ich von meinem Entschlusse Mitteilung.

Am 4. November morgens bat ich meinen Bruder — er war ja Herr in meinem Elternhause — um das Juckergespann zu einer Fahrt nach Venlo. Ich faßte die Zügel und ließ die leichtfüßigen Ungarn traben, was sie hergeben konnten. Keinen Blick wandte ich zurück nach der Stätte meiner Geburt und Jugend. Ohne ein Wort des Abschiedes, als ob ich morgen wiederkäme, warf ich am Venloer Bahnhofe dem alten treuen Kutscher Gerhard die Zügel zu, fuhr den dampfenden Pferden noch einmal liebkosend über Hals und Rücken und bestieg den Zug nach Roermond, von wo aus ich zu Wagen gegen 4½ Uhr in Exaeten eintraf. Ich zog die Glocke, die Pforte öffnete sich und schloß sich wieder.

Vierzehn Jahre lang tat die Klosterpforte sich nicht mehr vor mir auf. Auch dann öffnete sie sich mir nicht von selbst: mit einem Fußtritte trat ich sie ein, um den Weg zu gewinnen ins Freie.

Rückblick.

Die ultramontane Welt, in die hinein ich geboren wurde und in der ich aufwuchs, ist hiermit beschrieben.

Für viele wird es eine neue, eine fremdartige Welt sein. So verschieden ist sie von der Welt, in der freie Menschen aufwachsen, daß manchem Freigebornen das Verständnis für sie schwer fallen wird. Aber es ist eine tatsächliche Welt, eine weitumspannende Welt, in der mehr als 200 Millionen Menschen — in Deutschland über 25 Millionen — leben. Das vergesse man nicht.

Was ist das Ergebnis meines Lebens in dieser Welt gewesen, welche Wirkung hat die Welt auf mein Inneres gehabt? Ich schildere Ergebnis und Wirkung noch einmal im Zusammenhange; gelegentlich habe ich schon in den vorhergehenden Blättern auf sie hingewiesen.

* * *

Wenn ich jetzt, da ich ganz auf eigenen Füßen stehe und ganz eigene Gedanken denke, die Zeit der Unentschlossenheit, die jahrelang währte, mir vergegenwärtige, so greife ich mit Händen die Wahrheit dessen, was ich in der Einleitung schrieb: ich bin ein anderer geworden.

Aber ich greife auch mit Händen die Lösung des Rätsels, wie ich lange, lange Zeit hindurch so wenig sicher in Bestimmung des eigenen Lebensweges sein konnte.

Ich lag gefangen in Autoritäts-Fesseln. Mein inneres Leben hatte sich nach keiner Seite hin frei entwickelt. Ich war geführt worden, ohne je mich selbst zu führen. Dadurch, daß ich auch für gewöhnliche katholische Gepflogenheiten unverhältnismäßig früh — mit 9 Jahren! — dem übermächtigen Einflusse eines umfassenden religiösen Systems, dem jesuitischen, in Feldkirch preisgegeben wurde, das Phantasie und Gefühl für ein bestimmtes Ziel — den Jesuitenorden — erregte; dadurch, daß dies Ziel mit mächtigen religiös-asketischen Mitteln (Beichte, Exerzitien, Kongregation, Berufswahl) mir ständig vor Augen und fast als Bedingung meines „Seelenheiles" hingestellt wurde, war die in meinem tiefsten Innern ruhende Kraft zur Selbstbestimmung so mit fremdem Willen, mit wuchernden Phantasie- und Gefühlsvorstellungen überdeckt worden, daß sie nicht zur Entfaltung gelangte.

Dazu kam der damals in mir starke katholische Idealismus, der im Ordensstande das Höchste an christlicher Vollkommenheit erblickte; es kamen hinzu die heißen Wünsche von Mutter und Schwester, ihre sich wiederholenden und drängenden Hinweise auf meinen „Beruf"; es kam endlich hinzu meine den Blick auf den Ordensstand bannende junge Liebe, die, so entschieden sie es auch ablehnte, die Geliebte als Nonne weiter zu lieben, doch Gleichartigkeit mit dem Schicksale der Geliebten anstrebte. Und da trotz allem meine Natur (die nach jahrzehntelangem, oft blutigem Kampfe schließlich doch auf der ganzen Linie Siegerin geblieben ist) sich ihrem instinktiven Empfinden nach gegen solche Verschleppung in unnatür-

liche Bahnen auflehnte, so entstand in mir ein Chaos, in dessen Dunkel ich fast haltlos dahintaumelte.

Je weniger ich das Licht des eigenen Verstandes und die Festigkeit des eigenen Willens in Tätigkeit setzte, um so begieriger griff ich, entsprechend meiner damaligen religiös verkrüppelten Auffassung, nach dem Lichte und dem Willen anderer. Von dorther hörte ich aber nur: Gott hat dich unzweifelhaft zum Ordensstande berufen; der Teufel sucht dich davon abzuhalten.

Und nicht bloß auf meinen „gottgegebenen Beruf" erstreckte sich meine Unselbständigkeit. Sie zermürbte mein ganzes religiöses Leben, wie ich das an verschiedenen Stellen schon hervorgehoben habe. Ein Ausdenken religiöser Gedanken gibt es unter der Herrschaft des Ultramontanismus nicht. Zweifel, d. h. Regungen des freien Denkens, freien Forschens, kennt der ultramontane Katholik nicht. Stellen sie sich ein, so gehören sie unter die Rubriken: Versuchung, Sünde und werden nicht durch eigenes Weiterdenken beseitigt oder bestätigt, sondern im Beichtstuhle durch fremdes Urteil erledigt.

Früh schon stürmten Zweifel auf mich ein: Gott (wie der Ultramontanismus ihn hinstellt), Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erbsünde, leibliche Gegenwart Christi im Altarsakrament, Hölle, Himmel und so vieles andere waren für Denken und Empfinden schwere Steine des Anstoßes. Ach, wäre ich frei gewesen! Aber solange Kirche und Papsttum göttliche Begriffe, solange ihre Lehren „unfehlbare" Lehren sind, so lange beugen sich ultramontan-katholisch geformter Verstand und Wille auch dem handgreiflichsten Widersinne. Credo quia absurdum!

Und für mich — welche Mächte sind Überlieferung und Erziehung! — blieben „Göttlichkeit" und „Unfehlbarkeit" von Kirche und Papsttum lange das Bollwerk, an dem die Zweifelsflut sich brach, oder richtiger der Riesenleichenstein, unter dem das eigene Leben, das Ich-Bewußtsein und seine Tätigkeit begraben wurden. Erst als dieser Stein, mit der Gewichtsschwere von anderthalb Jahrtausenden, weggewälzt war, brach der späte, aber nie zu späte Auferstehungsmorgen in meiner Seele an. Der zweite Teil wird Ausführliches darüber enthalten.

Was ich in den Jahren 1869—1878 (von den folgenden Jahren ist im zweiten Teile die Rede), da sich die Tore des Ordensstandes scheinbar endgültig hinter mir schlossen, unter der Unruhe meines Innern und mehr noch unter dem Gefühle, nicht Herr im eigenen Hause, ein Geführter, nicht ein selbständig Schreitender zu sein, gelitten habe, ahnt nur, wer ähnliches durchgemacht hat. Um so quälender war für mich dies Gefühl, weil — ich weiß das allerdings erst jetzt; damals und noch Jahre später kannte ich mich ja nicht — Unabhängigkeit des Denkens und Selbständigkeit des Handelns Grundzüge meines Wesens sind. Das Ich in mir ist ein wirkliches Ich.

Wenn der Jesuitenorden mir auch nichts weiter zugefügt hätte — denn sein in meinen Kinderjahren einsetzender Einfluß, seine meine ganze Entwicklung beherrschende Erziehung waren schuld an allem — als die Verwüstung meines sittlich-intellektuellen Seins, als die Entnervung meiner schönsten Jugendjahre, als die Niederhaltung und Brüchigmachung meiner Kraft, wo sie am stolzesten sich hätte entfalten sollen: Haß gegen ihn wäre gerechtfertigt.

Ruhig spreche ich das Wort „Haß" aus. Ein erbärmlicher Tropf wäre ich, wenn ich den Jesuitenorden nicht haßte.

Es gibt gerechten Haß. Und zu Haß bekennen sich übrigens ja auch ultramontan-katholische Dogmatik und Moral. Sie hassen das Böse; sie lehren, daß Gott und Christus gute Hasser sind. Warum denn nicht auch ich??

Aber ich hasse, wie schon im Eingange hervorgehoben, nicht blind, so wenig, daß dem Gehaßten gegenüber auch Raum in meiner Empfindung bleibt für Dankbarkeit.

Beide Gefühle kommen ausgiebiger noch als hier im zweiten Teile zum Ausdruck. Denn dort ziehe ich das Fazit meiner „vierzehn Jahre Jesuit"; dort lege ich offen, was, wie schon oben gesagt, der Jesuitenorden an Bösem mir zugefügt, an Gutem mir gegeben hat; dort werde ich aus seinem Wesen und Sein heraus das am Orden Hassenswerte, weil Schlechte, ans Licht stellen.

* * *

Mein Leben bis zum Eintritt in den Orden ist in bezug auf seine innere Entwicklung, in bezug auf seine intellektuelle und moralische Unfreiheit der Typus des ultramontanen Lebens überhaupt. Und deshalb ist auch von diesem Gesichtspunkte aus ein Rückblick auf das Geschilderte angezeigt.

Grundzug des Katholiken aller Stände ist kirchliche Gebundenheit.

Ich sage mit Absicht „des Katholiken". So richtig es nämlich auch ist, zwischen ultramontan und katholisch begrifflich und geschichtlich zu unterscheiden, tatsächlich ist gegenwärtig die Masse der

Katholiken ultramontan. Denn die katholische Kirche selbst, von der sie ihr religiöses Leben haben, ist, nach allen Richtungen ihres Seins und Wirkens, vom Ultramontanismus beherrscht.

Es gibt Ausnahmen; es gibt nicht-ultramontane Katholiken. Aber sie verschwinden unter den Millionen. Und auch sie wahren ihre Ausnahmestellung nur bis zu einem gewissen Grade; auch für sie kommt die Stunde, in der sie dem ultramontanen Joche sich beugen. Dann nämlich, wenn die Kirche ihre nicht-ultramontane Haltung mißbilligt. Nur einer aus Zehntausenden hält solcher Mißbilligung stand. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte und zumal unserer eigenen Zeit erhärtet diese betrübende Wahrheit.

Und so kann ich den eben ausgesprochenen Satz verallgemeinernd wiederholen: Grundzug aller Katholiken, auch der nicht-ultramontanen, ist kirchliche Gebundenheit.

Die Gebundenheit bedeutet aber eine Unterbindung des geistigen und eine Verkümmerung des religiösen Lebens.

Welche Unmasse von Aberglauben und Widersinn schleppen nicht katholisches Dogma und Kultus mit sich! Der Katholik ist von Aberglauben und Widersinn geradezu durchtränkt. Dem „guten" Katholiken sind sie Bedürfnis; der „liberale" Katholik wagt nicht, sie abzuschütteln. So lebt der Katholik beider Schattierungen in einem Dunstkreise, welcher freie Blicke in religiöse Höhen und Tiefen nicht gestattet.

Und es gibt im Katholizismus religiöse Höhen und Tiefen. Schon einmal habe ich das hervorgehoben. Hier, wo ich vom Dunstkreise ultramontanen Aberglaubens und Widersinnes spreche, ist es mir Bedürfnis, es zu unterstreichen.

Man darf die katholische Religion nicht lediglich beurteilen nach der schreienden und abstoßenden Außenseite, die der Ultramontanismus in Andachtsübungen aller Art, in Bruderschaften, Prozessionen, Wallfahrten, Ablässen, Reliquien, Skapulieren usw. um sie herum aufgeführt hat; und ebensowenig darf man die Frömmigkeit des einzelnen Katholiken nach solchen Auswüchsen einschätzen, wie ich das oben am Beispiele meiner Mutter dargelegt habe. Auch Katholizismus und Katholik besitzen echt christliche Frömmigkeit; aber der ultramontane Aftermystizismus hindert die Frömmigkeit an freier und befreiender Entfaltung.

Die religiöse Verkümmerung überträgt sich beim Katholiken auf sein geistig-intellektuelles und ethisch moralisches Leben; es ist unterbunden.

Um das zu verstehen, um Macht und Umfang der Fesselung zu begreifen, muß man sich Macht und Umfang der kirchlichen Autorität klar machen. Sie ist unbeschränkt. Nichts im privaten, bürgerlichen, nichts im politischen, öffentlichen Leben ist von ihr ausgenommen.

Wie die Kirche den Staaten gegenüber (nach der Lehre des Syllabus von 1864) eine „direkte oder indirekte Gewalt" besitzt, kraft welcher sie sich für berechtigt hält, in jedes staatliche Gebiet autoritativ einzugreifen, so, und noch viel schrankenloser, besitzt sie auch dem einzelnen Menschen gegenüber „direkte oder indirekte Gewalt" über alles. Sie formt seinen Verstand, sie leitet seinen Willen, sie ist sein Gewissen; ihre Lehren sind Maßstab seiner Handlungen.

Dies allumfassende Abhängigkeitsverhältnis sitzt dem Katholiken in Fleisch und Blut. Nicht immer bewußt, aber unbewußt fragt der Katholik bei allem von einiger Bedeutung, was er tut: was sagt die Kirche dazu? Und wenn er auch nur glaubt, sie mißbillige etwas, dann tut er es nicht. Spricht aber die Kirche ihre Mißbilligung autoritativ aus, dann wird der Katholik davon so beeinflußt, daß er auch schon geschehene Schritte wieder rückgängig macht.

So lebt der Katholik in einer Unselbständigkeit des Denkens und Handelns, die sich auf alles erstreckt: Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur. In meinem Buche „Rom und das Zentrum" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) habe ich die politisch-kulturelle Abhängigkeit von „Rom", d. h. von der kirchlichen Autorität, selbst für die katholisch-polnische Partei, das Zentrum, dokumentarisch nachgewiesen. Um wieviel mehr besteht sie für den Einzelkatholiken.

In solcher Abhängigkeit habe ich gelebt; in gleicher Abhängigkeit leben alle ultramontanen Katholiken. Und insofern war mein ultramontan-katholisches Leben typisch.

Rastloser und langer Aufklärungsarbeit bedarf es, hier Wandel zu schaffen. Bis zum Wandel aber ist ein offenes Bekenntnis der Katholiken zum modernen Staate, ist ihr zuverlässiges, bedingungsloses Mitarbeiten an seinen Kulturaufgaben ausgeschlossen. Nicht Staat und Vaterland stehen für den Katholiken in erster Linie, sondern Rom, Papst, Kirche.

Zu schwerem Schaden der Entwicklung unseres religiösen, politischen, nationalen und kulturellen Lebens übersieht man diese wichtige Wahrheit bei Beurteilung der verschiedenen Bewegungen innerhalb des Katholizismus. Und gerade die Kreise

sind blind für die Wahrheit, die sehend und erkennend sein sollten. So schwelgt man in Zukunftshoffnungen und gaukelt sie anderen vor, wo der Kenner nur lebensunfähige Triebe, nur Velleitäten, keinen Willen erkennt. Auch die „modernistischen" Katholiken sind rom-, papst- und kirchengläubige Katholiken, und zwar einstweilen noch in ultramontaner Auffassung dieser Gläubigkeit.

Ich schlage den Katholiken kein Überbordwerfen von Rom, Papst und Kirche vor. Damit würden sie aufhören Katholiken zu sein. Und warum soll es unter den unzähligen Richtungen im Christentume nicht auch die katholische geben? Zum mindesten ihr geschichtliches Daseinsrecht hat sie seit anderthalb Jahrtausenden bewiesen. Nein, mögen die Katholiken Papst und Kirche behalten, aber religiösen Papst und religiöse Kirche. Auch diese als Irrtümer zu erkennen, ist nicht jedem gegeben. Es ist auch nicht nötig. Denn kein wahreres Wort gibt es als: Jeder kann nach seiner Fasson, selbst mit Kirche und Papst, selig, d. h. religiös werden.

Nötig aber ist, und dazu kann auch jeder Katholik kommen, den ultramontanen Mißbrauch von Papst und Kirche zu erkennen und von sich abzutun.

Diese Erkenntnis war für mich Anfang des Heiles. Nur schwach dämmerte sie herauf in der Zeit vor dem Eintritte in den Jesuitenorden; zu leuchtendem und befreiendem Lichte wurde die Dämmerung nicht. Erst das Leben im Jesuitenorden brachte Klärung und damit Willen zur Tat.

Kandidatur und Noviziat
(1878—1880).

Überleitung.

Der Bruder Pförtner (wenn ich nicht irre, war es Bruder Reißen, ein Mann, dessen freundliches, selbstbeherrschtes Wesen ich später oft bewundert habe) führte mich ins kleine Sprechzimmer und rief den Rektor des Hauses, der zugleich Novizenmeister war, Pater Mauritius Meschler, herbei. Dieser geleitete mich ins Refektorium (Speisesaal), wo ich Kaffee und Brot vorgesetzt erhielt. Dann wurde ich dem Sozius des Novizenmeisters, Pater Stellbrink, übergeben, der mir ein schmales Zimmerchen anwies und mich unter die Obhut des Novizen Karl Ebenhöch († 1880) stellte. „Carissimus" Ebenhöch, von dem später noch die Rede sein wird, war damit für die Zeit meiner neuntägigen Kandidatur als mein „Schutzengel" (angelus custos) bestellt, d. h. sein Amt war, mich mit der Tagesordnung vertraut zu machen, mich (mit noch einem anderen, jedesmal wechselnden Novizen) auf den pflichtmäßigen, täglichen Spaziergängen zu begleiten und mich aufmerksam zu machen auf Fehler und Verstöße. Seinen Anordnungen mußte ich Folge leisten. (Auf die wichtige Einrichtung der „Schutzengel" komme ich unten zurück.)

Die dritte Persönlichkeit, mit der ich noch am gleichen Abende bekannt gemacht wurde, war der „Manuduktor" (manuductor) des Novizenmeisters, Bruder Emele; ein Laienbruder, dem, unter Oberaufsicht des Novizenmeisters und seines Sozius, die Kandidaten und Novizen in bezug auf die von ihnen zu verrichtenden häuslichen Arbeiten und Dienste unterstellt sind.

So wurde ich „Kandidat" der Gesellschaft Jesu. Ich war eingetreten in die Vorhalle des Ordensstandes.

Zunächst also über ihn einige Worte.

Erstes Kapitel.

Der Ordensstand.

Die ultramontanisierte katholische Kirche (das Evangelium und die altchristliche Kirche wissen nichts davon) besitzt ein klassifiziertes Christentum mit differenzierten Zielen und Mitteln: Laientum, Priestertum, Ordensstand.

Der Laie steht auf unterster Stufe, er wandelt in den breiten Niederungen von Religion und Ethik. Gewiß kann auch er „vollkommen", „heilig" werden, aber die Mittel, die Wege, deren er sich dazu bedient, sind die gewöhnlichen, beschlossen in den zehn Geboten und in den Geboten der Kirche.

Auch der Priester ist eigentlich nur durch seine Macht und seine mystisch-sakramentalen Funktionen (die potestas ordinis et jurisdictionis) über die Laien erhoben; höhere sittlich-religiöse Verpflichtungen gibt es für ihn nicht. Denn von der priesterlichen Ehelosigkeit (Zölibat) muß auch der extremste ultramontane Dogmatiker, will er ehrlich sein, gestehen, daß sie eine menschlich-disziplinäre, im Laufe der Zeit eingeführte, nicht eine „göttliche", wesenhafte Einrichtung ist.

Nur die Ordensleute stellen in Religion und Ethik das Höchste dar. Denn sie sind, kraft ihres Standes, unter schwerer Sünde verpflichtet, nach „Vollkommenheit" zu streben, und zwar nach der „Vollkommenheit", deren Ausübung sich nicht mit Beobachtung der Gebote deckt, sondern vorzugsweise die Befolgung von evangelischen Ratschläge zum Gegenstande hat.

Der Ordensstand als solcher, im allgemeinen, ist göttlicher Einsetzung; im besonderen, d. h. in den Formen, die er jeweils in den verschiedenen Orden (Dominikaner, Franziskaner usw.) annimmt, ist er kirchlich-menschlichen Ursprunges.

Das Wesen des Ordensstandes besteht in den

drei Gelübden: der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Keuschheit, Armut, Gehorsam sind von Christus angeratene Bekundungen einer höheren Vollkommenheit: die sogenannten „evangelischen Räte". Durch das Gelübde, die „Räte" befolgen zu wollen, treten die Gelobenden in einen „Stand", d. h. in eine auf bestimmter asketisch-religiöser Grundlage ruhende feste Lebensführung.

Es gibt zwei Arten von Gelübden: einfache und feierliche (vota simplicia et solemnia). Die feierlichen Gelübde haben ihren Namen nicht von irgendeiner besonderen äußeren Feier, sondern von ihrer feierlichen Annahme (die sich aber ohne jede äußere Feierlichkeit vollziehen kann) durch die Kirche in Person des Ordensoberen oder einer anderen geistlichen Persönlichkeit. Feierliche Gelübde können nur vom Papste gelöst werden und bilden ein das Zustandekommen einer Ehe unmöglich machendes Hindernis (impedimentum dirimens). Einfache Gelübde kann der Ordensobere lösen; als „trennende Hindernisse" (impedimenta impedientia) machen sie die Ehe unerlaubt, aber nicht unmöglich.

Zum Ordensstande führt einen die „Gnade des Berufes" (gratia vocationis), über deren Vorhandensein man durch die „Berufswahl" gewiß wird.

Das ist die Quintessenz der ultramontan-katholischen Lehre vom Ordensstande.

* * *

Mit der Lehre Christi hat sie nichts zu tun.

Christus kennt keine „Gelübde" der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams und somit keinen „Ordensstand".

Und will man seine „Räte" als Grundlage einer festen, auf besondere „Vollkommenheit" abzielenden Lebensstellung hinstellen, warum geht man dann an anderen „Räten" vorüber, die Christus mit gleichem, ja mit noch höherem Ernste ausgesprochen hat als die „Räte" der Armut und der Keuschheit, vom Gehorsame ganz zu schweigen, für den, in der Gestalt, wie der Ordensstand ihn fordert, auch nicht die leiseste Andeutung in Christi Worten zu finden ist.

Den „Rat" der Armut, auf den sich das Ordensgelübde der Armut aufbaut, findet der ultramontanisierte Katholizismus in den Worten Christi an den „reichen Jüngling":

Wenn du willst vollkommen sein, geh', verkaufe, was du hast, und gib es an Arme, und du wirst einen Schatz haben im Himmel; und komm, folge mir (Matth. 19, 21; Mark. 10, 21).

Berücksichtigt man, daß Christus in der „Bergpredigt" (auf die ich gleich komme) Forderungen höchster sittlich-religiöser Vollkommenheit für alle aufgestellt und seine Mahnungen mit dem allgemeinen Gebote geschlossen hat:

„So sollt denn auch ihr vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" (Matth. 5, 48),

so ist nicht einzusehen, weshalb das Wort an den „reichen Jüngling" eine Sondervollkommenheit, die nicht für alle bestimmt ist, enthalten soll, trotz des Unterschiedes, den Christus macht zwischen den zum „Eingange ins Leben" nötigen „Geboten" und der „Vollkommenheit". Denn in der „Bergpredigt", d. h. in seinem Programm, kennt er solche Unterschiede nicht, da steht die „Vollkommenheit" mit den „Geboten" auf gleicher Stufe.

Doch lassen wir den „Rat" der Armut einmal gelten. Wird er denn aber in der Ordensarmut verwirklicht? Wo bleibt bei ihr das: „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen"? Die Orden, d. h. die aus den einzelnen Ordensmitgliedern bestehenden Ordensgenossenschaften, sind besitzend, sind wohlhabend, sind reich. Müßte aber nicht für die Gesamtheit gelten, was für die einzelnen gelten soll, aus denen die Gesamtheit sich zusammensetzt?

Und wenn man entgegnet: das ist für eine Genossenschaft nicht möglich, sie muß, um bestehen zu können, Besitz haben, so ist zu sagen: das ist auch für den einzelnen, der „vollkommen" sein will (und nach Christi „Gebot" sollen alle „vollkommen" sein), nicht möglich; auch er muß Besitz haben.

Christi Wort an den „reichen Jüngling" gehört eben zu jenen vielen Worten und „Räten", bei denen nicht die orientalisch-übertreibende, schwärmerisch-gesteigerte Form des Ausdruckes, sondern der Geist, aus dem sie hervorgegangen sind, das Entscheidende, das Wesenhafte bildet: der Hinweis auf Höheres, der Antrieb, sich über das Gewöhnliche nach Möglichkeit zu erheben.

Auf ebenso tönernen Füßen steht das Gelübde der Keuschheit. Sein Fundament sollen die Worte sein:

Denn es gibt Verschnittene, die vom Mutterleibe an so sind; und es gibt Verschnittene, welche verschnitten worden sind von den Menschen; und es gibt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen kann, fasse es (Matth. 19, 12).

Ich will nicht betonen, daß hier nur von Ehelosigkeit der Männer (Verschnittene) die Rede ist, daß also die Ehelosigkeit der Frauen in Christi Worten gar keinen Anhalt hat, eine allgemein-christliche Vollkommenheitsvorschrift also nicht ausgesprochen sein kann. Betont muß aber werden, daß Christus nur seine Tatsache der Gegenwart feststellt (es gibt Verschnittene, zu denen er an erster Stelle wohl sich selbst zählte), nicht aber einen „Rat" oder ein „Gebot" für die Zukunft ausspricht. Daran ändert das hinzugefügte: „Wer es fassen kann, fasse es" nichts. Denn dies Wort ist begründet, ja notwendig durch die Neuheit, die Fremdartigkeit, die Unerhörtheit der von Christus hervorgehobenen Tatsache, für deren Verwirklichung er seine Zuhörer gewiß auf sich selbst verwiesen hat.

Einen auf Gelübden ruhenden Stand der Ehelosigkeit kennt Christus nicht.

Die ganze Haltlosigkeit des auf den drei „Räten": Armut, Keuschheit, Gehorsam sich aufbauenden Ordensstandes wird aber handgreiflich klar, wenn man die schon erwähnten übrigen „evangelischen Räte" zum Vergleiche heranzieht.

Niemand kann leugnen, daß die „Bergpredigt" (Matth. 5. 6. 7) das religiös-ethische Lebensprogramm Christi darstellt; Christus hat dort auf dem Berge gleichsam seine Fahne entfaltet, der alle, alle folgen sollen. Darüber lassen Einleitungs- und Schlußworte keinen Zweifel:

Als er aber die Massen sah, stieg er auf den Berg, und da er sich gesetzt, traten heran zu ihm seine Jünger. Und er tat seinen Mund auf und lehrete sie und sprach . . . Und es geschah, sobald Jesus geendet hatte diese Reden, erstaunten die Massen ob seiner Lehre; denn er lehrte sie, wie einer der Macht hat.

Nun, in der „Bergpredigt" finden wir, wie schon hervorgehoben, eine Reihe von Weisungen, die von Christus mit viel größerer Bestimmtheit als Vollkommenheitsvorschriften hingestellt werden als irgendeiner der drei „evangelischen Räte" des Ordensstandes. Warum also — ich wiederhole die Frage — greift man lediglich zu den drei „evangelischen Räten", die obendrein noch gar keine Räte Christi sind? Warum stellt man das Gebäude des Ordensstandes nicht auch auf die von Christus doch mit größter Deutlichkeit als Bausteine seines Vollkommenheitsturmes bezeichneten Vorschriften der „Bergpredigt"? Da lesen wir:

Ich sage euch: ihr sollt überhaupt nicht schwören . . . Es sei euer Wort: ja, ja; nein, nein . . . Ich sage euch: wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere. Und wer mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem lasse auch den Mantel. Wer dich zu laufen nötigt eine Meile, mit dem gehe zwei.

Wo hat Christus Armut, Keuschheit, Gehorsam „geraten" mit gleicher oder auch nur ähnlicher Bestimmtheit, mit der er hier befiehlt? Und doch: von der „Bergpredigt" mit ihrem: „Ich aber sage euch" findet sich nichts in den Grundlagen des Ordensstandes; dort sehen wir nur die von Christus nicht gelegten „Grundsteine" der „evangelischen Räte".

Die Deutung der auffallenden Tatsache liegt in folgendem: Auf Armut, d. h. auf kommunistischer „Armut", auf Keuschheit, d. h. auf Ehelosigkeit, auf Gehorsam, d. h. auf blinder Unterwürfigkeit, lassen sich mächtige von einer Zentralstelle aus zu leitende Genossenschaften errichten; auf den Vorschriften der „Bergpredigt" nicht. Deshalb sind Armut, Keuschheit und Gehorsam von der römischen Kirche allmählich zu „evangelischen Räten" gemacht und zu einem Systeme, dem Ordensstande, ausgestaltet worden.

* * *

Aber, wird man fragen, woher kommt es denn, daß dennoch jährlich Tausende an die Klosterpforten pochen und um Einlaß bitten. Die Tausende lesen doch auch in der Schrift.

Gewiß, wenn auch für einen großen Teil der Tausende genaue Kenntnis der Schrift verneint werden muß. Aber nicht diese oder jene Stelle der Schrift führt die vielen in die Klöster! Die eigentliche Triebkraft ist allgemeiner religiöser Idealismus, der, durch angeborene und anerzogene Vorurteile mißleitet, dann allerdings die Verwirklichung seiner Sehnsucht im Ordensleben erblickt.

Der von Natur im menschlichen Herzen lebende Idealismus ist durch das Christentum zu mächtiger Flamme entfacht worden. Christus mit seinem Weckrufe: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, ein Ruf, der durch sein eigenes Leben zu leuchtender Tat wurde, hat im Laufe der Jahrhunderte Ungezählte über das rein Irdische emporgerissen; die mystisch verklärten, von Ewigkeitssonnen bestrahlten Fernblicke in ein Jenseits haben Scharen zum Pilgerstabe greifen lassen, um in Selbstverleugnung und Entbehrung, in schrankenloser Hingabe und glühender Begeisterung, in verzehrender Opferliebe und demütigem Duldersinne die schmalen Pfade zu wandeln, die zu Höhen führen sollen, wo der Menschheit die Gottheit begegnet.

Solch christlicher Idealismus hat auch im katholischen Christentume mächtig pulsiert und pulsiert dort noch, trotz dichter und dicker Überwucherung durch Menschliches, Allzumenschliches. „Dieser Drang ist es, der Jungfrauen und Jünglinge, Männer, Frauen und Greise in die Orden treibt. Es ist nicht — wenigstens nicht im allgemeinen — Weltflucht und Lebensverneinung" im Sinne von Lebensverdrossenheit, was die Tausende Armut, Keuschheit und Gehorsam geloben läßt, sondern hochgemuter, starker Lebenswille, aber eines Lebens, das die Worte sich zur Richtschnur macht:

Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleische, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben (Galat. 2, 20).

Ich stehe nicht an, zu sagen, daß hinter die Klostermauern eine wahre Unsumme von lauterster Gottes- und Christusliebe, von heldenmütigster Entsagung getragen wird. Und weiter sage ich: in keiner anderen christlichen Gemeinschaft strömt dieser Strom christlichen Idealismus' so breit und wuchtig, wie in der ultramontan-katholischen. Denn zunächst ist auch der ultramontane Katholik ein Mensch und will ein Christ sein, d. h. auch er besitzt ein Herz, das die lichten Höhen und die purpurnen Tiefen des Menschen- und Christentumes in sich birgt. Dann aber stellt nur das katholisch-ultramontane Christentum dem Menschen und Christen die Erfüllung seiner Sehnsuchtsideale greifbar vor Augen, indem es ihm die Klöster zeigt und aus ihnen die Stimme ertönen läßt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben".

Daß dies Irrtum ist und Täuschung, verschlägt nichts. Wieviel Idealismus in der Menschheit ruht nicht auf Irrtum und Täuschung?! Hier schadet der Irrtum, was die Wirkung betrifft, d. h. in bezug auf das massenhafte Einströmen in die Klöster um so weniger, als von 10000 Klosterkandidaten kaum einer den Irrtum erkennt.

Das Vorurteil, daß der Ordensstand das Höchste an christlicher Lebensführung darstellt, ist in ultramontan-katholischen Kreisen so unausrottbar tief eingewurzelt — denn die „unfehlbare" Autorität der Kirche hat es eingepflanzt und behütet es —, daß daran zu zweifeln niemand in den Sinn kommt.

So flutet denn der ultramontan-katholische Idealismus ununterbrochen in die Klosterräume, die sich weiten und dehnen und dennoch die Menge kaum fassen, obwohl es nichts dem wesentlich individualistischen, ja in gewissem Sinne atomistischen (davon später) Christentume Widersprechenderes gibt als den Ordensstand mit seiner kasernierten, reglementierten, bis zur Minute und bis zum Buchstaben bestimmten Frömmigkeit und Askese.

Freilich, dies Bild hat eine Kehrseite. Sie besteht darin, daß der Idealismus, der die Scharen über die Klosterschwellen führt, im Kloster, in den Jahren des Klosterlebens, mählich und mählich erstirbt, und an seine Stelle, bei ungezählten Tausenden, Ernüchterung, Enttäuschung, Widerwille, kurz das trostlose Elend zu später Wirklichkeitserkenntnis tritt. Wäre der Austritt aus den Klöstern nicht so schwer, wüßten nicht die vielen, daß sie durch ihren Austritt brot- und zukunftslos daständen, unfähig sich einen neuen Beruf zu schaffen und dazu noch verachtet von ihrer Umgebung wegen des „Abfalles" von der „Gnade des Berufes": die Flut, die in die Klöster strömt, würde, wenn auch nach Jahren, wieder rückwärts fluten. Das geistige Elend der Klöster ist ein weitverbreitetes und schreckliches; aus Idealismus ist Pessimismus, ist hoffnungsloses Müssen geworden. Menschliche Natur und christlich-ideales Empfinden lassen sich eben auf die Dauer doch nicht ungestraft knechten, noch mißleiten.

Nur wenigen ist es beschieden, sich dem Joche und der Mißleitung zu entziehen. Der Rest leidet stumm das namenlos schwere Leiden eines verfehlten Lebens. Schon oben (S. 122f.) habe ich davon gesprochen; weiter unten, bei Darstellung meiner Tätigkeit als Beichtvater und Exerzitienmeister, komme ich auf die erschütternde Tatsache zurück.

Im Anfange aber, ehe noch die Erkenntnis heraufzudämmern beginnt, braust und rauscht und schäumt innerhalb der Klostermauern ein Idealismus so ursprungsklar, so edel, wie er kaum sonst in der Menschheit sich findet.

Und ein Tröpflein in dieser realistischen Flut war auch ich, als ich den Schritt über die Schwelle des Jesuiten-Noviziates tat.

Zweites Kapitel.

Kandidaten- und Novizenleben.

Das Noviziat hat eine Vorstufe: die Kandidatur, die nach den Ordenssatzungen (Exam. gen. 1, 13) zwölf bis vierzehn Tage dauert, aber auch abgekürzt werden kann.

Der Kandidat, der „als Gast“ (hospitum more) behandelt wird, lebt von den übrigen Insassen getrennt, behält die Kleider an, in denen er gekommen ist, nimmt aber teil an den religiös-asketischen und sonstigen Übungen der Novizen.

1. Kandidatur-Examen.

Der Kandidatur voraus geht ein „Examen“, d. h. der sich zur Aufnahme Meldende wird von drei vom Oberen des Hauses, wo er sich meldet, oder unmittelbar vom Provinzial bestimmten Patres über folgende Punkte ausgefragt:

1. Ob er Ketzer oder Schismatiker oder exkommuniziert gewesen sei; 2. ob er einen Mord begangen habe oder im juristischen Sinne „infam“ gewesen sei; 3. ob er schon einem anderen Orden angehört habe; 4. ob er verehelicht gewesen sei, d. h. ob er die Ehe fleischlich vollzogen (consummari), oder ob er in Sklaverei oder Leibeigenschaft gestanden habe; 5. ob er an einer Krankheit leide, die geistige Schwäche verursache (Exam. gen. 2, 2—5).

Beantwortet der Kandidat eine dieser fünf Fragen mit Ja, so soll im „Examen“ nicht fortgefahren werden, weil jeder der fünf Punkte ein „Hindernis“ (impedimentum) enthält, das den Eintritt in die Gesellschaft Jesu unmöglich macht. Dazu ist später als sechstes Hindernis Abstammung von Juden hinzugekommen. Von allen Hindernissen kann der Ordensgeneral dispensieren.

Lastet auf dem Kandidaten keines der Hindernisse, so geht das „Examen“ weiter:

ob er aus legitimer Ehe; ob seine Vorfahren schon lange Christen sind; ob einer seiner Vorfahren bekannt ist wegen eines religiösen Irrtumes; wie Vater und Mutter heißen, in welchen äußeren Verhältnissen sie leben; ob er Schulden habe, ob er Eltern oder Blutsverwandte unterstützen müsse, ob er die Art der Unterstützung dem Urteile seiner zukünftigen Oberen überlassen wolle; wie viele Geschwister er habe, und in welchen äußeren Verhältnissen sie leben; ob er jemals sich durch irgendwelche Worte zur Ehe verpflichtet habe; ob er Kinder habe oder gehabt habe; ob er eine mechanische Kunst verstehe; ob er lesen und schreiben könne; ob er eine geheime oder nicht geheime Krankheit habe, besonders des Magens, des Kopfes, oder ob er sonst einen Körperfehler habe; ob er eine kirchliche Weihe besitze oder irgendein Gelübde ihn binde, besonders das einer Wallfahrt; wie er von Jugend auf in bezug auf geistliche Dinge gesinnt war, zunächst in bezug auf das Gebet, wie oft er tags und nachts zu beten pflege, zu welchen Zeiten, in welcher Körperhaltung, mit welchem Wortlaute, mit welchem Grade von Andacht; wie sein Verhalten sei in bezug auf Messe, Predigten, Betrachtungen; ob er Ansichten huldige, die abweichen von den in der Kirche üblichen, und wenn, ob er bereit sei, sich zu unterwerfen; ob er, bei Skrupeln und geistigen Schwierigkeiten, sich dem Urteile derjenigen in der Gesellschaft [Jesu] unterwerfen wolle, die dafür aufgestellt seien, darüber zu entscheiden; ob er fest entschlossen sei die Welt zu verlassen und die Ratschläge Christi („die evangelischen Räte“, s. S. 132) zu befolgen; wie lange er den Entschluß schon habe; ob er ihn in der Gesellschaft [Jesu] ausführen wolle; ob er von irgend jemand in der Gesellschaft [Jesu] zum Eintritt veranlaßt sei; wenn ja, solle er noch einige Zeit mit dem Eintritte warten (Exam. gen. 3, 2—14).

Die „Deklaration“ fügt hinzu, der Kandidat sei zu aufrichtigen Antworten unter Sünde (ad peccatum) verpflichtet, deren Lossprechung demjenigen vorbehalten sei (reservatum), welcher die Fragen stellt.

Interessant, weil von echt jesuitischer Schlauheit, ist auch die sechste Regel für den „Examinator“:

Wer aufgenommen werden will, soll vor allem geziemend befragt werden über die fünf wesentlichen Hindernisse; aber mit Klugheit, so daß er nicht erkennt, daß es Hindernisse sind, die von der Aufnahme in die Gesellschaft ausschließen, damit er nicht Anlaß nimmt, die Wahrheit zu verbergen (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 130).

Außer diesen Fragen werden aber, und zwar als Hauptsache, noch andere gestellt, von denen die Satzungen allerding nichts sagen. Die Fragen beziehen sich auf das sechste Gebot: ob und wie man durch Unkeuschheit gesündigt, besonders, ob man onanistische Gewohnheiten habe und ähnliches. Gewöhnlich behält sich der Obere selbst diese Fragen vor; wenn nicht, so bestimmt er, welcher der drei übrigen „Examinatoren“ die heikelen Fragen zu stellen hat.

Das „Examen“ findet meistens nicht unmittelbar vor dem Eintritte statt, sondern schon früher. So auch bei mir.

Einer meiner „Examinatoren“ war der oben als Mitarbeiter der „Monumenta Germaniä pädagogica“ charakterisierte Jesuit Pachtler, der damals als „Schriftsteller“ — „Schriftsteller“, scriptores, werden die schriftstellernden Jesuiten offiziell genannt — in Exaeten stationiert war und törichte Artikel und Bücher über und gegen Freimaurerei und Liberalismus schrieb, von denen später noch die Rede sein wird, und die den Tollheiten seines italienischen Ordensbruders Bresciani, der aber, wie wir gesehen

haben, einen Ehrenplatz in jesuitischen Schülerbibliotheken einnimmt, nichts nachgeben.

Die erwähnten geheimen Fragen richtete der Jesuit Meschler an mich, wobei ein Stück jesuitischer Unnatur zum Vorschein kam, das ich aber wegen der Intimität des Gegenstandes nicht vorlegen kann. Es soll jedoch dadurch kein Schatten auf die subjektive Sittlichkeit des fragenden Jesuiten geworfen werden. Er fragte und zweifelte eben, wie Ordenserziehung und moraltheologischer Drill ihn fragen und zweifeln gelehrt hatten. Ich war Frage und Zweifel gegenüber unwissend und ratlos, und erst Jahre später, als ich selbst innerhalb des Ordens Moraltheologie studieren mußte, um mich auf das Beichthören vorzubereiten, kam mir das Verständnis von Frage und Zweifel, die der Novizenmeister der „deutschen" Ordensprovinz mir als Kandidaten vorgelegt hatte.

Den Vorgang erwähne ich, weil er zeigt, wie leicht Idealismus und unerschütterlicher Glaube an die sittliche Güte des Ordensstandes den ultramontanen Katholiken hinwegführen über Anstöße, die ohne diese beiden ganz gewiß zu schwersten Bedenken Anlaß geben würden.

2. Eine Metamorphose. Abschluß der Kandidatur. Die Ordenstracht. Eintritt ins Noviziat.

Wie alle Kandidaten ihre eigenen Kleider während der Kandidatur behalten, so behielt auch ich die meinigen. Nun war ich nie ein Gigerl gewesen, aber auf gut sitzende Anzüge und auf tadelloses Schuhwerk zu sehen war ich von Hause aus gewöhnt. Da, eines Nachmittags, als die Zeit des regelmäßigen Spazierganges herannahte, beordert mich mein „Schutzengel" in die „Lingerie" (Aufbewahrungsort für Wäsche und Kleider; vgl. S. 28) und der Bruder „Kleiderbewahrer" (custos vestium), der alte Bruder Toffel, ein französischer Schweizer, legt mir einen abgetragenen, schäbigen, über die Maßen schlecht sitzenden Anzug vor, weist mir ein Paar ganz abscheuliche, unförmliche Schuhe an und, als Krönung des Ganzen, Hut und Überzieher, die nach Stromer und „Walze" aussehen: meine eigenen Kleider solle ich ablegen und diese dafür anziehen. Die Metamorphose hat mich gewaltige Überwindung gekostet, und als ich mit meinen zwei Novizen-Begleitern im Kostüme des fechtenden Handwerksburschen über die Landstraße gen Roermond zu spazieren ging, da war mir weder „spaziergeherisch" noch sonst wie angenehm zumute. Von da an durfte ich im Hause noch meine eigenen Kleider tragen, für Spaziergänge, d. h. für die Öffentlichkeit, mußte ich aber die „neuen" anziehen.

Ich war auf die Probe gestellt worden und hatte sie bestanden. Andere Proben folgten später.

Den Abschluß der Kandidatur bildeten dreitägige „Exerzitien" und eine dem Novizenmeister abgelegte Generalbeichte über das ganze Leben.

* * *

Am Abend des 12. November fand ich auf meinem Bette ausgebreitet die Ordensgewandung: langes, bis zu den Füßen reichendes schwarzes Oberkleid, in der Mitte zusammengehalten durch einen schmalen Gürtel (cingulum); als Kopfbedeckung ein kleines rundes, schwarzes Käppchen, die Kalotte, das auf dem Hinterkopfe getragen wird. Unter dem Oberkleide: Hemd von grober Leinewand, Kniehosen aus derbem Stoffe, lange schwarze Strümpfe, die durch an den Beinkleidern befestigte Bänder gehalten werden, und dicke Schuhe. Unterbeinkleider kennt die jesuitische Toilette nicht.

Eine bestimmte Ordenskleidung gibt es im Jesuitenorden eigentlich nicht (Exam. gen. 1, 13 und Declar. F). Der Jesuit soll nirgendwo auffallen; er soll sich überall den landes- und ortsüblichen Gebräuchen anpassen. Dennoch hat sich, zumal in der „deutschen" Ordensprovinz, eine Ordenskleidung, die oben beschriebene, eingebürgert.

Lehrreich ist, wie der einflußreichste asketische Schriftsteller des Ordens, der Jesuit Alphons Rodriguez, in seiner „Übung der christlichen Vollkommenheit" (7. Auflage der deutschen Ausgabe. Regensburg 1905, II 21) die Unauffälligkeit der jesuitischen Kleidung deutet:

> Um zu jeder Gattung von Menschen desto leichter Zutritt zu finden, war es dienlich, kein anderes Kleid zu tragen, als das der gewöhnlichen Priester ... Dazu kommt noch, daß die Gesellschaft zu Luthers Zeiten gestiftet wurde, als die Irrgläubigen vor den Ordensleuten und sogar vor ihrer Kleidung zurückschauderten. Um also einen freieren Zutritt zu den Irrgläubigen zu haben, ... durften wir nichts Auffallendes in unserer Kleidung haben ..., denn sonst wären wir den Irrgläubigen (Ketzern) ein Gegenstand des Abscheues gewesen ..., und dadurch wäre einer der Hauptzwecke, weshalb Gott unsere Gesellschaft gegründet hat, vereitelt worden.

* * *

Früh um 4 Uhr des anderen Morgens weckte mich der „Bruder Wecker" (excitator), Bruder

Minkenberg (er war zugleich „Bruder Schuster“ und „Bruder Sakristan“) mit dem üblichen Rufe: Venite, adoremus Dominum (Kommet, lasset uns den Herrn anbeten, worauf man zu wiederholen hat: Venite, adoremus) und half mir in die ungewohnte Tracht. In der Hauskapelle nahm ich meinen Platz unter den Novizen ein und empfing mit ihnen aus den Händen des Rektors und Novizenmeisters die Kommunion. Damit war ich Novize der Gesellschaft Jesu.

Es war der 13. November 1878, der Festtag des „heiligen“ Stanislaus Kostka (vgl. S. 98), eines polnischen adeligen Jünglings, der im 17. Jahrhundert als Jesuitennovize zu Rom starb, später „heilig“ gesprochen und zum Patron aller Noviziate des Ordens erklärt wurde.

3. Die Tagesordnung.

Werde ich sie nach 32 langen, ereignisreichen Jahren zusammenbekommen? Schwerlich absolut genau; richtig in den Hauptsachen aber wohl.

4 Uhr Aufstehen; zu Jugendliche (es kommen unter den Novizen 15 und 16jährige vor) und Schwächliche stehen um 5 Uhr auf; nach dem Ankleiden, das nicht mehr als 20 Minuten erfordern soll: Besuch des „Allerheiligsten“, visitatio sanctissimi (unter dem „Allerheiligsten“ versteht der Katholik die im Tabernakel des Altars aufbewahrte konsekrierte Hostie, in welcher der Gott-Mensch Jesus Christus wirklich und wesentlich gegenwärtig ist: vgl. S. 94f.); 4½—5½ Betrachtung (meditatio); 5½—6 Messe; 6—6¼ reflexio, d. h. Nachdenken über die Betrachtung; 6¼—6½ compositio lecti: Bettmachen (jeder Jesuit macht sein Bett selbst); 6½ Frühstück; 6 Uhr 50 bis 7½ freie Zeit (relaxatio animi: Ausspannung des Geistes); 7½—8 Exercitium memoriae: Auswendiglernen mehrerer Verse aus dem neuen Testament; 8—9 Haus- und Gartenarbeiten (opera manualia); 9—10 Unterweisung (instructio) durch den Novizenmeister oder seinen Sozius; 10—10¼ Besuch des „Allerheiligsten“ in der Kapelle; dann während einiger Minuten: Austeilung von Almosen (distributio elemosynarum), d. h. je zwei zu gegenseitigen „Schutzengeln“ bestellte Novizen teilen sich mit, was sie an Fehlern, Eigentümlichkeiten usw. aneinander wahrgenommen haben, oder was ihnen von anderen (sei es von Oberen oder Mitnovizen) als fehlerhaft bezeichnet worden ist; 10½—11 Schönschreiben (exercitium scribendi); 11—11¼ Lesung im „Thomas von Kempen“; 11¼—11½ Gewissenserforschung; 11½—12 Mittagessen; darauf kurzer Besuch des „Allerheiligsten“ in der Kapelle; 12—1 Rekreation (recreatio: Erholung); 1—1½ Lesung im „Heiligenleben“, d. h. in einer von einem Jesuiten geschriebenen Lebensbeschreibung eines „heiligen“ Jesuiten; 1½—3 Haus- und Gartenarbeit: 3—4 Schule oder Katechese; 4—4¼ „Merenda“ (woher der Ausdruck stammt, weiß ich nicht), d. h. stehend wird im Refektorium Kaffee mit Brot eingenommen; 4¼—4¾ Lesung in dem Buche „Übung der christlichen Vollkommenheit“ vom Jesuiten Alphons Rodriguez; 4¾—5¼ Besuch des „Allerheiligsten“; 5¼—6½ Abendbetrachtung; 6½—7 Abendessen, darauf kurzer Besuch des „Allerheiligsten“ in der Kapelle; 7—8 Erholung; 8 Uhr Litaneien: Allerheiligen- und Lauretanische Litanei (vgl. S. 12²) als gemeinsames Nachtgebet; 8¼—8½ Erklärung der Betrachtungspunkte (puncta meditationis) für den kommenden Morgen durch den Novizenmeister oder seinen Sozius; 8½—8¾ Gewissenserforschung; 8¾ kurzer Besuch des „Allerheiligsten“ in der Kapelle; dann Schlafengehen. Um 9 Uhr muß jeder im Bette sein.

An Sonn- und Festtagen änderte sich die Ordnung etwas, indem die Hausarbeiten sehr gekürzt, dafür Frömmigkeitsübungen und Erholungen verlängert wurden. Dienstags und Donnerstags waren zweistündige Nachmittagsspaziergänge.

Ich wiederhole: kleinere, bedeutungslose Unrichtigkeiten in der „Tagesordnung“ mögen mir nachgewiesen werden. Wer weiß nach 32 Jahren, welche Viertelstunde so und welche so verwendet wurde? Das, worauf es ankommt und worauf ich zurückkommen werde, ist richtig wiedergegeben: der bis in kleine und kleinste Bruchteile von Zeit zerstückelte Tag.

4. Verschiedenes.

Durch rasche Ausweisung aus Deutschland veranlaßte äußere Schwierigkeiten für den Orden. Schlafsaal-Verhältnisse im Noviziat. Waschen und Reinlichkeit. Enges Aufeinanderwohnen. Mahlzeiten und Kost. Stillschweigen und Erholungen, Lateinsprechen. Noviziats-Präfekturen und Ämter. Schulstunden. „Toni“ und Predigtübungen. Abgeschlossenheit des äußeren Lebens. Gesprächsstoffe.

Das Leben des Kandidaten und Novizen (und später auch des Scholastikers) bietet für Abtötung und Selbstüberwindung reichlich Gelegenheit. Zur Zeit meines Eintrittes (1878) waren solche Gelegenheiten, infolge äußerer Umstände, besonders zahlreich.

Als der Jesuitenorden aus Deutschland ausgewiesen wurde (mit so viel Grund und Recht!), geriet er zunächst in nicht geringe Verlegenheit, wie und wo er seine zahlreichen „deutschen“ Mit-

glieder unterbringen solle. Die Gegenheit guter Freunde kam ihm rasch zu Hilfe.

Mein Vater stellte der „deutschen" Ordensprovinz sein in Holland gelegenes Schloß Blyenbeck zur Verfügung; dort wurde das „Philosophat" (Haus für die Philosophie studierenden Scholastiker) eingerichtet. Die „Humanisten" (die Scholastiker, welche die studia humaniora in drei Klassen: Grammatik, Humanität, Rhetorik betreiben) kamen nach Wynandsrade, einer gleichfalls in Holland gelegenen Besitzung eines Freiherrn von dem Bongart (des Letzten seines Stammes). Die Theologen unter den Scholastikern und die „Tertiarier" (d. h. die im dritten Probejahre stehenden, wissenschaftlich fertig ausgebildeten Scholastiker) zogen nach England, wo eine reiche englische Dame, Lady Stapleton, der „deutschen" Ordensprovinz zwei Landhäuser, Ditton Hall und Portico, zwischen Liverpool und Manchester beim Fabrikorte Widneß gelegen, überlassen hatte. Das Noviziat wurde nach Exaeten gelegt; dort nahm ein unschönes, einer holländischen adeligen Familie (deren Namen ich vergessen habe) gehöriges Haus die Jesuitennovizen auf.

Daß bei den plötzlichen Umzügen und Umquartierungen in Gebäulichkeiten und Räume, die in keiner Weise für Zwecke des Ordens und für sehr viele Bewohner eingerichtet waren, große Unzuträglichkeiten sich einstellten, daß man sich nach der oft kurzen und schmalen „Decke" strecken mußte, versteht sich von selbst.

* * *

Eine der härtesten körperlichen Abtötungen war für mich das Schlafen im gemeinsamen Schlafsaale. Schon an und für sich ist gemeinsames Schlafen — 20—30 Menschen in einem Raume! — hart und stellt an Selbstüberwindung nach mancher Richtung hin (man denke an Schnarchen, lautes Träumen usw.) große Anforderungen. Und nun erst unser Exaetener Schlafsaal!

Es war der Bodenraum des Hauses, unmittelbar (ohne Verschalung) unter dem steilen Schieferdache. Im Winter wahrhaft eisige Kälte (nicht selten wurde der feine Schnee vom Winde auf Bettdecke und Kopfkissen getrieben; das Waschwasser war häufig gefroren), im Sommer unerträgliche Glut, die von den unter Tags heiß gewordenen Schieferplatten auch für die Nacht wie in einem Kachelofen festgehalten wurde. Wenige und schmale Dachluken ließen Licht und Luft nur spärlich ein. Da der Reinigungsprozeß des Badens und Füßewaschens äußerst selten (Baden vielleicht zweimal im Jahre, Füßewaschen höchstens monatlich) vorgenommen werden durfte, und da die Strümpfe, die jeder an seinen Bettpfosten hing, nur wöchentlich gewechselt wurden, so lagerte im Schlafsaale ständig, zumal nachts, ein schrecklicher Dunst. Die Bettstellen waren zwischen den roh gezimmerten, in die Kreuz und in die Quer laufenden Dachbalken angebracht, so daß Kopf und Arme nicht selten mit den ungefügen Balken in unsanfte Berührung kamen.

* * *

Zum Waschen waren schmale Tische aufgestellt, auf denen blecherne Waschschüsseln standen; nicht für jeden eine besondere, sondern eine Schüssel diente mehreren. War einer fertig, so goß er das schmutzige Wasser in einen in einem kleinen Nebenraume befindlichen Trog, spülte die Schüssel oberflächlich aus und überließ sie seinem Nachfolger. Im selben Troge mußte man auch die Nachtgeschirre reinigen. Der Trog hatte allerdings Abfluß, aber infolge des täglichen Ausgießens von 30—40 Nachtgeschirren in ihn strömte er beißenden Geruch aus, der sich mit der übrigen Schlafsaalatmosphäre nicht gerade lieblich mischte.

Nur vollständig bekleidet durfte man sich waschen; in Hemd und Hose es zu tun, galt als gegen Schamhaftigkeit verstoßend. So konnte das Waschen nur sehr oberflächlich vor sich gehen.

* * *

Aus welchen Schichten der Jesuitenorden sich vielfach rekrutiert, mögen einige Vorkommnisse bei der gemeinsamen Morgentoilette zeigen. Viele meiner Mitnovizen benutzten nicht die ihnen vom Orden zur Verfügung gestellten Zahnbürsten (die jahrelang vorhalten mußten), sondern erledigten das Zähneputzen mit — dem Zeigefinger. Nicht wenige auch putzten ihre Zähne, spülten ihren Mund aus, gurgelten, spuckten das dazu benutzte Wasser in das gefüllte Waschbecken und wuschen erst dann mit dem gleichen Wasser Gesicht und Hände. Die ständige Ertragung solcher Unreinlichkeiten bildete ein gutes Stück täglicher Abtötung.

Körperpflege im Sinne auch nur von gründlicher Reinlichkeit gibt es im Jesuitenorden überhaupt nicht. Der einzelne Jesuit ist sehr verschmutzt. Ich komme darauf noch zurück.

* * *

Auch das enge Aufeinanderwohnen in den Zimmern brachte viele Unannehmlichkeiten mit sich. Ich war mit noch vier anderen Novizen in einem Raume untergebracht, der offenbar nur für einen Menschen als Wohn- oder Schlafraum beabsichtigt gewesen war. Als Erwachsener keine Minute für sich allein sein zu können, stets, im Gehen, Stehen, Sitzen, auf andere Rücksicht nehmen, Öffnen oder Schließen des Fensters von anderer Willen abhängig machen zu müssen, ist eine auf die Dauer gewaltige Beschränkung, die um so schwerer sich fühlbar macht, je älter man ist, und je weniger die früher gewohnten Verhältnisse solchen Zuständen entsprachen.

Bei den Mahlzeiten saß man nur an der Innenseite des langen hufeisenförmig aufgestellten Tisches. So hatten die am oberen Ende sitzenden Oberen (Rektor und Minister) einen freieren Überblick. Novizen, jede Woche nach bestimmter Ordnung wechselnd, waren Tischdiener; andere lasen während der Mahlzeit teils lateinisch, teils deutsch vor.

Die Kost war reichlich und gut. Zum Frühstücke gab es in großen Blechtassen Kaffee, dazu Brot (ohne Butter) nach Belieben. Mittags: Suppe, zwei Fleischspeisen mit Gemüse, Kartoffeln oder Salat; abends: Suppe und ein warmes Fleischgericht. Die Mahlzeiten an hohen Festtagen waren nicht selten geradezu üppig. Beim Abschnitte über die „Armut“ im Jesuitenorden wird sich Gelegenheit bieten, diese Seite der „Armut“ etwas zu beleuchten.

* * *

Außer zur zweimaligen Erholungszeit, nach dem Mittag- und Abendessen, herrschte strengstes Stillschweigen im ganzen Hause. Die Umgangssprache, auch während der Erholungen, war das Lateinische, über dessen Beschaffenheit oben das Nötige gesagt worden ist. Nur Sonntags und auf Spaziergängen wurde deutsch gesprochen.

* * *

Die Erholungen waren nicht gemeinschaftlich, d. h. es durfte sich nicht jeder mit jedem unterhalten. Die ganze Novizenschar wurde in „Turmen“ (turmae) von je vier oder fünf, jede Woche aufs neue, durch den Sozius des Novizenmeisters oder auch durch diesen selbst eingeteilt. Nur die zur gleichen „Turme“ Gehörenden durften miteinander sprechen. Für Spaziergänge bestand jede „Turme“ mindestens aus drei Novizen. Gemeinschaftliche Erholung (recreatio communis), bei welcher der Turmenzwang aufgehoben war, gab es selten. Jede „Turme“ hatte einen „Präfekten“ (praefectus turmae); sein Amt war: dem Oberen über alles zu berichten, was während der Erholung und während des Spazierganges in der betreffenden „Turme“ gesprochen worden oder sonst vorgekommen war.

* * *

Einer der Novizen war „Generalpräfekt“; seinen Anordnungen hatten die übrigen Novizen zu gehorchen. Er gab mit einer Glocke das Zeichen zum Beginne und Schlusse der verschiedenen Übungen. Außer dem „Generalpräfekten“ gab es noch verschiedene andere „Präfekten“, denen bestimmte Beschäftigungen oblagen. So hatte jedes Zimmer (cubiculum) einen praefectus cubiculi; der praefectus lampadarum sorgte für die Lampen; dem praefectus triclinii (triclinium: Speisesaal) war die Reinlichkeit des Refektoriums mit allem, was dazu gehörte (Teller, Messer, Gabeln, Gläser) anvertraut; der praefectus atriorum (atrium: Halle) besorgte das Fegen und Aufwischen der Gänge und Treppen. Ein „anrüchiges“ Amt hatte der praefectus locorum: die Aborte (locus: Abort) waren seiner Obhut unterstellt. Das bedingte eine Tätigkeit, die, in einem von 50—60 Menschen bewohnten Hause, mit entsprechend zahlreichen Aborten ohne Wasserspülung und sonstige „moderne“ Einrichtungen, erheblich weit ins asketische Gebiet, d. h. ins Gebiet rücksichtslosester Abtötung hinüberführte. Den „Präfekten“ war eine Anzahl von „Genossen“ (socii) zugeteilt.

Halbjährlich, oder auch öfter, ganz nach Befinden des Novizenmeisters, wurden die „Präfekten“ gewechselt und den neuen „Präfekten“ auch neue „Genossen“ gegeben, so daß im Laufe der zwei Jahre des Noviziats jeder Novize fast in allen Hausbeschäftigungen tätig gewesen war. Aus asketischen Gründen wurden einzelne Novizen allerdings ständig im gleichen Amte festgehalten.

Eine der Hauptobliegenheiten der Präfekten war, dem Novizenmeister und seinem Sozius über alle, auch die kleinsten Vorkommnisse innerhalb seiner Präfektur regelmäßig genauen Bericht zu erstatten.

* * *

Über die im Noviziate üblichen Schulstunden im Lateinischen und Deutschen habe ich das Nötige schon oben gesagt.

* * *

Jeden Sonntagnachmittag fanden* Redeübungen statt. Sie führten den merkwürdigen Namen „Toni" (wohl der Plural des lateinischen Wortes tonus: der Ton) und bestanden darin, daß im Laufe des Jahres der Reihe nach jeder Novize vom Katheder des Refektoriums herab das auswendiggelernte Stück einer Predigt vortragen mußte. Nach Beendigung des Vortrages kritisierte der Novizenmeister die Leistung und forderte auch einen oder zwei der Novizen zur Kritik auf.

Außer diesen von allen abzuhaltenden Deklamationsübungen gibt es noch besondere Predigtübungen. Einzelne rednerisch besonders veranlagte Novizen (ebenso später Scholastiker) haben an hohen Festtagen während der Mittagsmahlzeit selbst verfertigte Predigten zu halten. So predigte ich im zweiten Noviziatsjahre am Stanislaustage und sieben Jahre später (1886) als Theologiescholastiker in Ditton Hall am Ignatiustage, dem Hauptfesttage für den ganzen Orden.

Diese Mahlzeitspredigten, mit ihrem asketischen Inhalte, während Bratengeruch und Weindunst die Luft durchziehen, und das „andächtige Publikum" sich eifrig in Teller und Gläser vertieft, hatten für mich stets etwas Unangenehmes. Sie erschienen mir frivol, und ohne Zweifel sind sie eine, wenn auch verhältnismäßig harmlose Anwendung des jesuitischen Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel: die profanierte Predigt dient der rhetorischen Ausbildung der Ordensmitglieder.

„Toni" und Predigten setzen sich während der ganzen Ausbildungszeit des jungen Jesuiten, also während Scholastikat und Tertiat, fort. Der hohe Wert, den der Orden auf gewandtes öffentliches Auftreten und gutes Sprechen legt, kommt in dieser Einrichtung zum Ausdrucke. Mit viel größerem Rechte als der Dominikanerorden könnte der Jesuitenorden die offizielle Bezeichnung „Predigerorden" (Ordo praedicatorum) tragen.

* * *

Von der Abgeschlossenheit, die den Jesuitennovizen umgibt, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Exaeten, das Noviziatshaus, lag in der Öde einer holländischen Heide, allein es hätte mitten im Brausen und Branden einer Großstadt liegen können: die äußere Welt wäre für seine Insassen ebenso tot, ja in gewissem Sinne ebenso nicht-existierend gewesen, wie sie es für uns Novizen zwischen Heidekraut und Kiefern war. Zeitungen oder etwas Ähnliches bekommt der Novize nie zu Gesicht; niemals wird ihm daraus vorgelesen. Irgendwelchen Verkehr hat er nicht. Sein Umgang beschränkt sich ausschließlich auf Mitnovizen, auf seine beiden Oberen, den Novizenmeister und dessen Sozius, und auf den „Manuduktor" (s. S. 131). Selbst mit den übrigen Hausbewohnern, Patres und Laienbrüdern, darf der Novize nicht sprechen, ohne besondere Erlaubnis. Zuweilen, aber selten, nehmen Novizenmeister oder sein Sozius an den Erholungen der Novizen teil; aber da auch die Gespräche in den Erholungen „der Frömmigkeit und dem geistlichen Fortschritt dienen sollen", so hören die Novizen von den sie Besuchenden nur, was sich auf Tugend und Askese in jesuitischem Sinne bezieht.

* * *

Die Legende erzählt vom Eremiten Paulus, der im vierten Jahrhundert 60 Jahre allein in der lybischen Wüste gelebt haben soll, daß, als zufällig ein Wanderer zu ihm verschlagen wurde, er gefragt habe: ob noch Menschen geboren, ob noch Häuser gebaut, ob noch Kriege geführt würden usw. Die gleichen Fragen kann der Jesuitennovize stellen, so abgeschieden ist sein Leben.

Ich habe die unendliche Stille und Weltverlorenheit des Novizendaseins (Stille und Weltverlorenheit setzen sich übrigens im Scholastikat fort), nachdem die ersten Wochen und Monate der allerdings sehr harten Eingewöhnung überstanden waren, als Glück empfunden. Die jesuitische und die Ordensaskese überhaupt schmieden aus diesem Wohlgefühle ein Argument für die „Gottbegnadetheit" des Ordensstandes. Sehr mit Unrecht. Jeder tiefer veranlagte Mensch, auch der nicht-religiöse, fühlt und genießt Stille und Zurückgezogenheit als Wohltat, sobald er zur Erkenntnis des darin verborgenen Genusses sich durchgerungen hat. Einsame Gebirgstäler und -höhen, tiefe Waldesruhe, menschenleere Meeresgestade lassen die Hast und Unruhe der „Welt" ebenso aus dem Herzen schwinden und dafür Ruhe und Beschaulichkeit einziehen wie der „Gottesfrieden" eines Noviziats.

* * *

Das Noviziat legt die Grundmauern der Frömmigkeit und Askese. Eingehend haben wir uns deshalb mit beiden zu beschäftigen, und zwar werde ich gleich hier das Bild der gesamten jesuitischen Ordensfrömmigkeit und Ordensaskese entwerfen.

Drittes Kapitel.

Frömmigkeit und Askese des Jesuitenordens.

Allgemeines.

Frömmigkeit und Askese sind, trotz enger Verwandtschaft, zweierlei.

Frömmigkeit ist das lebendige Verhältnis der Menschenseele zu Gott und seine innere und äußere Betätigung. Askese ist Übung in Selbstverleugnung und Abtötung auf religiöser Grundlage und mit religiösen Zielen.

Evangelische Frömmigkeit und Askese, d. h. Frömmigkeit und Askese, wie Christi Wort und Beispiel in den Evangelien sie lehren, ist der Form nach die denkbar einfachste, nach Inhalt bilden sie Höhepunkte religiös-ethischer Vollendung.

Wie der gesamte Inhalt des Evangeliums teils durch schwärmerisch-fanatische Exaltation, teils durch aftermetaphysische Spekulation, teils durch staatliche Einflüsse im Laufe der Jahrhunderte von den verschiedenen Kirchen entstellt worden ist, so auch, und zwar in ganz besonderem Grade, seine Frömmigkeit und Askese.

Die Frömmigkeit Christi gipfelte im Verhältnisse des Kindes zum „himmlischen Vater"; diesen „Vater" soll man verehren „im Geiste und in der Wahrheit"; zu ihm soll man beten „ohne Wortschwall", „im Kämmerlein", nicht auf der Straße oder in prächtigen Tempeln. So ist Christi Frömmigkeit ganz schlicht, ganz natürlich, ganz geistig.

Solcher Frömmigkeit entsprechend ist auch Christi Askese. Man kann sie bezeichnen als die Selbstzucht und den Opfersinn des natürlich edlen Menschen, steigerungsfähig und gesteigert bis zu heroischer, selbstloser Hingabe an die hohen und höchsten Zwecke des Dienstes Gottes und der Menschheit, mit all den Opfern und Entbehrungen, die mit solchem Streben und Tun verbunden sind.

Nichts Gewaltsames, nichts Verzerrtes findet sich also in der Frömmigkeit und Askese des Evangeliums.

Vergleichen wir mit diesem hehren Urbilde Frömmigkeit und Askese der folgenden Zeiten bis in die Gegenwart, so treten aller Orten, auf evangelischer wie auf katholischer Seite, Unterschiede auf, ja Gegensätze klaffen. Innerlichkeit ist der Veräußerlichung gewichen; das Geradlinige und Schlichte dem Verworrenen und Gekünstelten; das Freie und Natürliche dem Zwange, dem Systeme.

Ein Übermaß solcher Unterschiede und Gegensätze findet sich in den weiten Gebieten der geistlichen Orden der römischen Kirche.

I. Jesuitische Frömmigkeit.

Oben bezeichnete ich die Frömmigkeit des Ordensstandes überhaupt als eine kasernierte, eine bis auf den Buchstaben und bis auf die Minute reglementierte. Diese Charakteristik trifft ganz besonders zu bei jesuitischer Frömmigkeit. Sie ist der Tod des Individuellen, das doch Wesen und Leben echter Frömmigkeit sein muß. Schablonisierung, Nivellierung, Unterdrückung, ja Vernichtung der Eigenart ist, wie ich zeigen werde, überhaupt Kennzeichen des Jesuitismus und Ziel seiner Erziehung, zu deren wichtigsten Bestandteilen die Frömmigkeit gehört. Sie ist für den Orden nicht Selbstzweck, sondern — wie übrigens alles — nur eines der vielen Mittel für seinen Hauptzweck: innere und äußere Gleichförmigkeit seiner Glieder, der „Werkzeuge" seines Wirkens.

Dieser krasse Ordensegoismus, der Daseinsberechtigung von Individualitäten nicht anerkennt, und den wir in seiner aufsaugenden Tätigkeit schon bei der „Studienordnung" kennen gelernt haben, beherrscht auch die Frömmigkeit des einzelnen Jesuiten.

Am schärfsten kommt er zum Ausdruck in der bis ins kleinste gehenden Überwachung.

* * *

Was geheimste, jedem anderen Auge verborgene Regung des Herzens sein, was sich abspielen sollte ausschließlich zwischen Mensch und Gott, muß kritisierenden Oberen aufgedeckt werden. Hier, in Zwang und Kritik, tritt das rücksichtslos Nivellierende, das brutal Egoistische des jesuitischen Frömmigkeitssystems besonders deutlich hervor.

Schon in der jesuitisch gehandhabten Beichte — ich komme auf sie noch zu sprechen — hat der Orden ein sehr wirksames Mittel zu Zwang und Kritik auch in bezug auf Frömmigkeit. Doch er verlangt nach mehr, und dies Mehr hat er sich geschaffen in der „Gewissensrechenschaft" (ratio conscientiae). Sie ist ein so wichtiger Teil im System des Jesuitismus, daß ihr ein eigener Abschnitt gebührt. Hier soll nur ihr Einfluß auf die Frömmigkeit betont werden.

Da der Untergebene in der „Gewissensrechenschaft" dem Oberen alles aufdecken muß, was,

zumal in religiös-asketischer Beziehung, in ihm vorgeht, und da diese Bloßlegung der Seele und des Gemütes — es ist eine bis aufs äußerste getriebene Entkleidung — häufig und regelmäßig geschieht, so wird durch die „Gewissensrechenschaft" der Obere absoluter Herr und Gebieter des Inneren seiner Untergebenen. Nicht auf ihre Weise sind sie fromm, sondern nach Art und Weise des Oberen, d. h. des Ordens. Er bestimmt souverän, was und wie und wann sie beten, d. h. wie die Seele des einzelnen mit ihrem Gotte verkehren soll.

* * *

Der Orden legt Hauptgewicht auf das betrachtende Gebet: täglich ist ihm eine volle Stunde, im Noviziat sind ihm sogar zwei Stunden gewidmet; für jeden Jesuiten ist das betrachtende Gebet jährlich während einer ganzen Woche (im Noviziat und im Tertiat sogar während eines ganzen Monats) fast ausschließliche Beschäftigung. Somit ist das betrachtende Gebet, kurzweg die „Betrachtung" (meditatio, contemplatio) genannt, ein, wenn nicht der Wesensteil jesuitischer Frömmigkeit. Ist nun etwa bei diesem Gebete, das zum Unterschiede vom mündlichen Gebete das innerliche genannt wird, der Jesuit frei? Darf er hier seiner Individualität folgen, darf er den Weg zur Vereinigung mit Gott (die frommgläubig gesucht wird) hier sich selbst bahnen? Keineswegs. Während des ganzen Noviziats wird ihm der Betrachtungsstoff nicht nur genau Tag für Tag vorgeschrieben, es wird dieser Stoff ihm auch durch den Novizenmeister oder seinen Sozius eine halbe Stunde lang recht eigentlich vorgekaut, bis zu dem Grade, daß für jeden Betrachtungspunkt (gewöhnlich sind es drei) selbst die zu erweckenden Affekte „vorempfunden" werden.

Während des Scholastikats und später darf der Jesuit sich allerdings den Stoff, worüber er betrachten will, für gewöhnlich, nicht immer, selbst wählen, allein die im zweijährigen Noviziat angezüchtete völlige Unselbständigkeit bleibt als Bleigewicht an ihm hängen, und außerdem sorgen die jährlich wiederkehrenden „Exerzitien" (S. 97 ff.), in denen das Vorkauen der Betrachtungsart sich acht Tage lang täglich viermal wiederholt, sorgen die monatlichen „Gewissensrechenschaften" ausgiebig dafür, daß keine selbständige Frömmigkeit aufkommt.

* * *

Dazu kommen die „Lumina". Der Novize wird angewiesen, in einem besonderen Hefte nach jeder Betrachtung aufzuzeichnen, was er während der Betrachtung empfunden, welcher Punkt ihm besonderen Eindruck gemacht, welche Vorsätze er gefaßt hat. Diese „Erleuchtungen" (lumina) muß er dem Novizenmeister vorlegen, der sie der Individualität entkleidet und der Ordensfrömmigkeit anpaßt. In der regelmäßigen Kontrolle der „Lumina" tritt uns das vielleicht stärkste Stück von Nivellierungsarbeit im jesuitischen Frömmigkeitssystem entgegen. Denn die „Lumina" sind der kümmerliche Rest eigener Frömmigkeit, den der Jesuit sich aus den durch das Ordenssystem in feste, allgemeine Formen gebrachten Frömmigkeitsübungen bewahrt hat. Dadurch, daß auch dies letzte Überbleibsel dem Oberen zur Kritik preisgegeben wird, schwindet fast bis zur Vernichtung die Eigenart, indem selbst dem schriftlichen Niederschlage frommer Stimmungen und Gefühle der Ordensstempel aufgedrückt wird: was von diesen Aufzeichnungen, auch im Ausdrucke, nicht in die Ordensschablone hineinpaßt, wird ausgemerzt.

Die Einrichtung der „Lumina" weist übrigens noch eine andere bemerkenswerte Seite jesuitischer Frömmigkeit auf: Zergliederung des eigenen Ich, Ertötung des Spontanen und Impulsiven. Wirkliche Frömmigkeit ist ohne Spontanes und Impulsives undenkbar. Wer gehalten ist, nach jeder „Erhebung des Gemütes zu Gott" (denn das ist das Gebet) sich hinzusetzen und Gefühle und Empfindungen, die ihn dabei bewegt haben, schriftlich zu fixieren, geht der Unmittelbarkeit des Verkehrs der Seele mit Gott verlustig; dessen Frömmigkeit wird zur Registratur.

* * *

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Jesuitenorden die gleiche Überwachung, die gleiche Unselbständigkeitsmachung auch beim mündlichen Gebete übt. Auch hier ist nach Zeit, Ort und Art alles vorgeschrieben.

* * *

Sehr charakteristisch kommt die allumfassende „Wißbegierde" des Ordens in bezug auf das Gebetsleben zum Ausdruck in der schon mitgeteilten zehnten Frage an die „Kandidaten":

Welche Art und welche Geistesrichtung er schon von zarter Jugend an bis jetzt rücksichtlich der für sein Gewissen heilsamen Sachen habe: zunächst in

bezug auf das Gebet, wie oft er tags und nachts zu beten pflege, zu welchen Stunden, in welcher Körperhaltung, mit welchen Gebeten, mit welcher Andacht oder geistlichem Gefühl (Exam. gen. 3, 10).

Man sieht hier gleichsam den fragenden Jesuiten sich festsaugen an der Seele des „Kandidaten“; nichts, was die Frömmigkeit des Aufzunehmenden betrifft, darf ihm entgehen. Wenn die Kontrolle so dem „Kandidaten“ gegenüber gehandhabt wird, um wie viel mehr beim Novizen, Scholastiker, Pater, wie wir das unten bei Erörterung der „Gewissensrechenschaft“ sehen werden.

* * *

In diesen Wesenseigenschaften jesuitischer „Frömmigkeit“: Kontrollierung, Systematisierung, Nivellierung liegt auch ihre Gegnerschaft zur Mystik begründet. Die deutschen Mystiker, ein Tauler, Seuse usw., mit ihrem frommen Individualismus verhalten sich zum Jesuitismus wie Feuer zum Wasser. Der Jesuitenorden lehnt solche „Herzensergüsse“ schroff ab.

Während so himmlische Mystik ihm fremd bleibt, nimmt in seinem Frömmigkeitssystem eine andere Mystik aber breitesten Raum ein.

* * *

Vielfach begegnet man der Meinung, die Frömmigkeit des Jesuitismus sei eine nüchterne, verstandesmäßige, frei sowohl von aller Sentimentalität wie von allem Überschwange in bezug auf Wunder, Erscheinungen usw. Die Meinung ist grundfalsch.

Es fehlt der jesuitischen Frömmigkeit gewiß nicht an Reglementierung des Gefühls. Sie ist, wie wir gesehen haben, sogar stark vertreten, aber nur, um das Individuelle in der Frömmigkeit verschwinden zu machen und dafür das Ordenssystematische einzusetzen. Gegen echte Mystik, d. h. gegen freie Entfaltung der Seelenschwingen, gegen unkontrollierbare Vertiefung in die Abgründe der Gottheit, sperrt sich der Jesuitenorden; denn alles das liegt außerhalb seines Systems. Innerhalb der Ordensschablone wuchert aber ein ungeheuerer Wust von Sentimentalem, Abergläubischem, Wundersüchtigem. Kurz, der Jesuitenorden war und ist, wie kein Zweiter, ein Hauptförderer der Aftermystik mit allen ihren widerlichen Begleit- und Folgeerscheinungen.

* * *

Diese Frömmigkeitsrichtung im Jesuitenorden geht zurück auf seinen Stifter Ignatius von Loyola. Auch über ihn und sein Innen- und Gefühlsleben sind falsche Ansichten verbreitet. Wenn irgend jemand Aftermystiker und pathologischer Hysteriker war, dann der fromm gewordene Ritter des Baskenlandes.

Eine Charakteristik des Ignatius zu geben, liegt außerhalb des Rahmens meiner Arbeit. Nur einige Züge ignatianischer Frömmigkeit und Aftermystizismus' seien hervorgehoben: sie haften in breiter und massiger Ausgestaltung auch seinem Gebilde, dem Jesuitenorden, an.

Ignatius selbst diktierte dem Jesuiten Luis Gonsalez (Ludovicus Gonsalvus) über sich in die Feder:

Eines Nachts sah er während längerer Zeit die seligste Gottesmutter mit dem Jesusknaben. Durch diesen Anblick wurde ihm ein solcher Ekel vor seinem früheren Leben, besonders vor allen Dingen, die sich auf Fleischeslust beziehen, eingeflößt, daß es ihm schien, er fühle aus seiner Seele herausgehen alle Erinnerungen (species omnes) an diese Dinge . . . Während seines Aufenthaltes in Manresa schnitt er sein Haupt- und Barthaar, seine Fuß- und Fingernägel nicht. In Manresa (wo er die „Exerzitien“ niedergeschrieben haben soll) sah er am hellen Tage in der Luft eine glänzende Schlange, deren Anblick ihn mit großer Freude erfüllte; später erkannte er, daß es der Teufel gewesen war, und vertrieb die Schlange mit dem Stock. Die heiligste Dreifaltigkeit sah er eines Tages in Gestalt von drei Klaviertasten, wobei er so große Freude empfand, daß er einen Strom von Tränen vergoß, der bis Mittag andauerte. Die Erschaffung der Welt sah er in Gestalt eines weißen Gegenstandes, aus dem Gott Lichtstrahlen hervorsandte. Christum sah er oft während des Gebetes als weißen Körper, weder groß noch klein und ohne Gliedmaßen. Auf gleiche Weise sah er die Jungfrau Maria. Diese Erscheinungen bestärkten ihn so im Glauben, daß er gestand, daß auch wenn die Bibel die Glaubensgeheimnisse nicht lehrte, er doch bereit sei, für sie zu sterben. In einer Kirche vor den Toren Roms sah er, wie Gott Vater ihn seinem Sohne Christus zugesellte. Während er die Ordenssatzungen verfaßte, hatte er viele Erscheinungen von Gott Vater, der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria, und während der Messe mußte er viel weinen (Acta S. S. 34, Julii 7, 647. 649. 651. 652. 664. 665).

Die Bollandisten (jesuitische Schriftsteller, die das große hagiographische Werk Acta Sanctorum herausgeben. Sein Begründer und erster Herausgeber war der Jesuit Bollandus [† 1665], daher der Name: Bollandisten. Das

Werk ist noch nicht vollendet; bis jetzt sind 62 Foliobände der Neuausgabe erschienen) erzählen von Ignatius:

Eines Nachts wurde sein Zimmer von himmlischem Lichte so strahlend beleuchtet, daß andere hinzueilten, um zu sehen, was es gäbe. An dem Tage, als Ignatius anfing, die Satzungen zu schreiben, weinte er während der Messe fast unaufhörlich vor Rührung und Freude. So berichtet der Jesuit Orlandinus nach den eigenen Mitteilungen des Ignatius. Ignatius besaß „die Gabe der Tränen" (donum lacrymarum), d. h. er vergoß während des Gebetes und besonders während des Lesens der Messe Ströme von Tränen. Dem Jesuiten Bartoli erzählt Ignatius selbst: „An diesem Tage kamen mir die Tränen anders vor als früher; sie strömten langsam, süß, ohne Geräusch und kamen so tief von innen heraus, daß ich es nicht ausdrücken kann. Als ich die Jungfrau Maria bat, sie möge mir beim Vater und Sohne günstig sein, fühlte ich mich emporgehoben zu Gott Vater, mein Haar richtete sich auf, und meinen ganzen Körper durchströmte große Hitze; darauf folgte ein Tränenstrom, verbunden mit großer Süßigkeit. So intensiven Geschmack empfand ich an göttlichen Dingen, verbunden mit beständigen Tränen, daß es mir schien, als ob mein Gott und Herr, sooft ich ihn nannte, mein Innerstes erfüllte. Während des Messelesens weinte ich so stark, daß ich fürchtete, das Augenlicht zu verlieren, so sehr schmerzten mich durch das Weinen die Augen. Bei den Worten [des Messekanons]: ‚Es gefalle Dir, heilige Dreieinigkeit' erfaßte mich eine ungeheuere Liebe, und heiße Tränen strömten. Mit dem Heiligen Geiste unterhielt ich mich, weinte dabei und sah und fühlte ihn als Helligkeit und Flamme". Der Bericht über Tränenströme setzt sich noch länger fort. Unter den Tränen litten seine Augen so sehr, daß, wie der Jesuit Ribadeneira erzählt, er das Brevier nicht mehr beten konnte; ja die Menge der Tränen war so groß, daß er sie in einem Gefäße auffing. Das Antlitz des Ignatius strömte zuweilen solches Licht aus, daß dadurch Zimmer erhellt wurden. Über die Teufel besaß er große Gewalt. Das wird durch viele Beispiele von Teufelsaustreibungen und Teufelserscheinungen „erhärtet" (Acta S. S. 34, Julii 7, 457. 502. 539. 540. 597. 598 f.).

Starke Hinarbeitung auf das Gefühl beim Gebete, Streben nach Gefühlserregung als Ziel der Frömmigkeit finden sich in einem Briefe des Ignatius (wahrscheinlich aus dem Jahre 1548) an Franz Borgia, Herzog von Gandia, welcher der zweite Nachfolger des Ignatius im Ordensgeneralate wurde, damals aber noch als „Affiliierter" des Ordens sein Herzogtum regierte:

„. . . Hinsichtlich des dritten Punktes, die Züchtigung Ihres Leibes, so würde ich um unseres Herrn willen alles von mir entfernt halten, was einem Blutstropfen ähnlich wäre. Und wenn die göttliche Majestät hierzu und zu allem, was gesagt ist, Gnade gegeben hat, so sage ich, ohne weitere Gründe und Beweise dafür anzugeben, es ist für künftighin besser, dies zu unterlassen, und, statt irgend etwas Blut zu suchen oder hervorzulocken, unmittelbarer den Herrn aller zu suchen, ich meine seine heiligsten Gaben, wie z. B. einen Erguß oder auch nur einige Tropfen Tränen . . . und diese Tränen sind um so wertvoller und kostbarer, je höher die Gedanken und Betrachtungen sind, bei denen sie vergossen werden . . . Unter diesen [„heiligsten Gaben"] verstehe ich . . . in Ordnung und Rücksicht auf die göttliche Majestät . . . Tränen, innigen Trost, Erhebung des Gemüts, Eindrücke, göttliche Erleuchtungen mit allen übrigen geistigen Vergnügungen und Empfindungen (bei Genelli S. J., Leben des heiligen Ignatius. Innsbruck 1848, S. 384 f.).

Ignatius fügt allerdings hinzu (a. a. O.):

wir sollen solche Dinge nicht bloß wegen des Wohlgefallens oder des Vergnügens, welches sie uns machen, suchen;

aber die kräftige Aufforderung „zum Suchen" mystisch-sinnlicher, mit Tränen verbundener Erregungen im und durchs Gebet, ja die Gleichstellung solcher sinnlicher Erregungen mit „dem Herrn aller" bleibt bestehen.

Auch in der Magna charta jesuitischer Frömmigkeit, in den „Exerzitien" gibt Ignatius seinem Hang für Afterfrömmigkeit kräftigen Ausdruck. Da ich unten die Exerzitien ausführlich behandle, begnüge ich mich hier mit einem Beispiele.

In den „Regeln, die anleiten, um mit der orthodoxen [katholischen] Kirche in richtiger Weise zu fühlen", heißt es im „Exerzitienbuche":

„. . . Man soll den Gläubigen die kirchlichen Gesänge, die Psalmen und lange Gebete (prolixas preces), sei es in, sei es außerhalb der Kirche, empfehlen . . . Man soll loben die Verehrung der Reliquien, die Anrufung der Heiligen. Ebenso die Kreuzwege, fromme Wallfahrten, Ablässe, Jubiläen, in Kirchen anzuzündende Opferkerzen und die anderen ähnlichen Hilfsmittel für unsere Frömmigkeit. Man soll sehr erheben (extollere) den Gebrauch der Abstinenz [Enthaltung von Fleisch] und des Fastens . . . Man soll loben die Heiligenbilder (Institutum Societ. Jesu, II 416. Romae 1870).

* * *

Diesen von Ignatius selbst vorgezeichneten, ja vorgelebten Richtlinien, die, vom Pathologisch-

Hysterischen ausgehend, wieder ins Pathologisch-Hysterische verlaufen, entspricht das Frömmigkeitsgebäude des Ordens: Äußerliches, grob Sinnliches, Aftermystisches, vom Wunderbaren das Wunderbarste, felsenfester Glaube an Teufeleien und ihre phantastische Ausmalung sind Ornamente und zugleich Grundmauern des Baues.

Wahllos greife ich aus Erbauungsschriften, aus bekannt gewordenen Privatbriefen, aus den offiziellen „Jahresbriefen" (Litterae annuae) und den „Hausgeschichten" (historiae domus) der einzelnen Jesuitenhäuser, aus Missionsberichten, aus „Heiligenleben" usw. Proben jesuitischer Frömmigkeit heraus. Das buntscheckige Kunterbunt von Zeiten, Orten, Personen und Gegenständen zeigt besser als systematische Zusammenstellung, daß ein aftermystischer, ungesunder Charakterzug einheitlich und gleichförmig allem, was zu jesuitischer Frömmigkeit gehört, anhaftet.

Aus einem Missionsberichte:

Der Jesuit Franz Cyprian wurde im Jahre 1637 auf der Reise nach Ostindien, als er anscheinend dem Tode nahe war, in den Himmel entrückt. Dort wurde ihm durch Gott mitgeteilt, er werde am Leben bleiben und die Tore von Japan wieder öffnen; das Schiff werde am Vorgebirge der guten Hoffnung Schiffbruch leiden, er selbst aber auf einer Wolke, wie auf einem Throne, nach Goa getragen werden; der Untergang des Schiffes erfolge wegen der Sünden der Seeleute, namentlich, weil einer von ihnen ein Marienbild mit einem Dolche habe durchbohren wollen; er habe aber nur die das Bild umgebende gemalte Wolke getroffen; das Bild habe er zuerst in einer Kiste verborgen, es sei aber aus der Kiste von Gott in den Himmel genommen und dem Jesuiten Cyprian wieder mitgegeben worden. Der Untergang des Schiffes wurde durch die Fürbitte des heiligen Franz Xaver abgewendet; dadurch wurde leider auch die Wolkenfahrt des Pater Cyprian unnötig (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 349).

Aus zwei Briefen des belgischen Jesuiten Monmorancy:

Eine vornehme Dame zu Trepani in Sizilien war hoffnungslos erkrankt. Vergebens berührte man sie mit verschiedenen Reliquien; selbst die Berührung mit einer Partikel des Kreuzes, an dem Christus gestorben war, nützte nichts. Da gab ihr der Beichtvater, der Jesuit Rosseti, den Rat, durch den vor kurzem in Indien gemarterten Jesuiten Franz Mastrelli den heiligen Franz Xaver, gleichfalls einen Jesuiten, anzurufen. Die Kranke tut es, während Rosseti sie zu gleicher Zeit mit einem von Mastrelli geschriebenen Briefe berührt. Sofort wird die Dame gesund.

Kürzlich sei ein verstorbener Jesuit einem anderen erschienen und habe ihm gesagt, er, der Verstorbene, sei zwar nicht mehr im Fegfeuer, aber auch noch nicht im Himmel, sondern er müsse, weil er zu Lebzeiten nicht mit genügendem Eifer Sterbenden beigestanden habe, diesen Beistand jetzt, gleichsam wie ein Schutzengel, leisten; auch mehrere andere Jesuiten erduldeten die gleiche Strafe (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 531 und II 351 f.).

Bemerkenswert bei dieser Erzählung ist, daß der Jesuitismus in seiner Frömmigkeit und Wundersucht selbst das katholische Dogma beiseite schiebt. Denn das Dogma kennt zwischen Fegfeuer und Himmel keine Zwischenstufe, während hier eine solche erwähnt wird.

Aus einem „Andachtsbuche" des Jesuiten Pemble:

Was trug Jesus für ein Unterkleid? Ein leinenes, welches zu Rom in der Basilica lateranensi aufbewahrt wird mit der Aufschrift: Leinenes Unterkleid unseres Herrn Jesu Christi, welches ihm die seligste Jungfrau gemacht hat. War dieses Unterkleid abgesondert von jenem Oberkleide ohne Naht? Ja, denn das Oberkleid, welches auch zu Rom aufbewahrt wird, war von Wolle und wuchs mit Jesu Christo auf. Von welcher Farbe war der wollene Rock? Veilchenblau. Von welchem Holze war das Kreuz Jesu Christi? Es scheint von Eiche gewesen zu sein, wie die größeren heiligen Kreuzpartikeln zeigen (bei Bucher, a. a. O. I 150 ff.).

Aus dem Buche des Jesuiten Rosignoli: „Erbarmet euch der Seelen im Fegfeuer! Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits" (Paderborn 1878, Bonifaciusdruckerei). Rosignoli betont (S. 309) „die verbürgte Glaubwürdigkeit" seiner Mitteilungen:

Eine Tante des Kaisers Otto IV. hörte an die Türe klopfen, öffnete, und der Kaiser trat ein: „Ich schmachte in den Flammen des Fegfeuers, fordere die Klöster auf für mich zu beten, man möge den Psalter beten und sich während des De profundis geißeln" (S. 185). Papst Innozenz III. erschien einer frommen Jungfrau von Flammen umgeben und sagte: „Ich hätte durch drei Fehler beinah mein Heil verscherzt. Aber Maria hat mir in der Todesstunde vollkommene Reue erwirkt. Aber noch muß ich sehr lange leiden, wenn du mir nicht durch deine Gebete hilfst" (S. 244). In Ferrara wurde ein Palast infolge ständigen nächtlichen Lärmes unbewohnbar. Ein Student erbot sich, in dem Hause zu wohnen. Nachts kam ein grauenhaftes Gespenst; beim ersten Tagesgrauen ging es hinaus; der Student folgte ihm mit einer geweihten Kerze, bis es in einem Keller verschwand. Dort fand man einen Leichnam; man begrub ihn, las mehrere Messen für den Verstorbenen, und der nächtliche Lärm hörte auf (S. 68). Ein

Franziskaner erschien einem Dominikaner und ließ ihn, um ihn zum Mitleid zu bewegen, die Flammen sehen, die ihn peinigten. Auch legte er seine glühende Hand auf einen Tisch, worin sie sich tief eindrückte (S. 95). Ein spanischer Edelmann betete auf dem Wege zu seiner Geliebten, einer verheirateten Frau, den Rosenkranz (!) und opfert ihn auf für einen Gehängten, an dessen Galgen er vorüber kommt. Als der Ehemann ihn ertappt und auf ihn eindringt, kommt der Gehängte ihm zu Hilfe und knüpft sich nach geleisteter Hilfe wieder eigenhändig an den Galgen auf (S. 159). Zwei Spanier erstechen sich gegenseitig vor den Augen ihrer Geliebten; sie selbst wird von den Angehörigen der Gefallenen getötet. Das Mädchen war Mitglied der Rosenkranzbruderschaft; deshalb veranlaßte Maria den heiligen Dominikus die Tote zum Leben zu erwecken. Darauf legte sie eine Generalbeichte ab und lebte noch zwei Tage, um eine Anzahl von Rosenkränzen beten zu können, die ihr als Buße in der Beichte auferlegt worden waren (S. 122). Der heilige Franziskus hat das Recht, an seinem Festtage (4. Oktober) vom Himmel in das Fegfeuer hinab zu steigen und einige Seelen, die sich um seinen Orden verdient gemacht haben, zu erlösen (S. 256).

Aus dem Buche des Jesuiten Terwekoren: „Das Weihwasser des heiligen Ignatius von Loyola für alle Leiden der Seele und des Leibes" (Wien 1867):

Bei einer Viehseuche gebrauchte man das Wasser auf einem Bauernhofe und von 15 Pferden ging kein einziges zurunde (S. 25). Als im Jahre 1839 in Brügge die Cholera herrschte, hörte in einer Straße durch das Ignatiuswasser die Krankheit plötzlich auf. Das Verlangen nach dem Wasser wurde so groß, daß 50 Bottiche in einer Woche nicht ausreichten (S. 30). Bei Schwergeburten ist das heilige Wasser besonders wirksam (S. 73).

Aus der von den Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift: „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" (Innsbruck):

Ein Pferdeknecht heilt die Lahmheit seines Pferdes durch ein Gebet zum Herzen Jesu (Jahrgang 1878, 18). Auf der Eisenbahn in Verlust geratene Weinfässer werden wiedergefunden durch eine Novene zum Herzen Jesu (1871, 118). Die Anlage einer „protestantischen Fabrik" wird verhindert (1871, 207), ein katholisches Kasino wird gegründet durch das Herz Jesu (1871, 243). In Stilfs ertrank am 3. Juli 1871 eine schwangere Frau. In der Leiche, die man öffnete, war das Kind tot. Man betete um die Taufgnade des toten Kindes; während des Gebetes färbten sich Lippen und Wangen des Kindes, und der Mund öffnete sich. Das Kind wurde getauft, und gleich darauf wurde es wieder starr und steif und bleich wie Wachs (1871, 268). In der Nähe von Bozen wurde ein totes Mädchen geboren. Man trug es zur wundertätigen Muttergottes von Riffian. Bald nach dem ersten Gebet zeigten sich Lebenszeichen, die aber wieder verschwanden. Das Kind wurde begraben, nach einigen Tagen aber wieder ausgegraben. Wiederum wurden Gebete veranstaltet, es zeigten sich abermals Lebenszeichen, und das Kind wurde getauft (1871, 184). Ein Stückchen von der Kleidung „der seligen Mutter Madeleine Barat" [Stifterin der Frauenkongregation Dames du Sacré Cœur, in deren zahlreichen Anstalten in England, Österreich, Frankreich, Belgien, Italien die Töchter der adeligen und reichen Familien erzogen werden (vgl. S. 26 f.)] heilt ein schweres Augenübel (1872, 17). Epilepsie hört auf durch das Versprechen: jeden ersten Freitag im Monate [die Freitage sind in besonderer Weise dem Herzen Jesu geweiht] 32 Kreuzer für Kerzen auszugeben, die auf dem Herz-Jesu-Altar angezündet werden, an allen Freitagen eines ganzen Jahres keinen Kaffee zu trinken und alljährlich drei Wallfahrten zur Muttergottes von Krischeschitz zu machen (1872, 20). Eine Novene zum Herzen Jesu heilt „von gänzlicher Heiserkeit" (1872, 22). Viehsterben hört auf infolge einer Novene zu den armen Seelen im Fegfeuer (1872, 44). Eine große Feuersbrunst wird ohne Wasser durch Anrufung des Herzens Jesu gelöscht (1872, 172). Durch eine Novene zum heiligen Josef wird aus einer Familie eine kirchenfeindliche Zeitschrift entfernt (1872, 205). Ein durch einen Pferdetritt verursachter schwerer Schädelbruch wird durch Gebet zu Maria geheilt: „ohne Entzündung, ohne Eiterung, selbst der gespaltene Schädel heilt wieder zusammen" (1872 206). „In Thann bei Simbach verlobten sich drei Personen dem göttlichen Herzen und veröffentlichten, ihrem Versprechen gemäß, daß sie von einer sehr starken Blatternepidemie verschont geblieben sind" (1872, 213). Durch eine Andacht zu den drei heiligen Herzen, Jesu, Mariä und Josefs, wird Entlassung aus dem Militärdienst erlangt (1872, 215). Heilung von schwerem Magenleiden durch Auflegung „eines vom Papste geweihten Agnus Dei Medaillons in Wachs auf die Gegend des schmerzenden Magenteiles" (1872, 334). Heilung eines Fußleidens „mit Beinfrage" durch Auflegung eines Marienbildes (1872, 338). Ein seit 15 Jahren gelähmtes Mädchen wird durch eine Wallfahrt geheilt (1872, 340). In Duderstadt wird eine Feuersbrunst, „durch Sturmwind und andere Umstände begünstigt", durch das Gelöbnis einer Novene zum Herzen Jesu gelöscht (1872, 365. Lungenemphysem wird beseitigt durch Andachten zum Herzen Jesu, zu Maria, zum heiligen Josef, zum seligen Jesuiten Berchmanns (1872, 369). Hautflechten werden durch Lourdeswasser (vgl. S. 10. 121 f.) beseitigt (1872, 373).

Diese Frömmigkeitsproben sind nicht etwa mühsam aus dem „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu" zusammengesucht. Zu Tausenden und Abertausenden füllen sie seine Jahrgänge. Der „Send-

bote" besitzt, was hervorgehoben werden muß, seit fast 40 Jahren die größte Verbreitung unter den deutschen Katholiken aller Stände. Er gehörte auch zur Lieblingslektüre meiner Mutter.

Die Jesuiten Höver und Miller: Leben des heiligen Johannes Berchmanns (Dülmen 1901, S. 173) berichten vom sterbenden Jesuiten Johannes Berchmanns, den Leo XIII. „heilig" gesprochen hat:

Der Kranke schien zu schlummern; himmlische Ruhe lag auf seinem Antlitze. Da plötzlich sprang er auf, warf sich in der Mitte des Bettes auf die Knie; sein Angesicht war verwirrt, seine Augen jedoch fest zum Himmel gerichtet; die Lippen zitterten und laut rief er aus: ‚Nein, das tue ich nicht; ich sollte dich beleidigen, o mein Gott. O Maria, nie will ich deinen Sohn beleidigen. Fort von mir, ich will lieber tausendmal sterben, zehntausendmal, hunderttausendmal, millionenmal'. Auf das laute Rufen kamen mehrere Patres aus den nächsten Zimmern herbeigeeilt. Der arme Kranke atmete schwer; ein gewaltsames Zucken um Lippen und Mund entstellte sein Gesicht; er schlug mit den Händen um sich, als ob er von einer Menge Feinde umringt wäre. Die anwesenden Priester segneten das Bett und den Kranken mit Weihwasser ... Allmählich wurde er ruhiger, und sich zur Seite wendend rief er mit kräftiger Stimme: ‚Fort mir dir, Satan, ich fürchte dich nicht'.

Die genannten Lebensbeschreiber nennen dies „den furchtbaren Kampf mit der Hölle" (a. a. O. S. 175), den Berchmanns zu kämpfen hatte, obwohl er, wie sie versichern, nie auch nur die kleinste Sünde begangen habe.

Ferner lesen wir dort:

Die erblindete Katharina von Rakanati berührte mit einem Finger der Leiche des Berchmanns zuerst ihr rechtes, dann ihr linkes Auge, worauf die Blindheit gänzlich verschwand ... Schwester Maria Kruzifixa Ancaini erkrankte gefährlich: ein Polyp bildete sich in der Gegend des Herzens. Sie erlahmte auf der einen Seite und litt dabei an so furchtbaren Zuckungen, daß das ganze Bett zitterte. Schließlich stellte sich eine Art Starrkrampf ein. Da schienen alle menschlichen Mittel machtlos. Die Oberin brachte ihr ein Bild des ehrwürdigen Berchmanns und ermunterte sie zum Vertrauen auf diesen mächtigen Fürsprecher bei Gott. Allein die Kranke hatte nicht mehr Besinnung genug, um auch nur für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit beten zu können. Man legte das Bild [des „Heiligen"] auf ihr Schmerzenslager. Am folgenden Morgen kam sie allmählich wieder zu sich. Plötzlich fühlte sie sich von ungeheuerem Vertrauen beseelt. Betend nahm sie das Bildnis des Seligen und preßte es an ihre Stirne und Brust. Im selben Augenblicke war sie geheilt (a. a. O. S. 200).

Der Jesuit Hattler erzählt in seiner Schrift: Der ehrwürdige Pater Jakob Rem aus der Gesellschaft Jesu (Regensburg 1881, S. 161. 164):

Die Seelen der Verstorbenen kamen häufig zu ihm ... Vom Gottesacker hörte man nicht selten den Ruf, das Seufzen und Jammern der armen Seelen, die zu Pater Jakob [Rem] um Hilfe flehten. Auch zu seiner Zimmertür kamen sie öfter und klopften leiser oder stärker an, je nach der Größe der Peinen, die sie litten, und der Hilfe, die sie suchten ... Einst zeigte sich ihm einer seiner verstorbenen Mitbrüder mit trauriger Miene und angetan mit schmutzigen Gewändern, zum Zeichen, daß seine Seele noch nicht gereinigt genug sei und darum im Fegfeuer büße. Pater Rem fragte ihn um seine Schuld ... Der Verstorbene bekannte, er habe gegen die Regel des Gehorsams gefehlt, da er ohne die Erlaubnis der Oberen sich oft gegeißelt habe ... Alle diese Beweise des Mitleids, das Pater Rem für die Seelen im Reinigungsorte trug, waren seinen Mitbrüdern so bekannt und gewiß, daß sie nach seinem Tode das Zimmer, in welchem der Ehrwürdige wohnte und in welchem er die Besuche der hilfesuchenden Seelen empfing, in eine Kapelle für die Verstorbenen umwandelten, die bis zur Aufhebung der Gesellschaft bestand unter dem Namen: Locus animarum, Armenseelenort. Rems Zeit- und Ordensgenosse, der Dichter Pater Jakob Biedermann, verewigte diesen Zug seiner Liebe bald nach des Ehrwürdigen Tode durch ein lateinisches Epigramm; es lautet in Prosa: ‚... das ist jener Greis, ist jener Jakob, dessen Tränenfluten fort und fort die Flammen betauten, in denen zur Sühne unter der Erde die Seelen brennen. Kaum bedeckte tiefe Nacht mit dunklem Schleier die Gestirne, welche Scharen weinender Seelen fühlte er da sich nahen! Die Armen standen an der Türe und streckten ihre Hände aus in stummer Klage'.

Das Grotesk-Wunderbare ist überhaupt hervorstechendes Merkmal der überaus umfangreichen Literatur jesuitischer „Heiligen-Leben", die weiteste Verbreitung im katholischen Volke finden. Schlichte, an die „Bergpredigt" Christi erinnernde „Heiligkeit" gibt es da nicht. Alles atmet Extremes und Extravagantes. Je wunderbarer, ja, je toller, um so „frömmer" scheint hagiographisches Leitmotiv der Jesuitenautoren zu sein.

Besonders hoch im Werte steht im Jesuitenorden ein Werk des spanischen Jesuiten Alphons Rodriguez: „Übung der christlichen Vollkommenheit" aus dem 16. Jahrhundert. Täglich eine halbe Stunde müssen die Novizen in dieser „Übung" lesen (vgl. S. 137); jähr-

lich zweimal wird während 14 Tagen bei den Mahlzeiten aus ihr vorgelesen; der „Rodriguez" ist, neben dem „Thomas von Kempen", das einzige Buch, das während der „Exerzitien" benutzt werden darf, und für die meisten Jesuiten, auch nach ihrer Ausbildung, ist und bleibt „die Übung der christlichen Vollkommenheit" das Lehrbuch ihrer Askese und Frömmigkeit.

Bei Rodriguez finden wir nun die gleichen Früchte jesuitischer Frömmigkeit wie bei allen übrigen Erbauungsschriftstellern des Ordens:

Aus der Abhandlung über die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes: Der heilige Dominikus besuchte zu Rom häufig eine heilige Frau, die am Brustkrebse litt. Eines Tages wünschte er, die Wunde zu sehen; sie war voll von Eiter, Fäulnis und lebendigen Würmern. Voll Staunen über die heroische Geduld der Kranken, bat er sie, ihr einen der Würmer zu schenken. Sie willigte ein unter der Bedingung, daß er ihr den Wurm wiedergebe, „denn sie empfand eine große Wonne darin, sich lebendig von den Würmern auffressen zu lassen". Kaum hatte Dominikus den Wurm genommen, so verwandelte er sich in seiner Hand in eine kostbare Perle, und als Dominikus die „Perle" wieder in die Brustwunde legte, wurde sie wieder zum Wurm. Gott gab durch dies Wunder zu erkennen, wie wohlgefällig ihm Gleichförmigkeit mit seinem Willen sei (I 407 f.). Das Schaf wird zur Schlachtbank geführt und tut seinen Mund nicht auf; das Schwein aber, dies unreine Tier, schreit, wenn man es töten will: Derselbe Unterschied findet [rücksichtlich des Verhaltens in der Todesstunde] zwischen den Gerechten, die durch Schafe versinnbildlicht werden, und den gottlosen und fleischlichen Menschen, welche durch die Schweine bezeichnet werden, statt (I 412). Ein frommer Mönch, der 40 Jahre Gott treu gedient, aber nie geistlichen Trost empfunden hatte, beklagte sich vor dem Altare darüber bei Gott. Da entstand hinter ihm ein solches Getöse, als ob die Kirche einstürze, und ein Teufel, den er sah, gab ihm mit einer eisernen Stange einen furchtbaren Schlag, so daß er drei Wochen lang die schrecklichsten Schmerzen litt, zugleich gab er einen unerträglichen Gestank von sich. Später offenbarte ihm Gott, das alles sei die Strafe dafür gewesen, daß er sich nicht gleichförmig dem Willen Gottes ergeben habe (I 445). Aus der Abhandlung über die Demut: Ein heiliger Mönch hatte einen früher vom Teufel besessenen Knaben bei sich. Als er einmal eiteles Wohlgefallen darüber äußerte, daß der Teufel den Knaben seit dem Verkehre mit ihm nicht mehr plage, fuhr im gleichen Augenblicke der Teufel wieder in den Knaben hinein. „Daraus kann man erkennen, wie sehr Gott alle Worte verabscheut, die nur im mindesten auf das Lob dessen zielen, der spricht" (II 207 f.). Der heilige Severin, der von Gott die Kraft besaß, Teufel auszutreiben, bat Gott, um von Gedanken der Eitelkeit befreit zu werden, ihn besessen werden zu lassen. Gott willfahrte der Bitte und der Teufel fuhr für fünf Monate in ihn (II 260). Drei Mönche, die eiteln Gedanken nachgehangen hatten, überantwortete Gott drei Teufeln, die sie 40 Tage lang schrecklich quälten (II 260). Aus der Abhandlung von den Versuchungen: Um einem Mönche zu erkennen zu geben, wie verschieden sich Ordensleute Versuchungen gegenüber benehmen, ließ Gott ihn sehen, wie unzählige Teufel fortwährend Pfeile auf die Ordensleute abschossen. Einige der Pfeile flogen auf die Teufel zurück, andere fielen vor den Ordensleuten unschädlich zu Boden, andere drangen mit der Spitze in das Fleisch, andere drangen tiefer ein usw. (II 318). Aus der Abhandlung von der unordentlichen Liebe zu den Verwandten: Ein Professor der Theologie, für den seine Mutter ihr letztes Geld geopfert hatte, damit er studieren könne, war in einen Orden getreten und hatte seine alte Mutter in größter Not zurückgelassen. Die Mutter beschwor ihn, den Orden zu verlassen, um für sie zu sorgen. Von den Bitten schon halb erweicht, erhielt er von einem sprechenden Kruzifix die Weisung, der Mutter nicht zu folgen (II 338 f.). Aus der Abhandlung über das Leiden Christi: Ein Sklave hatte eine solche Andacht zum Leiden Christi, daß er beständig weinte. Sein Herr, der nicht glauben wollte, daß er deshalb weine, ließ ihn töten und sein Herz öffnen; „dort fand man ein wohlgestaltetes Bild des Gekreuzigten" (II 391). Aus der Abhandlung über die Kommunion: Ein Priester zweifelte, daß Blut in der konsekrierten Hostie sei. Da sah er während des Messelesens die Hostie über dem Kelche schweben und aus ihr Blut in den Kelch fließen (II 402). Ein deutscher Priester fuhr fort Messe zu lesen trotz vieler ungebeichteter Unzuchtssünden. Gott wollte ihn bekehren und ließ drei Tage lang während der Messe konsekrierte Hostie und konsekrierten Wein aus den Händen des Priesters verschwinden, so daß er nicht kommunizieren konnte. Der Priester beichtete, und als er dann wieder die Messe las, kamen die drei verschwundenen Hostien zurück, und der Kelch füllte sich mit der dreifachen Menge heiligen Blutes (II 407). Ein Judenkind hatte von dem konsekrierten Brote gegessen. Als sein Vater das hörte, warf er das Kind voll Wut in einen brennenden Glashüttenofen. Die Mutter, die das Kind vergebens suchte, fand es am dritten Tage unversehrt mitten in der Glut des Ofens, und das Kind erzählte, eine mit Purpur bekleidete Frau habe die Flammen von ihm abgehalten und ihm zu essen gebracht: „Das hatte die heilige Hostie im Leibe des Kindes gewirkt" (II 420). Aus der Abhandlung über die Messe: Zwei Jünglinge gingen früh auf die Jagd; der eine hatte vorher eine Messe gehört, der andere nicht. Während der Jagd entstand ein furchtbares Unwetter, eine schreckliche Stimme rief: Schlage ihn, schlage ihn, und derjenige, der die Messe versäumt hatte, wurde gleich darauf vom Blitze getötet; der andere stand

entsetzt daneben. Die Stimme fuhr fort: Schlage ihn; aber eine andere Stimme entgegnete: Ich kann ihn nicht schlagen, denn er hat heute [in der Messe] die Worte gehört: Das Wort ist Fleisch geworden. So wurde der andere gerettet, weil er die Messe gehört hatte (II 450). Aus der Abhandlung über die Armut: Der Prior eines Klosters legte das Gewand des verstorbenen Abtes an, das aus besonders feinem Tuche gemacht war; sogleich brannte es ihn wie Feuer. Auch die übrigen Kleider des Verstorbenen, der durch Anschaffung feinen Tuches gegen die Armut gesündigt hatte, brannten, auf einen Haufen geworfen, ohne jede äußere Ursache, mehrere Tage lichterloh (III 140). Ein sterbender Mönch konnte die konsekrierte Hostie nicht verschlucken, während ein anderer Mönch dieselbe Hostie sehr gut schlucken konnte. Nach dem Tode des ersten Mönches fand man fünf kupferne Geldstücke bei ihm. Er hatte sich also gegen die Armut versündigt, und deshalb die Unfähigkeit das Sakrament zu nehmen (III 164). Aus der Abhandlung über die Keuschheit: Ein Mönch wurde von unkeuschen Gedanken angefochten, auf die er aber nicht achtete. „Da versetzte ihm ein Reliquienkästchen, das er an seinem Halse trug, Stöße auf die Brust". Als die unkeuschen Gedanken verschwanden, hörten die Stöße auf; sie fingen immer wieder an, wenn die Gedanken zurückkamen (III 183). Ein heiliger Bischof nächtigte einst in einem von Teufeln heimgesuchten Hause, die ihn des Nachts in Tiergestalten schrecken wollten. Er hatte aber nur Verachtung für die als Löwen, Schweine, Schlangen erscheinenden Teufel. Da flohen sie, denn der Teufel kann Verachtung nicht ertragen (III 190). Ein Einsiedler sah den Satan auf einem hohen Throne sitzen, umgeben von anderen Teufeln. Satan fragte die einzelnen, was sie auf der Erde zum Verderben der Menschen getan hätten. Er war mit allen unzufrieden, obwohl sie viele tausend Menschen zugrunde gerichtet hatten. Nur einen Teufel lobte er, weil es ihm nach 40jährigem Bemühen gelungen war, einen Mönch zur Unkeuschheit zu verführen (III 199 f.). In jedem Kloster sind viele hundert Teufel beschäftigt, um die Ordensleute zur Sünde zu verführen, während für alle Bewohner einer großen Stadt ein einziger Teufel genügt (III 200). Aus der Abhandlung über den Gehorsam: Dem heiligen Franz von Assisi wurde geoffenbart, daß während eines Generalkapitels des Ordens zu Assisi genau gezählt 18000 Teufel zwischen Assisi und Portiunkula versammelt seien, um zu beraten, wie sie dem neuen Orden schaden könnten (III 277). Aus der Abhandlung über die Beobachtung der Regeln: Ein Mönch wurde vom Teufel besessen, weil er Wasser getrunken hatte, ohne vorher, gemäß der Regel, das Kreuzzeichen gemacht zu haben. Ebenso erging es einer Ordensfrau, die, ohne vorhergemachtes Kreuzzeichen, Salat gegessen hatte (III 295. Die Zitate sind nach der 7. Auflage der deutschen Ausgabe: Regensburg 1905).

Und wie intensiv ist die Wirkung so gearteter Erbauung auf den Jesuiten! Während des Noviziats und Scholastikats, also reichlich 10 bis 12 Jahre lang, erhält er ausschließlich derartige „fromme" Bücher. Wie in der Wissenschaft (davon später), so gibt es für den Jesuiten auch in der Frömmigkeit nur von Jesuiten verfaßte Schriften, die wiederum alle über einen Kamm geschoren sind, die ausnahmslos den gleichen Aftermystizismus, die gleiche Wundersucht, die gleiche fromme Unnatur aufweisen.

* * *

Also ein Gegengewicht, ein Gegengift gegen die ihm anerzogene „Frömmigkeit" besitzt der Jesuit nicht. Nicht einmal die Schrift! Denn die für einen christlich-religiösen Orden geradezu vernichtende Tatsache besteht, daß die Schrift, die Evangelien im Frömmigkeitssystem des Jesuitenordens keine selbständige, ja so gut wie gar keine Rolle spielen.

Während der Novize täglich zu bestimmten Stunden im „Heiligenleben", im „Thomas von Kempen", im „Rodriguez" lesen muß, ist für eine Lesung im Neuen Testament keine Zeit angesetzt. Und wer versuchen wollte, statt in den genannten aftermystischen (ich will „die Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen teilweise von dieser Charakteristik ausnehmen) Schriften, sein Frömmigkeitsideal durch Lesen in den Evangelien zu suchen und zu finden, würde vom Novizenmeister einen gewaltigen Rüffel beziehen. Nur zur „Übung des Gedächtnisses" (exercitium memoriae) ist das Neue Testament für den Jesuitennovizen da (vgl. S. 137)!

An dieser brutalen Mißachtung der Schrift für Zwecke der Frömmigkeit wird nichts dadurch geändert, daß die täglichen Betrachtungspunkte meistens dem Neuen Testament entnommen werden. Denn da, wie schon hervorgehoben (S. 142), die Betrachtungspunkte vom Novizenmeister vorgelegt werden, so wird die Schrift dem Novizen, gerade in bezug auf ihren Frömmigkeits- und Erbauungsgehalt, von einem anderen übermittelt, und zwar in einer den reinen, schlichten Inhalt der Worte und Werke Jesu nicht wiedergebenden Weise, sondern in Gestalt aftermystischer, jesuitischer Frömmigkeitsschablone. Bei Besprechung der „Exerzitien" komme ich darauf zurück.

* * *

Der auf diese Weise „fromme" Jesuit verbreitet natürlich seine „Frömmigkeit". So schießen denn

überall, wo der Jesuitenorden seine Tätigkeit entfaltet, Aberglauben und Frömmelei ins Kraut. Riezler faßt z. B. den durch Generationen wirksam gewesenen Einfluß der jesuitischen Frömmigkeit auf die Bevölkerung Bayerns dahin zusammen:

Die Jesuiten führten allgemein das Tragen der sogenannten Agnus Dei, geweihter Stücke Wachs, ein; sie veranlaßten den Kurfürsten Maximilian I. zu befehlen, „daß fortan alle Untertanen, Manns- wie Weibspersonen, Alt und Jung sich mit einem Rosenkranz versehen, selbigen, wie sich gebührt, recht beten lernen und sich dessen bei unausbleiblicher Strafe bedienen" (Geschichte Baierns. Gotha 1903, 6, 249f.).

* * *

Eine kultur- und religionsgeschichtlich wichtige Folgeerscheinung jesuitischer „Frömmigkeit" bilden ausgeprägter Teufels- und der damit eng zusammenhängende Hexenaberglaube.

In meinem Werke: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, I⁴ 470—500) habe ich den sehr tätigen Anteil des Jesuitenordens in bezug auf Hexenaberglauben in all seiner blutdürstigen Unfläterei und wahnwitzigen Aftermystik eingehend dargelegt und die geschichtswidrigen Vertuschungsversuche dieser Tatsache durch den Jesuiten Duhr aufgedeckt. Dort ist auch gezeigt worden, daß der Jesuit Friedrich von Spee (a. a. O. S. 551—571) ein „weißer Rabe" in der Jesuitenschar war, daß er seine Cautio criminalis gegen den Hexenwahn geschrieben hat, nicht weil, sondern obwohl er Jesuit war, und daß der Jesuitenorden am Inhalte des Büchleins nicht das mindeste Verdienst hat. Auch Riezler, der gründliche Kenner des Hexenwahns, sagt über Spee:

Sein Verdienst ist unantastbar, aber rein individuell; seinem Orden darf es nicht angerechnet werden (Geschichte Baierns. Gotha 1903, 6, 133).

Für Näheres über den jesuitischen Anteil am Hexenwahn und dessen „fromme" Verwertung verweise ich deshalb auf mein genanntes Werk.

Wie Hexenglaube, so wucherte und wuchert in den Erbauungsschriften des Ordens auch der Teufelsglaube.

Auch für diese Tatsache einige Belege.

Der Jesuit Weston, Provinzialoberer der englischen Jesuiten, ließ gegen Ende des 16. Jahrhunderts „Das Buch der Wunder" erscheinen, worin die tollsten, von Weston selbst gewirkten Teufelaustreibungen beschrieben sind. Der Besessene mußte auf einem Stuhle Platz nehmen, und es wurde ihm eine „heilige Mischung" von Molken, Öl, Geißraute und einigen Apothekerwaren eingegeben; dann wurde sein Kopf über eine Schüssel mit brennendem Schwefel, Teufelsdreck, Mutterharz, Johanneswurz und Geißraute gehalten. Über dem halb Erstickten sprach man dann den Exorzismus.

Weston erzählt, daß er einst einem Besessenen zu Marwood die Hand auflegte. Dieser schrie: „Bei allen Teufeln der Hölle, nimm die Hand fort". Aber Weston verfolgte den im Leibe sitzenden Teufel mit seiner Hand längs des Rückens, der Schenkel, der Beine, bis zu den Fußsohlen. Dann griff er ihn am Halse: „Großer Gott, in welche Wut geriet da der Besessene. Ich glaube, nicht die Zungen von tausend Menschen könnten die Wut ausdrücken".

Die Namen der von Weston ausgetriebenen Teufel — die schwarzen Herrschaften führten italienische, französische und englische Namen — waren: Frateretto, Fliberdigibet, Hoberdicat, Cocobatto, Pudding of Thame, Hobberdidance, Lusty Dick, Kellico, Hob, Cornercap, Puff und Purr („zwei fette Teufel"), Kellicorum, Wilkin, Lusty Jolly Jenkins, Bonjour, Pourdieu (wohl ein sehr „frommer" Teufel), Motubizant, Captain Pippin, Captain Fillpot, Hilco, Hiaclito, Smolkin, Lusty Huffcap, Modo, Malin. Hobberdidance fuhr als Wirbelwind aus, Fillpot als Rauch, Lusty Dick als unerträglicher Gestank, Smolkin kroch als Maus aus der Nase des Besessenen (bei Taunton, History of the Jesuits in England. London 1901, S. 157ff.).

Das wahnwitzige Buch des teufel- und wundersüchtigen Jesuiten ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine von Harsnett, späterem Erzbischof von York, im Auftrage des königlichen „Privy Council" im Jahre 1603 veröffentlichte amtliche Schrift, welche die Aktenstücke und Zeugenverhöre über die Teufelaustreibungen Westons und die eben mitgeteilten Namen der Teufel enthält (a. a. O. S. 158f.). Shakespeare hat einige der jesuitischen Teufelsnamen in „König Lear" (Akt 3, Szene 4 und Akt 4, Szene 1) benutzt.

In der schon erwähnten „Geschichte der oberdeutschen Ordensprovinz" des Jesuiten Agricola finden sich unzählige Teufelsgeschichten, würdig des „Hexenhammers". Eine diene für viele:

Ein Jesuitenschüler zu Luzern wurde vom Teufel besessen, der bei der Austreibung gestand: eine in Luzern vor einiger Zeit verbrannte Hexe habe ihn mittels eines den Speisen beigemischten Hundehaares in den Knaben hineingehext, als er, der Knabe, noch nicht ein Jahr alt war. Allmählich habe er, der Teufel, andere Teufel in den Knaben hineingezogen,

die teils beim Weintrinken, teils beim Essen von Äpfeln in den Knaben gefahren wären; sein, des Hauptteufels, Name sei: „Feder-Hänßle“, diesen Namen habe er schon früher „seiner Hexe“ (sagae suae) mitgeteilt. Daß er erst jetzt wieder angefangen habe. den Knaben, der inzwischen 13 Jahre alt geworden war, zu belästigen, habe seinen Grund darin, daß der Knabe sich der marianischen Kongregation angeschlossen habe. Mehr als zehn Teufel wurden dann aus dem Knaben ausgetrieben; als letzter der „Feder-Hänßle“, der zum Zeichen, daß er den Knaben wirklich verlassen hatte, eine Wachskerze auspustete (III 193 f.).

* * *

Meine persönlichen Erfahrungen im Noviziat und während der folgenden Jahre bestätigen das aus authentischen Quellen über jesuitische Frömmigkeit hier Vorgelegte.

In den Gespächen während der Erholungen, die alle der Frömmigkeit dienen sollen, nahmen Wunder, Erscheinungen, Teufelsgeschichten eine bedeutende Rolle ein. Auch über noch lebende Jesuiten, Patres, die wegen ihres Alters oder ihres Amtes in besonderem Ansehen standen, waren abenteuerliche Frömmigkeitsberichte im Umlaufe: dieser hatte himmlische, jener teuflische Erscheinungen; man wog, auf Grund solcher Vorkommnisse, die „Heiligkeit“ des einen gegen die des anderen ab.

Im Schlafsale zu Exaeten war eine Stelle, wo ein Gespenst umging. Mein Bett stand längere Zeit an dieser Spukstelle, aber das einzige „Gespenst“, das mich molestierte, war übler Geruch, der aus einem unmittelbar neben dieser Stelle liegenden Raume in meine Nase drang. Es war aber nicht der höllische Gestank irgendeines Teufels, sondern die sehr natürliche Ausdünstung von einigen vierzig Nachtgeschirren, deren Inhalt dort täglich in einen großen Trog gegossen wurde, und die, sehr oberflächlich gereinigt, dort ihr Standquartier hatten.

In der Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als ich in Ditton Hall in England Theologie studierte, wurden uns Scholastikern von englischen Jesuiten die unglaublichsten Geschichten erzählt über Muttergottes- und Teufelserscheinungen, die ein „heiligmäßiger“ Jesuitenscholastiker im Jesuitenkollegium zu Malta hatte. Ein „Augenzeuge“, ein englischer Pater, der aus Malta kam, behauptete, die Gestalt der Maria (er beschrieb sie genau so, wie sie gewöhnlich von katholischen Malern abgebildet wird: blauer Mantel, weißes Unterkleid, zwölf Sterne rings ums Haupt) deutlich neben dem Bette des Scholastikers gesehen zu haben.

Bald aus dieser, bald aus jener überseeischen Jesuitenmission (Brasilien, Indien, China) kamen Berichte, und wurden öffentlich vorgelesen, über wunderbare Heilungen, teuflische Einflüsse usw.

Jährlich, vom 4.—12. März, wird in allen Jesuitenhäusern offiziell eine Novene zum hl. Jesuiten Franz Xaver abgehalten. Die Novene leitet ihren Ursprung her von einer Erscheinung des „Heiligen“ und von einer wunderbaren Heilung, die er dabei gewirkt hat. Allgemein im Orden heißt die Novene die „Gnadennovene“, weil die in ihr erbetene Gnade sicher gewährt wird.

Von Wynandsrade aus wallfahrten wir Scholastiker im Sommer 1881, mit dem Rektor, dem Jesuiten Hermann Nix an der Spitze, nach Aachen, um während der sich dort alle sieben Jahre wiederholenden „Heiligtumsfahrt“ (die letzte war im Juli 1909) die im Aachener Münster aufbewahrten „großen Reliquien“ zu verehren, nämlich:

> Das Hemd der Muttergottes; die Windeln Christi; das Tuch, womit Christus am Kreuze umgürtet war; den ledernen Leibgürtel Christi; den Leibgürtel Mariens; ein Stück des Schwammes, womit Christus am Kreuze getränkt wurde; ein Stück des Strickes, mit dem Christus während der Geißelung an die Säule befestigt war; das Tuch, in welches das abgeschlagene Haupt Johannes' des Täufers eingewickelt wurde; ein Stück vom Kreuze Christi.

Jeder von uns erhielt, um in die rechte Stimmung gebracht zu werden, das vom Jesuiten Stephan Beissel verfaßte: „Heiligtumsbüchlein, Anleitung zu einer frommen Feier der Heiligtumsfahrt. Mit Abbildung der vier großen Heiligtümer“ (Aachen 1881).

II. Die jesuitische Askese.

Sie steht, wie schon oben hervorgehoben, in schärfstem Gegensatze zur Askese Christi.

Während ausschließlicher Zweck der Evangelienaskese Vereinigung mit Gott ist, und zwar unter Herausarbeitung der Individualität, ist ausschließlicher Zweck der Jesuitenaskese Tauglichmachung zum willen-, ja verstandeslosen Werkzeuge des Ordens unter Ausmerzung der Individualität.

Das große Mittel dazu und zugleich die theoretische Grundlage der gesamten Jesuitenaskese ist der Gehorsam. Seine Stellung im jesu-

itischen System und die Sonderart, die er durch die Ordenssatzungen, entgegen Christentum und Sittlichkeit, angenommen hat, müssen uns deshalb eingehend beschäftigen.

1. Theorie des jesuitischen Gehorsams.

Die hauptsächlichsten Stellen der Ordenssatzungen über den Gehorsam lauten:

Besonders dient es zum Fortschritte und es ist sehr notwendig, daß alle sich einem vollkommenen Gehorsame hingeben, indem sie den Oberen (wer immer es sei) als den Stellvertreter Christi des Herrn anerkennen und ihm innerliche Ehrfurcht und Liebe erweisen, und nicht nur in der äußeren Ausführung dessen, was er befiehlt, sollen sie vollständig, schnell, starkmütig und mit gebührender Demut, ohne Entschuldigungen und Gegenrede gehorchen, obwohl er vielleicht Schwieriges und der Sinnlichkeit Widerstrebendes befiehlt, sondern sie sollen auch streben, innerliche Resignation und wahre Verleugnung des eigenen Willens und Urteils zu erlangen, indem sie das eigene Urteil und den eigenen Willen mit dem, was der Obere will und denkt, ganz in Übereinstimmung bringen in allem (wo nicht Sünde erkannt würde) und das Urteil und den Willen des Oberen als Regel für eigenes Urteil und eigenen Willen sich vorsetzen, damit sie um so gleichförmiger werden der ersten und höchsten Richtschnur alles guten Willens und Urteils, welche ist die ewige Güte und Weisheit (Constit. III 1, 2, 3; Summarium 31).

Alle sollen am meisten den Gehorsam beachten, und sie sollen suchen, sich in ihm hervorzutun; nicht bloß in pflichtmäßigen Dingen, sondern auch in anderen, sei es, daß auch nur ein Zeichen des Willens des Oberen, ohne ausdrückliches Gebot, bemerkt würde ... Wir sollen alle Nerven unserer Kräfte aufs genaueste in bezug auf die Tugend des Gehorsams anspannen, zunächst gegenüber dem Papste, dann gegenüber den Oberen der Gesellschaft, so zwar, daß wir für alles, worauf sich der Gehorsam mit Liebe erstrecken kann, auf ihre [der Oberen] Stimme, gleichsam als ginge sie von Christus aus (denn aus Liebe und Ehrfurcht zu ihm leisten wir Gehorsam), bereit sind, indem wir jede angefangene Sache, selbst den angefangenen Buchstaben im Stich lassen; indem wir alle Kräfte und alle unsere Absicht im Herrn darauf richten, daß in uns der heilige Gehorsam in der Ausführung, im Willen, im Verstande immer ganz und gar vollkommen sei, indem wir mit großer Schnelligkeit, mit geistlicher Freude und Standhaftigkeit, was immer uns aufgetragen wird, tun. Alles [was uns befohlen wird] sollen wir für gerecht halten; jede entgegenstehende Meinung und Ansicht sollen wir in einem gewissen blinden Gehorsam verleugnen, und zwar soll dies geschehen in bezug auf alles, was vom Oberen angeordnet wird, wo nicht definiert werden kann (ubi definiri non possit), daß irgendeine Art von Sünde vorliegt. Jeder soll überzeugt sein, daß, wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen lenken und leiten lassen soll, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt; oder als sei er der Stab eines Greises, der demjenigen, der ihn hält, wo und wie auch immer er will, dient... Alle diejenigen Dinge fallen unter solchen Gehorsam, bei denen es sich nicht um offenbare Sünde handelt (in quibus nullum manifestum est peccatum). In bezug auf Ausführung wird Gehorsam dann geleistet, wenn die befohlene Sache ausgeführt wird; in bezug auf den Willen, wenn der, welcher gehorcht, dasselbe will, wie der, welcher befiehlt; in bezug auf den Verstand, wenn er dasselbe denkt wie jener, und wenn er das Befohlene für gut hält. Und unvollkommen ist jener Gehorsam, bei dem sich, außer der Ausführung, nicht auch die Übereinstimmung von Willen und Verstand des Befehlenden und Gehorchenden findet (Constit. VI 1, 1 und Declar. B u. C; Summarium 35. 36).

Die freie Verfügung über sich selbst und die eigenen Angelegenheiten sollen alle mit wahrem Gehorsam dem Oberen überlassen ... auf keine Weise zu erkennen gebend, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen sei (Constit. IV 10, 5).

* * *

Zu diesen Stellen aus den Satzungen kommt als gewichtige Ergänzung der Brief des Ignatius von Loyola „Über die Tugend des Gehorsams" (de virtute obedientiae). Er richtete ihn an die portugiesische Ordensprovinz; allein das Dokument war selbstverständlich für den ganzen Orden bestimmt und wurde als Ordensgesetz in alle Ausgaben der Satzungen aufgenommen:

..... Gern mögen wir uns übertreffen lassen von anderen religiösen Orden in Fasten, Nachtwachen und anderen Strengheiten der Lebensweise, die ihnen durch ihre Ordensregel heilig vorgeschrieben sind: durch wahren und vollkommenen Gehorsam, durch Ablegung (abdicatio) des eigenen Willens und Urteils sollen sich aber, geliebte Brüder, alle auszeichnen, die in dieser Gesellschaft unserem Gott und Herrn dienen, und der wahre und echte Sproß dieser Gesellschaft soll durch dieses Merkmal [von den anderen Orden] unterschieden werden ... Sehr wünsche ich, daß auch das euch bekannt sei und euerem Gemüte tief innewohne, daß untergeordnet und un-

vollkommen jener Gehorsam ist, der das Befohlene nur äußerlich ausführt, daß er nicht einmal den Namen ‚Tugend‘ verdient, wenn er nicht aufsteigt zum zweiten Grade, indem er den Willen des Oberen zu dem seinigen macht und so mit ihm übereinstimmt, daß nicht nur im Äußeren die Ausführung hervortritt, sondern auch im Inneren die Übereinstimmung, und daß so beide dasselbe wollen, dasselbe nicht wollen. Deshalb lesen wir in der heiligen Schrift: ‚Gehorsam ist besser als ein Schlachtopfer‘; denn (wie der heilige Gregor lehrt): durch Schlachtopfer wird fremdes Fleisch, durch Gehorsam aber der eigene Wille geschlachtet (mactatur) ... Deshalb, geliebte Brüder, leget ab so viel wie möglich eueren Willen (voluntates vestras deponite) und überliefert und opfert eure Freiheit in seinen Dienern [den Oberen], euerem Schöpfer, der sie euch gegeben hat ... Wer deshalb zur Tugend des Gehorsams gelangen will, muß zu diesem zweiten Grade des Gehorsams aufsteigen, so daß er nicht nur die Befehle des Oberen ausführt, sondern auch den Willen des Oberen zu dem seinigen macht oder vielmehr seinen auszieht und den vom Oberen ihm dargelegten göttlichen Willen anlegt. Wer aber sich Gott ganz darbringen will, muß (und das ist der dritte Grad des Gehorsams) außer dem Willen auch den Verstand opfern, so daß er nicht nur dasselbe will, sondern auch dasselbe denkt wie der Obere und sein Urteil dem des Oberen unterwirft, soweit ein frommer Wille den Verstand beugen kann. Denn obwohl diese Kraft des Geistes nicht mit jener Freiheit begabt ist wie der Wille, und obwohl von Natur aus ihre Zustimmung dorthin erfolgt, wo der Schein des Wahren sich zeigt, so kann sie doch in vielen Dingen, wo nämlich die Evidenz der erkannten Wahrheit ihr keine Gewalt antut, durch das Gewicht des Willens eher nach dieser als nach jener Seite hin geneigt werden. Treten solche Fälle ein, so muß jeder, der sich zum Gehorsam bekennt, sich der Ansicht des Oberen zuneigen. Denn da der Gehorsam ein Ganzopfer ist, wodurch der ganze Mensch ohne irgendwelche Verkümmerung sich seinem Schöpfer und Herrn durch die Hände seiner Diener im Feuer der Liebe opfert, da er eine vollständige Abdankung bedeutet, wodurch der Ordensmann freiwillig seines ganzen Rechtes sich begibt, um sich der göttlichen Vorsehung unter der Führung des Oberen zur Leitung und zum Besitze zu übergeben und zu überliefern, so kann nicht geleugnet werden, daß der Gehorsam nicht bloß die Ausführung, so daß jemand die Befehle vollzieht, und den Willen, so daß er sie gern vollzieht, sondern auch das Urteil umfaßt, so daß, was immer der Obere befiehlt und denkt (quaecunque superior mandat ac sentit), dasselbe auch dem Untergebenen recht und wahr zu sein scheint, soweit, wie ich gesagt habe, der Wille durch seine Gewalt den Verstand beugen kann .... Ist dieser Gehorsam des Urteils nicht vorhanden, so kann auch die Übereinstimmung des Willens und die Ausführung nicht so sein, wie sie sein soll .... Auch geht dann verloren die blinde Einfalt des Gehorsams, indem wir bei uns erwägen, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht .... So kommt es, daß der Gehorsam, obwohl er zunächst den Willen zu vervollkommnen scheint, indem er ihn für den Wink des Oberen gefügig und bereit macht, dennoch auch, wie ich gesagt habe, sich auf den Verstand erstrecken und ihn bewegen muß, dasselbe zu denken, was der Obere denkt .... Zuerst müßt ihr, wie ich schon im Eingange gesagt habe, in der Person des Oberen nicht einen Irrtümern und Schwächen unterworfenen Menschen, sondern Christum selbst erblicken, der die höchste Weisheit, die unendliche Güte, die unermeßliche Liebe ist, der nicht getäuscht werden kann und euch nicht täuschen will .... Seid eifrig bemüht, was der Obere befiehlt oder denkt, auch bei euch stets zu verteidigen, niemals aber zu tadeln .... Haltet für gewiß, was immer der Obere befiehlt, sei Gottes Befehl und Wille, und wie ihr sofort bereit seid, mit ganzem Gemüte und aller Übereinstimmung zu glauben, was der katholische Glaube euch vorlegt, so sollt ihr auch mit einem gewissen blinden Drange des zu gehorchen begierigen Willens ohne irgendwelche Untersuchung euch treiben lassen, zu tun, was immer der Obere sagt .... So hat Abraham gehandelt, als ihm befohlen wurde, seinen Sohn Isaak zu schlachten; so hat der Abt Johannes gehandelt ...., als er unter großer und dauernder Mühe ein ganzes Jahr lang ein dürres Holz begoß .... Diese Unterwerfung des eigenen Urteils und diese Billigung und Gutheißung, ohne jede Untersuchung (sine ulla quaestione) dessen, was immer (quodcunque) der Obere befohlen hat, ... ist für alle, die sich des vollkommenen Gehorsams befleißen, nachahmungswert in allen Dingen, die nicht mit offenbarer Sünde (cum peccato manifesto) verbunden sind. Deshalb ist es euch aber nicht verwehrt, wenn euch etwas von der Ansicht des Oberen Verschiedenes aufstößt, und es euch gut scheint (nachdem ihr zuvor demütig zum Herrn gebetet habt), es dem Oberen auseinanderzusetzen, daß ihr es dem Oberen vortraget. Damit euch aber euere Selbstliebe und euer eigenes Urteil nicht täusche, ist die Vorsicht anzuwenden, daß ihr sowohl vor wie nach der Berichterstattung vollständig gleichmütigen Geistes seid, ob ihr die Sache, um die es sich handelt, tun oder nicht tun sollt, und daß ihr billigt und für besser haltet, was immer dem Oberen gefällt .... Ich beschwöre euch bei Christus, unserem Herrn, ... bemühet euch, den vornehmeren und schwierigeren Teil eueres Geistes, Verstand und Urteil, zu bezwingen (expugnare) und zu

unterwerfen. Rom, den 26. März 1553 (Institutum Societ. Jesu. Edit. Rom. 1870: II 27—33).

* * *

Niemals ist unter religiös-christlichem Scheine etwas Unchristlicheres, niemals in ethisch-moralischer Umkleidung etwas Unsittlicheres vorgeschrieben worden. Niemals sind die Worte Religion, Christentum und Christus schnöder, verderblicher und abgefeimter mißbraucht worden als hier in den Satzungen der „Gesellschaft Jesu" und in dem Briefe ihres Stifters.

Die Würde des Menschen, auch die, welche er, nach christlichem Glauben, Gott gegenüber hat, nämlich seine aus Verstand und Willen sich zusammensetzende Sittlichkeit, sein moralisches Selbstbewußtsein, sein persönliches Verantwortlichkeitsgefühl sind vernichtet. Vor uns steht nicht ein Mensch, ja nicht einmal ein abgerichtetes Tier, sondern vor uns steht ein „Stock", ein „Leichnam", eine „Sache".

Bedarf es für diese Anschuldigungen des Beweises? Der Wortlaut der vorgelegten Stellen (zumal die gesperrt gedruckten Sätze) rechtfertigen mein Urteil. Dennoch will ich auf die Hauptpunkte, sie zusammenfassend, noch einmal eingehen:

1. Der Gehorchende muß dasselbe „wollen" und „denken", wie der Befehlende.

2. Der Gehorchende muß „das Befohlene für gut halten".

3. Der Gehorchende darf „auf keine Weise zu erkennen geben, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen ist" (nec ulla ratione judicium proprium ipsius judicio contrarium demonstrando).

4. Der Gehorchende muß dem Befehlenden gegenüber sich verhalten wie ein „Leichnam" oder wie ein „Stock", „die sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen lassen".

5. Der Gehorchende muß „das eigene Urteil und den eigenen Willen ablegen" (abdicare).

6. Der Gehorchende muß „den Willen des Oberen zu dem seinigen machen, oder vielmehr, er muß seinen Willen ausziehen und den vom Oberen ihm dargelegten göttlichen Willen anlegen".

7. Der Gehorchende soll „vollständig abdanken und seines ganzen eigenen Rechtes sich begeben".

8. Der Gehorchende muß „urteilen, daß, was immer der Obere befiehlt und denkt, recht und wahr ist".

9. Der Gehorchende geht des Verdienstes „der Einfalt des Gehorsams verlustig, wenn er bei sich erwägt, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht".

10. Der Gehorchende „soll sein eigenes Urteil unterwerfen und billigen und gutheißen, ohne jede Untersuchung, was immer der Obere befiehlt".

11. Der Gehorchende „muß eifrig bemüht sein, was der Obere befiehlt oder denkt, stets zu verteidigen, niemals aber zu tadeln".

12. Der Gehorchende muß „gewiß halten, was immer der Obere befiehlt, sei Gottes Befehl und Wille".

13. Der Gehorchende muß, „ebenso wie er bereit ist, zu glauben, was der katholische Glaube ihm [mit Unfehlbarkeit] vorlegt, bereit sein, mit einem gewissen blinden Drange, ohne irgendwelche Untersuchung, zu tun, was immer der Obere sagt".

14. Der Gehorchende muß im Oberen „nicht einen dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern den irrtumslosen Christus erblicken".

* * *

Diesen vierzehn Geboten gegenüber, die ebenso viele Erdrosselungen des Verstandes und Willens sind, bedeuten die in bezug auf die Sünde gemachten Einschränkungen absolut nichts.

Wie kann jemand prüfen, ob das Befohlene sündhaft ist, wenn er „ohne irgendwelche Untersuchung" gehorchen muß, wenn er „nicht erwägen darf, ob, was der Obere befiehlt, recht ist oder nicht", wenn er „seinen eigenen Verstand und Willen ganz und gar ablegen" muß, wenn er dem befehlenden Oberen gegenüber sich verhalten muß wie ein „Leichnam" und wie ein „Stock", wenn er „auf keine Weise zu erkennen geben darf, daß das eigene Urteil dem Urteile des Oberen entgegen ist", wenn er „im Oberen nicht einen dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern den irrtumslosen Christus" selbst erkennen muß?

Auch der Wortlaut der Einschränkungen läßt deutlich ihre innere Nichtigkeit erkennen: gehorchen muß man immer und überall, solange „nicht definiert (definiri) werden kann, daß irgendeine Art von Sünde vorliegt", oder solange es sich nicht „um offenbare (manifestum) Sünde handelt". Also: wenn es sich nicht um „offenbare"

Sünde handelt — und wie viele nicht-„offenbare" Sünden gibt es —, wenn im Befehle des Oberen die Sünde nicht so greifbar vor den Gehorchenden hintritt, daß er sie sofort als solche „definieren" kann, dann muß er gehorchen. Und überdies — das ist immer wieder zu betonen — den Befehl des Oberen „untersuchen", ihn „prüfen" darf der Untergebene nicht, so wenig, daß er von vornherein alles für „recht" und „gut" halten muß, was der Obere befiehlt. Wo bleibt da, frage ich nochmals, die praktische Gelegenheit des Nichtgehorchens Sündhaftem gegenüber?

Und noch mehr! Ignatius scheut sich nicht, selbst das kraß Sündhafte, die „offenbare" Sünde, als Gegenstand des Gehorsams hinzustellen.

> So (schreibt der Ordensstifter), d. h. getrieben von blindem Drange, ohne irgendwelche Untersuchung, zu gehorchen, hat Abraham gehandelt, als ihm befohlen wurde, seinen Sohn Isaak zu schlachten.

Daß hier „Gott" dem Abraham etwas schwer Sündhaftes befahl, ganz gleichgültig, ob dieser „Gott" den Willen und die Macht hatte, die sündhafte Tat im letzten Augenblicke zu verhindern, kann keine Theologie und keine „Frömmigkeit" wegdisputieren. Und diesen auf „offenbare" Sünde (Kindestötung) abzielenden Gehorsam stellt der Stifter des Jesuitenordens als nachahmenswert, ja als die höchste Vollkommenheitsstufe des Gehorsams hin!

Er geht sogar noch weiter. Denn in den Satzungen fordert er die Oberen auf, „zuweilen" von den Untergebenen einen Abrahamsgehorsam zu verlangen:

> Es wird nützlich sein, daß die Oberen sie [die Untergebenen] zuweilen .... zu ihrem größeren geistlichen Nutzen auf die Weise versuchen, wie der Herr den Abraham versucht hat (Constit. III 1, Declar. V: Instit. Societ. Jesu. Romae 1869, I 43).

Nein, die „Einschränkungen" in bezug auf das Sündhafte sind — ich spreche das ungescheut aus — lediglich gemacht, um die abgrundtiefe Unsittlichkeit und das in jedem Betracht Menschenunwürdige des jesuitischen Gehorsams nicht allzu klar zutage treten zu lassen, oder — im besten Falle — weil der Urheber solch schmählicher Theorien mit einigen einschränkenden Redensarten sein eigenes Gewissen beruhigen wollte.

* * *

Mit der Unsittlichkeit ist die Unchristlichkeit von selbst gegeben. Ein kurzer Hinweis auf das Neue Testament sei aber noch gestattet.

Auch Christus und die Apostel verlangten Gehorsam. Aber wie? Recht, ja Pflicht der Prüfung blieben dem Gehorchenden durchaus gewahrt.

Christus wies den blinden Gehorsam, die blinde Gefolgschaft von sich:

> er fordert auf, in den Schriften zu forschen; sie sind es, welche Zeugnis geben über mich (Joh. 5, 39).

Die gleiche Prüfungsberechtigung in bezug auf Christus und seine Lehre liegt in den Worten der Samariter an ihre Stammesgenossin:

> Nicht wegen deiner Rede glauben wir; denn selbst haben wir gehört und wissen es, daß dieser ist wahrhaftig der Erlöser der Welt (Joh. 4, 42).

Zu klarstem Ausdrucke kommt der vernünftige, d. h. der auf Erkenntnis des Verstandes ruhende Gehorsam auch in den Aussprüchen der Jünger Jesu:

> „Durch Offenbarung der Wahrheit empfehlen wir uns an jedes Menschengewissen vor Gott" (2. Kor. 4, 2). „Prüfet, was wohlgefällig sei vor Gott" (Ephes. 5, 10). „Damit ihr prüfet, was der Wille Gottes sei, der gute und wohlgefällige und vollkommene" (Röm. 12, 2). „Damit ihr prüfet das Vorzuziehende" (Phil. 1, 10). „Alles aber prüfet, was gut ist, behaltet" (1. Thess. 5, 21). „Vollkommenen aber gehöret die feste Speise, denen, die gemäß Erfahrung die Sinne eingeübt besitzen zur Auseinanderscheidung von Gut und Bös" (Hebr. 5, 14). „Nicht jedem Geiste glaubet, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind" (1. Joh. 4, 1).

Hier steht alles im schärfsten Gegensatze zu den Anforderungen des jesuitischen Gehorsams.

* * *

Eine Stelle des ignatianischen Briefes ist besonderer Betonung wert.

Ignatius verlangt: wie den unfehlbaren Lehraussprüchen der Kirche gegenüber prüfungslose Unterwerfung des Verstandes und Willens geboten ist, ebenso ist die Unterwerfung geboten gegenüber den Befehlen des jesuitischen Oberen. Hier haben wir den charakteristischen Höhepunkt des jesuitischen Gehorsams: seine Blindheit. Denn der Katholik darf „unfehlbare" Aussprüche der Kirche nicht prüfen, ob sie wahr und gut sind; schon der Versuch solcher Prüfung ist Sünde. Und auf gleiche Weise soll sich der gehorchende Jesui verhalten.

Helles Licht auf die blinde Unterwerfung läßt Ignatius in den „Regeln" fallen, „die anleiten, mit der Kirche in richtiger Weise zu fühlen". Er hat sie seinen „Exerzitien" angehängt:

Unter gänzlicher Aufhebung des eigenen Urteils (sublato proprio omni judicio) muß der Geist stets bereit gehalten werden, der wahren Braut Christi, unserer heiligen Mutter, der orthodoxen, katholischen und hierarchischen Kirche, zu gehorchen .... Endlich: damit wir der katholischen Kirche ganz gleichförmig sind und mit ihr ganz übereinstimmen, müssen wir, wenn etwas unseren Augen weiß erscheint, was die Kirche aber als schwarz definiert hat, dies gleichfalls für schwarz erklären: si quid, quod oculis nostris apparet album, nigrum illa [ecclesia] esse definierit, debemus itidem, quod nigrum sit, pronuntiare (Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 416. 417).

Da also, nach Ignatius, unfehlbare Kirche und jesuitischer Oberer im Ansehen sich gleich stehen (auch sei erinnert an die Gleichstellung mit Christus, oben S. 152), so folgt, daß der gehorchende Jesuit, auf Befehl des Oberen, etwas für „weiß" (nicht sündhaft) halten muß, obschon er selbst es für „schwarz" (sündhaft) hält.

* * *

Unzweifelhaft steht also fest, daß auf diesem Wege Gehorsam und Askese des Jesuitenordens zur Sünde führen, d. h. daß sie den Jesuiten zur Sünde verpflichten können. Ich sage: „auf diesem Wege"; denn der gewöhnlich beschrittene Weg, die Verpflichtung zur Sünde innerhalb des Jesuitenordens festzustellen, ist ein Irrweg. Darüber ein kurzes Wort.

Das 5. Kapitel des 6. Teiles der Ordenssatzungen (römische Ausgabe von 1869: I 90) bestimmt, daß alle Satzungen, Erläuterungen und Verordnungen nur dann „unter schwerer oder leichter Sünde verpflichten (obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere), wenn der Obere etwas im Namen unseres Herrn Jesu Christi oder in Kraft des Gehorsams befiehlt".

Dies ist die von vielen mißverstandene und gegen den Orden zu dem Vorwurfe mißbrauchte Stelle: der jesuitische Obere könne die Untergebenen kraft des Gehorsams „zur Sünde verpflichten" (obligare ad peccatum). Daß die Beschuldigung weder im Sinne noch im Wortlaute dieser Stelle einen Anhaltspunkt besitzt, hätte niemals zweifelhaft sein dürfen. Denn es ist eine absolut feststehende Tatsache, daß der Ausdruck obligare ad peccatum im lateinischen Jargon der mittelalterlichen und auch der späteren kirchlichen Orden (Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten) die Bedeutung hat: „unter Sünde", nicht aber: zur Sünde „verpflichten". Bischof von Ketteler hat die Haltlosigkeit des Vorwurfs gegen diese Stelle der Satzungen in seiner Schrift: „Kann ein Jesuit von seinem Oberen zu einer Sünde verpflichtet werden?" (Mainz 1874) schlagend dargetan. Allerdings, das Nein, welches Ketteler auf die allgemein gestellte Frage, ob der Jesuit zur Sünde verpflichtet werden könne, ausspricht, trifft, wie wir gesehen haben, nicht zu.

* * *

Für die unsittlichen und unchristlichen Vorschriften seiner Gehorsamslehre kennt der Jesuitenorden nur eine Verteidigung: das Papsttum hat die Ordenssatzungen, in denen die Vorschriften enthalten sind, gebilligt. Also Flucht hinter das „göttliche" Papsttum.

Ich brauche mich bei dieser Verteidigung nicht aufzuhalten. Welche Bewandtnis es um die „Göttlichkeit" des Papsttums hat, welches Urteil die Geschichte, auf Grund der eigenen Taten und Lehren des Papsttums, über seine „Göttlichkeit" fällt, habe ich dargelegt in meinem Werke: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel. 5. Auflage). Wie im Laufe der Jahrhunderte das Papsttum schon so viele unsittliche und fluchwürdige Lehren mit seinem „göttlichen" Ansehen gedeckt hat, so deckt es auch die unsittliche und fluchwürdige Jesuitenlehre vom Gehorsam.

* * *

Eine interessante Ergänzung des ignatianischen Briefes und zugleich einen Beweis für sein übrigens selbstverständliches Ansehen innerhalb des Ordens enthalten die Worte des fünften Ordensgenerals Klaudius Aquaviva in einer offiziellen „Instruktion an die Oberen" vom Jahre 1604. Nachdem Aquaviva vorgeschrieben hat, daß der Brief des Ignatius von den einzelnen immer wieder und zwar in kurzen Zwischenräumen gelesen werden soll, fügt er hinzu:

Die Vollkommenheit des Gehorsams werde durch den in den Satzungen vorkommenden Vergleich mit dem „Leichname" oder „Stocke" angedeutet; dadurch solle nicht verhindert werden, daß man, nach vorausgeschicktem Gebet und mit innerer Gleichmütigkeit, dem Oberen seine Vorstellungen mache, aber so, daß die Vorstellungen wirklich in nichts anderem bestehen als im Vorstellen, d. h. dem Oberen es vor Augen stellen, aber ihm die ganze Sorge für die vorgestellte Sache überlassend: ut vere nihil aliud sit, quam repraesentare, hoc est, ob oculos Superioris ponere, totam ei curam rei expositae relinquendo

(Instruct. de spiritu ad Superiores: De obedientia, IV, 1. 2: Instit. Societ. Jesu. Romae 1870, II 269).

Welchen praktischen Wert haben demgegenüber „Vorstellungen“, die, wie wir gesehen haben, die Satzungen und der Gehorsamsbrief des Ignatius den Untergebenen gestatten?

Was die von Aquaviva empfohlene häufige Lesung des Briefes betrifft, so ist gegenwärtiger Brauch im Jesuitenorden, ihn jeden Monat einmal während der Mahlzeiten vorlesen zu lassen.

* * *

Wie innerhalb des Ordens der in den Satzungen vorgeschriebene blinde Gehorsam aufgefaßt wird, zeigen in lehrreicher Weise einige Äußerungen, von denen drei von hervorragender Bedeutung sind: zwei, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, und eine, weil sie die in den Satzungen indirekt enthaltene Verpflichtung, auch dem sündhaften Befehle zu gehorchen (S. 152), zu klarem Ausdrucke bringt.

Ein „Memorial“ des Jesuitenkollegs zu München erläutert die 35. und 36. Regel über den Gehorsam:

Der gehorcht blind, der wie ein Leichnam oder wie der Stab eines Greises, die kein Gefühl und kein Urteil haben, so gehorcht, als hätte er das eigene Urteil so gebunden und gewissermaßen ganz ausgeschaltet (totum eclipsatum), daß er gleichsam aus sich nichts urteilen und nichts sehen kann, sondern ein anderes Urteil sich ganz angeeignet hat, nämlich das des Oberen, und zwar so vollständig und vollkommen, daß, was immer der Obere urteilt und fühlt, dasselbe und nichts anderes auch er wirklich urteile und fühle, und daß dies Urteil [des Oberen] sein eigenes, unverfälschtes und natürliches Urteil sei. Das ist die Kraft der wahren Selbstverleugnung und der wahren Selbstblindmachung (excaecatio): nicht mehr durch eigene, sondern durch fremde Bewegung getrieben zu werden (Reusch, Archivalische Beiträge: Zeitschrift für Kirchengeschichte. 1895, Bd. 15, S. 263).

In einer handschriftlichen Aufzeichnung, die Kelle (Die Jesuitengymnasien in Österreich. München 1876, S. 121) aus der Wiener Hofbibliothek (Kodex nr. 10578 p. 66) mitteilt, heißt es:

Wenn dir von den Oberen etwas befohlen wird, was dem eigenen Urteile, der eigenen Ansicht oder Kraft zu widerstreiten scheint, so stürze, unter Aufgebung aller menschlichen Gründe und Überlegungen, auf die Knie und erneuere, wenn du allein bist, das Gelübde des Gehorsams.

Der Jesuit Anton de Sarasa behandelt in seinem großen, oft aufgelegten asketischen Werke: „Die Kunst, sich ständig zu freuen“ die Schwierigkeit, die beim Gehorsam für den Untergebenen dadurch entstehen kann, daß der Obere etwas befiehlt, was dem Untergebenen „unerlaubt“ (illicitum) erscheint. Sarasa löst die Schwierigkeit, indem er ihr die These gegenüberstellt:

„Das Gewissen folgt erlaubter Weise einer fremden, probabeln Ansicht, entgegen der eigenen, die sagt, die Sache, um die es sich handelt, sei unerlaubt“. Weiter heißt es dann: „Aber wie, wenn die fremde Ansicht diejenige des Oberen ist, und er etwas befiehlt, was der Untergebene für unerlaubt [sündhaft] hält? Darf er den Gehorsam verweigern? Nach Ansicht des [angeführten] Theologen [den Sarasa „gewichtig und gelehrt“ nennt] muß der Untergebene dem Vorgesetzten den Gehorsam verweigern. Daß das aber im angegebenen Falle unerlaubt ist, lehren ausführlich [der Jesuit] Vasquez und andere. Und zwar wäre, wenn die Ansicht [daß man dem sündhaften Befehle gegenüber nicht zu gehorchen brauchte] richtig wäre, ein leichter und breiter Weg geöffnet, die Befehle der Vorgesetzten unbeachtet zu lassen, ohne daß eine Strafverfolgung wegen Gehorsamsverletzung möglich wäre (Ars semper gaudendi. Edit. 4. Francofurti et Lipsiae 1750, II 108).

Der Jesuit Alphons Rodriguez:

Der Gehorsam ist die wesentlichste Tugend des Ordensstandes .... Er gefällt Gott weit mehr als alle Opfer, welche man ihm darbringen kann, und schließt die Keuschheit, die Armut und alle übrigen Tugenden in sich .... Dies ist keine Übertreibung, sondern eine unumstößliche Wahrheit .... Wir sollen auch unser Urteil dem unseres Oberen gleichförmig machen, so daß wir stets mit seinen Ansichten übereinstimmen und alles, was er befiehlt, für gut halten.... Treten wir in den Orden, so sollen wir beherzigen, daß wir unseren Willen in das Grab legen .... Die dritte Stufe des Gehorsams besteht in der Gleichförmigkeit des Verstandes mit dem unseres Oberen, so daß wir .... alles, was er befiehlt, für vernünftig halten, unser Urteil gänzlich dem seinigen unterwerfen .... Der unvollkommene Gehorsam hat zwei Augen, aber zu seinem Unglück; der vollkommene Gehorsam ist blind .... Seien wir also so, als wären wir gänzlich tot. Eine Leiche sieht nicht, antwortet nicht .... So sollen auch wir keine Augen haben ...., keine Worte, um Einwendungen zu machen gegen jenes, was uns der Gehorsam vorschreibt.... Nehmen wir an, Christus selber erschiene dir und beföhle dir, dieses oder jenes zu tun ...., es würde dir nicht in den Sinn kommen, über das, was er dir geböte, ein Urteil zu fällen, du würdest nicht den mindesten Zweifel hegen,

ob es gut oder böse wäre, sondern blindlings den Auftrag vollziehen .... Erblickst du in deinem Oberen nicht den dem Irrtum unterworfenen Menschen, sondern Christus selber, der die höchste Weisheit, Güte und Liebe ist, welche weder irren kann, noch dich in Irrtum führen will, so hören alle Grübeleien und Urteile auf (a. a. O. III 206. 210. 215. 218. 221. 225. 249. 253).

* * *

Fast selbstverständlich ist es, daß der Jesuitenorden, zur Verherrlichung seiner Gehorsamstheorie, eine seiner beliebtesten Künste, Wunder und Visionen, arbeiten läßt. Unter zahlreichen „Visionen" zu Ehren des Gehorsams lege ich eine besonders charakteristische vor; sie gibt zugleich eine gute Probe jesuitischen Hochmuts, der uns noch in einem besonderen Abschnitte beschäftigen wird. Nach dem Berichte des Jesuiten Ludwig Mansonius, Provinzials der neapolitanischen Ordensprovinz, sagte Christus der heiligmäßigen Jungfrau Johanna ab Alexandro, dem Beichtkinde des Mansonius, am 7. Juni 1598 in der Jesuitenkirche zu Neapel:

„Der Gehorsam, den ich von den Mitgliedern meiner [! man beachte den Hochmut] Gesellschaft fordere, ist der blinde Gehorsam, daß sie jedem Winke der Oberen folgen; und ich wünsche, daß sie sich jedes eigenen Willens entäußern.... Daß ich dir Unwürdigen diese Vision habe zuteil werden lassen, ist eine Belohnung für den Gehorsam, den du dem [Jesuiten-]Pater Ludwig geleistet hast; ihm sollst du auch dies alles erzählen und seinen frommen Befehlen gehorchen" (die Dokumente bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 528 f. und II 346).

Was will man mehr? Christus selbst erklärt sich in einer „Erscheinung", 16 hundert Jahre nach seinem Tode, für den blinden Gehorsam „seiner" Gesellschaft.

* * *

Das sind die Grundsätze, nach denen die Askese der „Gesellschaft Jesu", vom Gehorsam, als von ihrem gewaltigsten Hebel aus, eine möglichst vollständige Ausmerzung des Einzelwillens und Einzelverstandes, d. h. die Vernichtung der Individuen betreibt.

Sehen wir zu, wie sich die Jesuitenaskese in der Praxis gestaltet, d. h. welche Mittel sie auf dieser Grundlage zur Anwendung bringt.

2. Praxis der jesuitischen Askese.

Im 8. Teile der Ordenssatzungen (1, 6) heißt es:

Je abhängiger die Untergebenen von den Oberen sind, um so besser werden Liebe, Gehorsam und Einigkeit untereinander bewahrt.

Richtiger Liebe, richtigem Gehorsam, richtiger Einigkeit gegenüber ist dieser „Abhängigkeits"-Satz falsch. Den Nagel auf den Kopf trifft er aber vom jesuitischen Standpunkt aus.

Abhängigkeit vom Oberen ist der gewaltige Hobel, der, Tag und Nacht in Tätigkeit, die einzelnen zurechtschneidet, zurechtglättet, so daß sie allmählich, so zahlreich sie auch sind, so verschiedenartig sie anfangs auch waren, nur eine absolut gleichförmige Jesuitenmasse darstellen, in der dann allerdings „Liebe", „Gehorsam" und „Einigkeit" unbeschränkt herrschen.

Je größer die innere Abhängigkeit von anderen, um so mehr verschwindet die Eigenart. Auf dieser psychologischen Wahrheit fußt die Praxis der Jesuitenaskese. Nichts regt sich im Jesuitenindividuum, es rührt keine Hand und keinen Fuß, keinen Schritt macht es vorwärts oder rückwärts, nach links oder nach rechts, weder im Alltagsleben, noch auf der Bahn der Tugend oder Wissenschaft, kein Wunsch, kein Gedanke nimmt in ihm Gestalt an, ohne Wissen, ohne Billigung, ohne richtunggebenden Einfluß des Oberen, d. h. des Ordens. Da verschwindet denn schließlich alles, was Eigenbesitz des Individuums war, und die Jesuitenaskese hat erreicht, was ihr Urheber, Ignatius von Loyola, will: „Schlachtung des eigenen Willens".

Vier Hauptwerkzeuge zur Verübung dieses Mordes, der ein Menschenmord im tiefsten Sinne ist, lege ich vor: die Gewissensrechenschaft, das Spionagesystem, die Beichte und die Exerzitien. Um diese vier großen Mittel gruppieren sich eine Anzahl kleinerer, auf die wir auch einen Blick werfen müssen.

A. Die Gewissensrechenschaft (ratio conscientiae).

Schon oben bemerkte ich, daß die Beichte dem Orden nicht genügt, nicht einmal die jesuitisch gehandhabte Beichte, zur Unterwerfung und Abhängigkeitsmachung seiner Mitglieder. So läßt er denn seine Satzungen vorschreiben:

Die Untergebenen sollen den Oberen durchsichtig sein, damit sie besser gelenkt und geleitet und durch sie [die Oberen] auf dem Wege des Herrn geführt werden können. Je genauer überdies die Oberen alle inneren und äußeren Angelegenheiten der Ihrigen kennen, mit um so größerer Beflissenheit, Liebe und Sorgfalt können sie ihre Seelen vor verschiedenen Übeln und Gefahren, die vorkommen können, bewahren .... Damit dem Willen Gottes gemäß solche Sendungen [von Mitgliedern der Gesellschaft zu be-

stimmten Zwecken] besser geschehen, indem diese und nicht jene geschickt, diese zu diesen, jene zu jenen Ämtern verwendet werden, trägt nicht nur sehr, sondern überaus sehr bei, daß der Obere eine umfassende Kenntnis der Neigungen und Regungen [der Untergebenen] besitze und wisse, zu welchen Fehlern oder Sünden sie mehr geneigt und angereizt waren oder sind (Exam. gen. 4, 34. 35).

Dieser Abhängigkeitsforderung fehlt natürlich das asketisch-religiöse Gepräge nicht. Einleitend heißt es:

Unter Erwägung dieser Sache vor dem Herrn ist es uns im Angesichte der göttlichen Majestät erschienen, daß es wunderbar zuträglich sei, wenn die Untergebenen usw.

Alle sollen ermahnt werden, daß sie keine Versuchung geheim halten, die sie nicht dem Beichtvater oder dem Oberen offenbaren; sie sollen es vielmehr gern haben, daß ihre ganze Seele ihnen ganz offenbar ist; auch sollen sie nicht bloß die Fehler offenbaren, sondern auch die Bußen und Abtötungen, die Andachten und Tugenden; indem sie mit reinem Willen wünschen, von ihnen geleitet zu werden, wenn sie vom rechten Weg abweichen; indem sie nicht vom eigenen Sinne geführt werden wollen, außer er stimme überein mit dem Urteile jener, die für sie an Christi Stelle stehen (Constit. III 1, 12).

Nichts Inneres oder Äußeres sollen sie [die Untergebenen] den Oberen verheimlichen, vielmehr sollen sie wünschen, daß die Oberen alles genau kennen, damit sie auf dem Wege des Heils und der Vollkommenheit besser geleitet werden können (Constit. VI 1, 2; Summarium 40).

Wer immer also dieser Gesellschaft im Herrn folgen und in ihr zur größeren Ehre Gottes bleiben will, soll .... unter dem Siegel der Beichte, des Geheimnisses oder auf welche Weise es ihm gefällt und zu seinem größeren Troste gereicht, sein Gewissen mit großer Demut, Reinheit und Liebe offenbaren, indem er nichts verheimlicht, wodurch er den Herrn des Alls beleidigt hat, und er soll sein ganzes vorheriges Leben oder doch gewiß die Dinge größeren Gewichts dem Oberen der Gesellschaft oder wem aus den Oberen oder den anderen dieser es aufträgt, offenbaren, damit er in allem mit reichlicherer Gnade zur größeren Ehre der göttlichen Güte voranschreite (Exam. gen. 4, 36).

Aus diesen Vorschriften ist die Gewissensrechenschaft hervorgegangen, die über folgende Punkte abzulegen ist:

Ob man in seinem Berufe zufrieden lebe. Wie man sich verhalte in bezug auf Gehorsam, auch des Verstandes, in bezug auf Armut und Keuschheit und die anderen Tugenden, und welche man am eifrigsten pflege. Ob man Unruhen des Geistes oder lästige Versuchungen spüre, welche Leichtigkeit oder Schwierigkeit und welche Art man habe, ihnen zu widerstehen; zu welchen Gemütsbewegungen oder Sünden man am meisten neige oder angereizt werde. Ob man gegen die Satzungen, gegen eine Regel oder eine Anordnung der Oberen ein festes Urteil habe oder gegen sie gesprochen habe. Was man halte vom Institut der Gesellschaft und von den Mitteln, dessen es sich, um seinen Zweck zu erreichen, bedient, und welchen Seeleneifer man in sich verspürt. Wie man empfinde in bezug auf geistliche Dinge, wieviel Zeit man dem Gebete widme, und ob man mehr durch das mündliche oder durch das betrachtende Gebet unterstützt werde. Ob man beim Gebrauche der geistlichen Dinge Trost und Andacht verspüre oder vielmehr Verzweiflung, Trockenheit und Zerstreuung des Geistes erdulde, und wie man sich dabei verhalte. Welche Frucht man gewinne aus der Kommunion, Beichte, Gewissenserforschung, zumal der besonderen, und aus den anderen geistlichen Übungen. Ob man seit der letzten Gewissensrechenschaft größeren oder geringeren Fortschritt gemacht habe, und welche Gesinnung man habe in bezug auf Erlangung der Vollkommenheit. Wie man beobachte, was sich aus den Satzungen, aus den Regeln, sei es aus den gemeinsamen, sei es aus den betreffenden Amtsregeln, auf einen selbst bezieht. Über Abtötungen und Bußwerke und andere Übungen, die zum geistigen Fortschritte beitragen, und besonders über die Bereitschaft zum Ertragen von Beleidigungen und anderem, was zum Kreuze Christi gehört, und über das Verlangen danach. Über die Genossen, und wie man durch ihren Umgang Fortschritte im Herrn macht, und ob man mit einem vertrauter sei als mit den anderen. Ob man gegen einen Abneigung empfinde, ob man von den Oberen, den Beamteten oder von irgendeinem anderen beleidigt worden sei, und wie man gesinnt sei gegen die Oberen. Ob man Versuchungen erlitten habe, die anderen bekannt geworden seien, besonders in bezug auf den Beruf (Instructio ad reddendam rationem conscientiae: Institutum Societatis Jesu. Romae 1870, II 33 f.).

Diese Gewissensrechenschaft findet regelmäßig und oft statt: der Novize hat sie wöchentlich, der Scholastiker monatlich und außerdem noch zweimal jährlich dem Rektor und einmal jährlich dem Provinzial abzulegen; die formierten Koadjutoren und Professen legen sie mindestens jährlich einmal dem Provinzial ab, und bedeutungsvoll fügen die Satzungen an mehreren Stellen hinzu:

und sooft es überdies dem Oberen gut scheint (Constit. VI 1, 2; Exam. gen. 4, 40; Summar. Constit. 40).

So ist es denn vollkommen in die Willkür des Oberen gestellt, wann, wie, wo und wie oft er in das innerste Innere der Untergebenen eindringen will, um dies Innere mit allen seinen Regungen zu durchforschen, es der Individualität zu berauben und jeder seiner Falten, seinen geheimsten Winkeln den Ordensstempel aufzudrücken.

Die Eröffnungen, die der Untergebene seinem Oberen in der Beichte macht, sind wenigstens scheinbar (über die Berechtigung dieses „scheinbar" unten) durch das Beichtsiegel (sigillum confessionis: vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. 5. Auflage, II 563 f.) anderweitigem Gebrauch entzogen. Nicht so in der Gewissensrechenschaft. Ihr ausgesprochener Zweck ist, dem Oberen die Möglichkeit zu geben, alles, was den sich eröffnenden Untergebenen betrifft,

so zu ordnen und einzurichten, wie es dem Gesamtkörper der Gesellschaft [Jesu] entspricht (Exam. gen. IV 35).

Leere Redensart ist es deshalb, wenn die Geheimhaltung der Gewissensrechenschaft und ihre Nichtbenutzung durch den Oberen betont wird. Der Betonung widerspricht die eben mitgeteilte Stelle aus den Satzungen, die als Zweck der Eröffnungen, welche die Untergebenen zu machen haben, das Wohl des „Gesamtkörpers" hinstellt.

Auch ein „Responsum" (Antwort) des Ordensgenerals Oliva vom 13. Mai 1675 an die „oberdeutsche Ordensprovinz" läßt deutlich erkennen, wie es mit der Geheimhaltung in Wirklichkeit bestellt ist. Das nicht für die Öffentlichkeit bestimmte „Responsum" lautet:

Trotz des Gesetzes der Geheimhaltung können Vorteile für die äußere Leitung aus der Gewissensrechenschaft gewonnen werden. Denn obwohl es dem Oberen nicht erlaubt ist, einem anderen etwas von dem mitzuteilen, was die Untergebenen ihm in der Gewissensrechenschaft offenbart haben, so kann der Obere doch, wenn ihm die Mitteilungen nicht unter dem Beichtsiegel gemacht worden sind, einige äußere Heilmittel anwenden, um die Krankheiten zu heilen oder zu verhüten. Auch kann der Obere, wenn es die Sache erfordert, den Untergebenen veranlassen, daß er etwas von dem, was er in der Beichte bekannt hat, auch außerhalb der Beichte mitteilt, oder doch, daß er sich damit zufrieden gibt, daß der Obere seine in der Gewissensrechenschaft erworbene Kenntnis benutzt zu seiner (des Untergebenen) äußeren Leitung, ohne daß aber vom Oberen irgend jemandem offenbart wird, warum der Obere so handelt (aus den Jesuiten-Papieren des Münchener Staatsarchivs, mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 83).

Schein ist es gleichfalls, wenn, wie hier und auch in den Satzungen (VI 1, 2), die Ablegung der Gewissensrechenschaft in Form einer Beichte, also „unter dem Schutze des Beichtsiegels", gestattet wird. Denn der ausdrücklich angegebene Zweck der Gewissensrechenschaft würde, unter Voraussetzung der Unverletztheit des Beichtsiegels, vereitelt werden. Allerdings werden wir gleich sehen (oben habe ich es schon angedeutet), daß dem jesuitischen System gegenüber auch das Beichtsiegel keinen Schutz gewährt. Übrigens kann ich aus eigener Erfahrung mitteilen, daß bei den mindestens 400 Gewissensrechenschaften, die ich als Jesuit abgelegt habe, auch nicht ein einziges Mal davon die Rede gewesen ist, ich könne sie als Beichte ablegen. Und wie bei mir, so bei den anderen.

* * *

Man begreift, daß der Orden die Gewissensrechenschaft unter die Wesensbestandteile seiner Satzungen (substantialia Instituti) aufgenommen hat (Congregat. V, Decret. 58).

Man begreift aber auch, daß die Gewissensrechenschaft ebenfalls Wesensbestandteil des harten Vernichtungskampfes bildet, den der einzelne Jesuit mit seinem Ich zu führen hat. Die schmerzhaftesten und peinlichsten äußeren Bußübungen (von ihnen später) sind Kinderspiel, verglichen mit der Gewissensrechenschaft. Denn instinktiv fühlt das Individuum — die klare Erkenntnis fehlt —, daß es die Axt legt an die Wurzel des eigenen Seins.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß ein dumpfes Bewußtsein von der Schmach und Last der Gewissensrechenschaft — denn auch im Jesuitenorden bleibt, wenigstens eine Zeitlang, Natur Natur — im Orden großes Widerstreben gegen sie hervorgerufen hat. Den Widerstand läßt ahnen eine „Instruktion" des Ordensgenerals Aquaviva aus dem Jahre 1600, in der das Widerstreben gegen Ablegung der Gewissensrechenschaft als „sehr gefährliche Seelenkrankheit" (morbus plane periculosus) behandelt wird (Industriae ad curandos animae morbos, c. 13: Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 351). Aber mit eiserner Faust hielt und hält der Orden nieder, was sich gegen die Gewissensrechenschaft in seinen Reihen regt, und Jahr um Jahr vernichtet er durch sie Hunderte von Menschenexistenzen.

* * *

So umfassend und eingreifend die Gewissensrechenschaft aber auch ist, so sehr die Untergebenen durch sie den Oberen auch ausgeliefert werden, ihre volle Wirksamkeit bleibt dennoch zum großen Teil abhängig vom guten Willen des Untergebenen. Denn nur er selbst kann ja dem Oberen sein Inneres erschließen. Nun ist allerdings

richtig, daß durch die ununterbrochene, vom ersten Tage des Noviziats ansetzende Gewöhnung die Gefahr (ich spreche vom Standpunkte des Ordens aus) einer Verheimlichung, eines Verschweigens auf ein Mindestmaß beschränkt ist; um so mehr, weil weitaus die meisten Jesuiten als unentwickelte, kaum den Knabenjahren entwachsene Jünglinge in den Orden eingetreten sind. Sie waren somit Wachs, und Wachs sind sie in den Händen des Ordens geblieben. Eine Verhärtung gegen ihre Pflicht, aufrichtige, vollständige Gewissensrechenschaft abzulegen, ist also so gut wie ausgeschlossen. Aber immerhin: die Möglichkeit der Verhärtung bleibt bestehen. Ihr begegnet der Orden dadurch, daß er, außer durch die Gewissensrechenschaft, bei der jeder gegen sich selbst zum Angeber wird, auch andere als Angeber bestellt: alle gegen einen; einer gegen alle. Damit hat sich der Orden eine unschätzbare Ergänzung der Gewissensrechenschaft geschaffen. Mit dem offiziell gezüchteten Angebertum steht dann in engster Verbindung und Wechselwirkung ein minutiös ausgebildetes Nivellierungssystem.

B. Das jesuitische Spionage- und Nivellierungssystem.

a) Ordenssatzungen über die Angeberei (delatio).

Zum größeren geistigen Fortschritt und besonders zur größeren Unterwerfung und Demut werde er (der Novize) gefragt, ob er damit zufrieden sei, daß alle seine Irrtümer und Fehler und überhaupt alles (res quaecumque), was an ihm bemerkt und beobachtet wird, den Oberen durch jeden, der davon außerhalb der Beichte Kenntnis erhalten hat, mitgeteilt werde. Ob er auch damit zufrieden sei (was er selbst und jeder andere tun soll), von anderen zurechtgewiesen zu werden und zur Zurechtweisung anderer beizutragen; und ob sie bereit seien, sich selbst einander zu offenbaren, mit gebührender Liebe, zum größeren geistigen Fortschritte, zumal wenn es vom Oberen, der die Sorge über sie hat, vorgeschrieben wird, oder er darüber fragt, zur größeren Ehre Gottes (Exam. gen. 4, 8; Summarium 9. 10).

Dies Denunziationsgebot wurde durch die 6. Generalkongregation erläutert:

Allen ist es erlaubt, dem Oberen, als dem Vater, jedes Vergehen eines anderen, sei es schwer, sei es leicht, zu offenbaren; das ist der Sinn der Regel [9 und 10 des Summariums]. Da im 4. Kapitel des ‚Examen generale' allen vorgestellt wird und alle darüber befragt werden, ob sie damit zufrieden seien, daß alle Fehler und, was auch immer an ihnen beobachtet wird, dem Oberen mitgeteilt werde, so verzichten dadurch die Unsrigen von selbst auf jedes Recht auf guten Ruf, das dieser Anzeige gegenüberstehen könnte (eo ipso Nostros cedere cuicunque juri famae, quod huic manifestation obstare posset), und geben allen die Erlaubnis, alles, auch das schwer Fehlerhafte, das an ihnen beobachtet wird, dem Oberen zu hinterbringen. Selbst diejenigen, bei denen man sich wegen eines begangenen schweren Vergehens Rats erholt hat, können „wegen besonderer und schwerwiegender Gründe" (ob aliquas peculiares vel graves rationes) dem Oberen Mitteilung von dem unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauten Vergehen machen (für gewöhnlich sollen sie es nicht tun), nur sollen sie vorher „sorgsam theologische Autoren konsultieren, um klug und vorsichtig zu Werke gehen zu können" (Congr. VI, Decr. 32, 1—4).

Diese Worte bergen die Grundzüge des Delatorentums, das den Jesuitenorden von unten bis oben durchsetzt, und wodurch es ihm möglich wird, die genaueste Kenntnis des einzelnen, auch unabhängig von diesem selbst, zu erlangen, zum Zwecke, ihn äußerlich und innerlich zurechtzuformen nach den Maßstäben und Schablonen des Ordens, um so aus den menschlichen Individuen jesuitische Masse zu machen.

Oben (S. 66 f.) habe ich ein nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesenes, höchst interessantes Schriftstück eines Jesuitenprovinzials vorgelegt, in welchem die Angeberei (delatio) als „Augapfel" und „Heil" des Ordens bezeichnet wird. Diesen „Augapfel" will ich jetzt zergliedern, d. h. ich will die hauptsächlichsten Formen besprechen, unter denen die Denunziationen sich vollziehen.

b) Die formlose, geheime Angeberei.

Für die geheime Angeberei, die weitaus schlimmste, gibt es keine bestimmte Form; sie ist naturgemäß schranken- und formlos.

Die Satzungen geben jedem das Recht und fordern ihn dazu auf, wie und wann er will, alles über jeden seiner Ordensgenossen jedem Oberen zu hinterbringen. Und um die Denunziation zu erleichtern, um vielleicht auftauchende Gewissensbedenken über das Recht auf guten Ruf, das doch schließlich auch ein Fehlender besitzt, schon im Keime zu ersticken, erklären die Satzungen ausdrücklich: Recht auf guten Ruf gibt es für den im Jesuitenorden Lebenden nicht mehr.

Es ist das eine der brutalsten und unsittlichsten Stellen des ganzen „Instituts", deren Verwerflichkeit dadurch nicht beseitigt wird, daß die in den Orden Eintretenden befragt werden,

ob sie damit zufrieden seien, daß alle Fehler und, was auch immer an ihnen beobachtet wird, den Oberen mitgeteilt werde.

Denn die „Befragung" ist eine so formale, eine so wenig den gewichtigen Inhalt der Frage hervorhebende, daß kein einziger der Befragten auch nur ahnt, worum es sich eigentlich handelt, geschweige denn weiß, daß er durch Bejahung der Frage den lebenslangen Verzicht „auf jedes Recht auf guten Ruf" ausspricht. Zudem sind 80% der Eintretenden Knaben, Gymnasiasten, deren jugendliche Gemüter gar nicht fähig sind, die Tragweite der vorgelegten Fragen zu erkennen, deren jugendliche Schüchternheit es nicht wagt, Einwendungen zu machen.

* * *

Eine Bemerkung allgemeiner Natur sei eingeschaltet.

In der beim Eintritt und dann viermal während des Noviziats satzungsgemäß stattfindenden Verlesung des „Examen generale", worin Denunziationspflicht und ähnliche Dinge stehen, tritt uns ein echt jesuitischer Betrug entgegen Dem ahnungslosen Neuling wird durch die Verlesung ein Netz übergeworfen. Kommt der Jesuit später zur Erkenntnis dessen, was in den Fragen enthalten ist, und macht er dann Einwendungen dagegen, so wird das Netz zugezogen, indem ihm entgegengehalten wird: Alles ist dir ja vorgelesen worden, und du hast nichts dagegen eingewendet.

* * *

Mit den Bestimmungen über die geheime Angeberei ist die Bahn freigemacht. Ungehindert kann sich, unter dem Schutze der Verborgenheit, aus allen Ecken und Enden eine Flut von Beschuldigungen, Anschwärzungen und Verleumdungen über jeden einzelnen ergießen: er ist ehr- und rechtlos, er ist vogelfrei.

c) Erziehung zur Angeberei.

Der Orden will zur Angeberei erziehen, er will seine Mitglieder einüben im Ausspionieren, und er will — das ist Hauptzweck — dadurch, daß er der Denunziation offizielle Formen gibt, daß er sie zu einer sicht- und greifbaren Ordenseinrichtung macht, das Gehässige ihr nehmen: Seht, was ihr offen tun dürft, das dürft ihr auch im geheimen tun. Das offene Denunziantentum soll dem geheimen vorarbeiten. Und deshalb zahlreiche statutarische Denunziationseinrichtungen, von denen einige hervorzuheben sind.

Turmen-, Zimmer- und sonstige Präfekten. Ihre Aufgabe ist, alle Vorkommnisse im Bereich ihres Amtes dem Oberen mitzuteilen; besonders, was während der Erholungen, auf den Spaziergängen gesprochen wird. Mit großer Energie wird, gleich vom Noviziat an, der Jesuit in dies systematische Angebertum eingeführt, so daß es ihm in Fleisch und Blut übergeht, und er allmählich nichts mehr dabei findet.

Konsultoren, Admonitoren, socius collateralis. Die im Noviziat und Scholastikat anerzogene Gewöhnung des Beobachtens und Denunzierens findet selbstverständlich im späteren Leben des Jesuiten ihre Fortsetzung. Wichtige Ordensämter halten sie aufrecht.

Ordensgeneral und Provinzial ernennen für jede Niederlassung des Ordens, für jedes sogenannte „Haus" Konsultoren, deren Amt ist, die Vorgänge im Hause, das Verhalten der einzelnen, Untergebener wie Oberer, zu beobachten und darüber dem Rektor, dem Provinzial und dem General in bestimmten Zwischenräumen zu berichten. Außer den Hauskonsultoren (Consultores domus) gibt es auch Provinzkonsultoren (Consultores provinciae); ihre invigilierende und denunzierende Tätigkeit erstreckt sich auf den Bereich einer ganzen Ordensprovinz. Jeder Obere Superior, Rektor, Provinzial, General) hat satzungsgemäß einen Admonitor, der das private und amtliche Verhalten des Oberen zu überwachen und darüber an die höheren Oberen zu berichten hat.

Jedem Oberen kann ein socius collateralis, „ein bei-(neben-) geordneter Genosse", zur Seite gestellt werden, der ihm zur Stütze dienen soll. Er ist dem Oberen nicht zum Gehorsam verpflichtet, soll ihm aber, der anderen wegen, äußerlich Ehrfurcht erweisen. An den Provinzial oder General hat er über den Oberen und sein Tun Bericht zu erstatten (Constit. VIII 1, 3 und Declar. D).

d) Berichterstattung (Formula scribendi).

Unter dem Titel Formula scribendi ist in den Satzungen (römische Ausgabe, 1870, II 40 ff.) ein Abschnitt enthalten, der die Abteilungen umfaßt: „Über die Berichte der Oberen (Lokalobere. Rektoren, Provinziale, General) unter sich und der Konsultoren und Admonitoren an die Provinziale und den General; über die Litterae annuae;

über die Geheimkataloge und Geheiminformationen".

Die „Berichterstattung" ist das Ausgebildetste an gegenseitiger Überwachung und Angeberei, was es wohl überhaupt geben kann.

Die Oberen der Häuser, so heißt es in den Satzungen, und die Rektoren sollen jede Woche dem Provinzial schreiben über die Personen und Dinge, die durch sie geschehen. Die außerhalb der Häuser in Arbeiten tätig sind, sollen dem Provinzial jede Woche schreiben, oder sooft er es vorschreibt. Die Provinziale sollen den Oberen der Häuser und den Rektoren und denen, die außerhalb der Häuser tätig sind, wöchentlich schreiben. Die Provinziale sollen monatlich dem General schreiben; die Oberen der Häuser, die Rektoren und Novizenmeister sollen dem General vierteljährlich schreiben. Der General soll den Provinzialen jeden zweiten Monat, den Rektoren und Lokaloberen halbjährlich schreiben. Die Konsultoren der Rektoren und Lokaloberen sollen zweimal im Jahr an den Provinzial versiegelte Briefe richten und an den General einmal jährlich; die Konsultoren der Provinziale sollen dem General zweimal, im Januar und Juli, schreiben. Darin sollen sie aufrichtig schreiben, was sie über die Oberen und ihre Art der Regierung zu schreiben haben. Kein Konsultor soll wissen, was der andere Konsultor schreibt. Ist über Dinge zu schreiben, die einen Auswärtigen [d. h. einen, der nicht zur Gesellschaft Jesu gehört] betreffen, so soll so geschrieben werden, daß er nicht beleidigt werde, auch wenn der Brief in seine Hände fiele.

In geheimen Angelegenheiten soll man sich solcher Vokabeln [Chiffren] bedienen, die nur dem Oberen bekannt sind; wie das zu geschehen hat, schreibt der General vor (Formula scribendi 18: Instit. S. J. Romae 1870, II 41).

Will ein Untergebener einem Oberen (Provinzial, General) etwas Geheimes schreiben, so hat er auf die Adresse „soli" („ihm allein") zu setzen (a. a. O.).

Ein interessantes Beispiel einer geheimen, unter Numerierung vor sich gehenden Berichterstattung bietet ein undatiertes Schriftstück aus den Jesuiten-Papieren des Münchener Reichsarchivs, in welchem über einen als I^b bezeichneten Jesuiten verschiedenes Nachteilige ausgesagt wird (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, II 374).

Eine besondere Art **regelmäßiger** Geheimberichte bilden die Catalogi secundi (zweite Kataloge).

Sooft nämlich (gewöhnlich alle drei Jahre) die Prokuratoren der verschiedenen Provinzen (Prokurator heißt der von den Rektoren und Professen einer Provinz, der Provinzialkongregation, gewählte, an den General zu schickende Abgesandte: Constit. VIII 2, Declar. B) nach **Rom** gehen, werden ihnen über alle Insassen der Provinz zwei Kataloge mitgegeben. Der eine enthält die äußeren Verhältnisse eines jeden: Alter, Studien, Beschäftigung usw. und ist von jedem selbst abzufassen. Der „zweite Katalog" (catalogus secundus) wird vom Oberen nach den Informationen, die er über jeden einzelnen besitzt, geheim geführt und beschreibt das Innere der Untergebenen, die durch Ziffern bezeichnet sind (Formula scribendi 32—35, a. a. O.).

Von der Existenz der Catalogi secundi erfährt der Jesuit offiziell nichts. Oft vergehen viele Jahre, ehe, meistens durch Zufall, der einzelne davon hört. So wurde ich mit dem „Katalog" erst im zweiten Jahre meiner philosophischen Studien (im Jahre 1883) bekannt gemacht. Mein damaliger mir sehr wohl gesinnter Rektor, der Jesuit **Franz Miller**, sagte mir — es war das gewiß eine große Indiskretion —, er habe im „zweiten Katalog" über mich berichtet, daß ich in den Tugenden gute Fortschritte mache und ein homo spiritualis, ein auf das Geistliche gerichteter Mensch sei. Zu gleicher Zeit klärte er mich über Natur und Zweck des „zweiten Katalogs", Erlangung genauester Kenntnis der einzelnen, auf.

Die zum System ausgebildete Angeberei hat große Verheerungen innerhalb des Ordens angerichtet, als „wahre" Pest wird sie von Ordensmitgliedern bezeichnet. Im Abschnitte: „**Mißstände innerhalb des Ordens**" wird von der „Pest" noch die Rede sein.

* * *

Noch zwei Einrichtungen sind zu besprechen, die, unter asketischem Scheine der Demut, gegenseitige Überwachung zur Grundlage, Nivellierung des Äußeren und Inneren zum Zwecke haben.

e) Schutzengel (angeli custodes).

Je zwei Novizen werden zu gegenseitigen Schutzengeln ernannt. Zu bestimmter Tageszeit haben sie sich als „Almosen" zu sagen, was sie an Fehlern, Verstößen usw. aneinander bemerkt haben. Der Obere, d. h. die höhere Instanz, ist klug ausgeschaltet: das Angeben und Abhobeln geschieht unmittelbar zwischen Gleichgestellten; sie werden „scharf" aufeinander gemacht. Wie scharf, zeigt sich in der zweiten Einrichtung.

f) Steinigung (lapidatio).

Zuweilen, nicht selten, stellt der Novizenmeister, nach der täglichen „Instruktion", die Frage, wer

sich zur „Steinigung" melden wolle, oder auch, er bestimmt selbst, ohne freiwillige Meldung, den zu „Steinigenden". Dieser kniet vor den übrigen Novizen nieder, und nun beginnt die „Steinigung", d. h. jeder der Mitnovizen sagt, was immer ihm an dem Knienden fehlerhaft erscheint. Zum Schlusse wirft auch der Novizenmeister seine „Steine", die wegen der intimen Kenntnis, die er von allen hat, stets empfindlich treffen.

Die Viertelstunde der „Steinigung" ist eine sehr peinliche. Vierzig und mehr Augen sehen viel, und rücksichtslos wird das Beobachtete ausgesprochen. Es ist eine Übung, die den letzten Rest von Eigenart, auch im Äußeren, wegzubeißen sucht: Gang, Körperhaltung, Kopfstellung, Arm- und Handbewegung, Essen, Trinken, Sprechen, Aussprache, Lachen: alles wird der Kritik unterworfen.

* * *

Hauptsächlichste „asketische" Wirkung der Schutzengeltätigkeit und der „Steinigung" ist: Abschleifung des Inneren und Äußeren; ihr dienen auch die folgenden „Regeln".

g) Regeln der Bescheidenheit.

In ihnen und in einer inhaltlich dazu gehörigen, schon erwähnten „Instruktion" über das Verhalten während der Erholungszeit ist die Abschleifung auf einen unübersteigbaren Höhepunkt gebracht.

Der Kopf soll nicht leichtfertig hierhin oder dorthin bewegt werden, sondern mit Würde, wenn es nötig ist, und wenn es nicht nötig ist, soll er gerade gehalten werden mit einer kleinen Neigung nach vorn, nicht aber nach irgendwelcher Seite. Die Augen sollen meistens niedergeschlagen gehalten werden; man soll sie nicht übermäßig erheben, noch sie hierhin oder dorthin schweifen lassen. Beim Gespräche, besonders mit Angesehenen, soll man den Blick nicht in deren Augen, sondern unterhalb der Augen richten. Runzeln auf der Stirn und besonders auf der Nase sollen vermieden werden, damit die äußere Heiterkeit, welche das Anzeichen der inneren sein soll, erkannt werde. Die Lippen sollen weder zu sehr zusammengekniffen noch zu sehr geöffnet sein. Das ganze Gesicht soll eher Heiterkeit kundgeben als Trauer oder eine andere weniger geordnete Gemütsverfassung. Die Kleider sollen rein und mit religiöser Ehrbarkeit geordnet sein. Die Hände sollen, wenn sie nicht mit dem Hochhalten des [langen] Kleides beschäftigt sind, ruhig gehalten werden. Der Gang soll gemäßigt, ohne bemerkenswerte Eile sein, wenn nicht eine Notwendigkeit drängt, wobei aber, soviel wie möglich, der Anstand beobachtet werde. Alle Gebärden und Bewegungen seien so, daß sie bei allen Erbauung hervorrufen. Wenn mehrere zusammen sind, sollen sie, zu je zweien oder dreien einherschreitend, die vom Oberen vorgeschriebene Ordnung einhalten. Haben sie zu sprechen, so sollen sie sich, in bezug auf Worte und auf Art des Sprechens, der Bescheidenheit und Erbauung erinnern (Instit. Societat. Jesu. Romae 1870, II 12).

Die Unsrigen sollen während der Erholung nicht eigentümlich, nicht einsiedlerisch, nicht unfreundlich sein; nicht leichtfertig in der Bewegung, nicht unbescheiden, nicht wortreich, nicht zornig, nicht streitsüchtig oder ironisch; sie sollen nicht im Gehen überstürzt, nicht lästigfallend oder bitter sein; sie sollen nicht mit erhobener Stimme sprechen oder laut lachen (Instruct. 13, c. 9 pro renov. spiritus: Instit. Soc. Jesu. Romae 1870, II 306).

Menschen, die danach ihr Äußeres formen, werden verkörperte Unnatur. Die hier verlangte „Bescheidenheit" ist tatsächlich widerliche Verzerrung des menschlichen Äußeren. So gewaltsam, so unnatürlich ist dieser Angriff auf die Natur, daß sie sich instinktiv zur Wehr setzt, und aus dem Zwiespalte zwischen Regel und Natur entsteht ekele Heuchelei, die sich besonders in bezug auf die Vorschrift über die Augen kundgibt. Die beständig „niedergeschlagenen" Jesuitenaugen sehen alles. Der „Augenwinkel des Novizen", d. h. die im Noviziat anerzogene „Niedergeschlagenheit" der Augen, mit der alle Vorgänge genau beobachtet werden, ist nicht nur stehender Ausdruck, er ist auch stehende Einrichtung im Orden: der Jesuit hat mit „niedergeschlagenen" Augen besser zu sehen gelernt als Nichtjesuiten mit weit geöffneten.

h) Sonstige Bestimmungen über Beobachtung und Gleichförmigmachung.

Wenige Beispiele:

Bei Besuchen von Männern, weß Standes und Grades sie sein mögen, sollen sie [die den besuchenden Priester begleitenden Laienbrüder] achtgeben, daß sie ihn [den besuchenden Priester] keinen Augenblick allein lassen, sowohl wegen der religiösen Ehrbarkeit als auch wegen der allgemeinen Erbauung. Auch sollen sie wissen, daß sie verpflichtet sind, nach Hause zurückgekehrt, dem Oberen, auch ohne daß er sie fragt, mitzuteilen, ob irgendwie gegen diese Regel verstoßen worden ist (Regel 5 der Laienbrüder). Ohne Erlaubnis des Oberen betrete für gewöhnlich niemand das Zimmer eines anderen; und wenn jemand mit Erlaubnis eingetreten ist, so bleibe die Tür stets offen, solange er darin ist, damit der Obere und die dafür Angestellten, wenn es ihnen gut scheint, eintreten können (Constit. III, 1, Declar. D., Regul. comm. 33).

Wer als Priester in die Gesellschaft Jesu eintritt, darf nicht öffentlich die Messe lesen, bevor er sie nicht vor einigen Hausgenossen privatim gelesen hat, und er werde ermahnt, daß er sich in der Art die Messe zu lesen in Übereinstimmung setze mit den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft (Exam. gen. 5, 7).

* * *

Zu diesen Einrichtungen und Regeln tritt ein Weiteres, das fast noch mehr als sie den Jesuiten in der angegebenen Richtung beeinflußt, weil es ihn, besonders im Noviziat, ganz umfaßt, vom Erwachen bis zum Schlafengehen, vom Schlafengehen bis zum Erwachen, und ihn auch nicht für eine Minute losläßt.

i) Tagesordnung und äußeres Leben im Noviziat.

Mit gewaltiger, besonders konzentrierter Energie packt das Noviziat den Neuling an, taucht ihn ganz und gar ein in Jesuitismus. Er soll recht eigentlich „in der Wolle" gefärbt werden. Es wäre merkwürdig, wenn die Energie sich nicht auch, und vorzugsweise, auf den Punkt richtete, der mit einer der Hauptpunkte der Jesuitenaskese ist: Unselbständigkeitsmachung. Seien wir unbesorgt. Gerade in diesem Punkte nötigt die Noviziatserziehung Bewunderung ab, allerdings Bewunderung, wie man sie auch für raffiniertes Verbrechertum empfindet. Denn Tötung der Individualität ist Verbrechen.

Das Noviziatsleben mit seiner Tagesordnung ist eine Mühle, zwischen deren unaufhaltsam sich drehenden harten Steinen alles, was der Mensch an Eigenem, an individuellen Ecken und Kanten, an freiem, selbständigem Denken und Wollen, an Selbstbestimmungs- und Handlungsfähigkeit besitzt, in Stäubchen und Atome zerrieben wird. Diese Wirkung wird erreicht durch Zerstückelung des Tages und seiner Beschäftigungen in kleine und kleinste Teile, durch Abhängigmachung vom Willen anderer bis zum Geringfügigsten.

Solche Erziehungsmethode ist um so erfolgreicher, je weniger sie sich kundgibt in Gewaltmaßregeln. Es ist der Wassertropfen, der den Stein höhlt, langsam aber sicher; sanft, geräuschlos glättet, schleift er, ohne stoßweise zu verletzen. Fast unmerklich, wie von selbst gegeben, bemächtigt sich der Zwang desjenigen, der in den Jesuitenorden eintritt; er erfaßt ihn ganz, Leib und Seele, Tag für Tag, Jahr für Jahr; begleitet ihn bei allen seinen Handlungen und läßt ihn nicht mehr los, bis die Umwandlung vollendet, die Selbständigkeit zerstört ist. Nicht nur von Stunde zu Stunde, sondern von Viertelstunde zu Viertelstunde, selbst für noch kürzere Zeiträume ist dem Novizen vorgeschrieben, was er zu tun hat. Gerade in diesen sich so oft wiederholenden, so rasch aufeinander folgenden Unterbrechungen der Tätigkeit liegt ein gewaltiges Mittel, die Selbständigkeit zu brechen.

Der Wille, die Neigung zu irgendeiner Tätigkeit wird abgestumpft. Man weiß von vornherein, was ich jetzt tue, dauert nicht lange, höchstens bis zu dem oder dem Zeitpunkte; vielleicht, wahrscheinlich kommt das Zeichen zur Unterbrechung schon früher, und ich werde zu etwas anderem verwendet. So wandert man allmählich ohne viele innere Beschwerde von einer Beschäftigung zur anderen, läßt sich abrufen nd wieder anstellen, wird geschickt und kommt wieder urück, fünf Minuten hier, zehn Minuten dort; eine halbe Stunde in der Küche, eine Stunde auf dem Speicher; heute mit dem Kehrbesen, morgen mit dem Grabscheit in der Hand.

Eine maschinelle Routine, eine glatte Beweglichkeit, eine widerstandslose Geschicklichkeit wird dadurch erzielt; aber in demselben Maße verliert auch die individuelle Selbständigkeit. Gewiß wird so der Eigenwille gebrochen und der pünktliche Gehorsam geübt; aber zugleich erleidet der Wille überhaupt einen Stoß; er wird zur mühelos rollenden Kugel geglättet, die sich geräuschlos einfügt in die Reihen der neben und mit ihr rollenden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Individualität sich auch der Umgebung, in der man lebt, dem Zimmer, das man bewohnt, den Gegenständen, die man benutzt, aufprägt und selbst wiederum Anregung und Stärkung empfängt aus der eigenartigen Beschaffenheit all' dieses. Auch dieser Bundesgenosse der Individualität wird bekämpft.

Dem Jesuitennovizen wird nicht nur für jede Viertelstunde des Tages vorgeschrieben, was er tun soll; auch der Ort, an dem er sich aufhalten, die Art und Weise, wie er seine Handlungen verrichten soll, ist ihm bis ins kleinste vorgezeichnet.

Während der zwei Jahre seines Noviziats muß er wiederholt das Zimmer, das ihm zum Aufenthalt dient, wechseln, und selbst der Platz, den sein kleines Schreibpult, sein einfaches Bett einnimmt, ist kein ständiger, fester; das würde eben der Individualität Vorschub leisten.

Alles Eigentümliche, die charakteristischen Besonderheiten, die eine Persönlichkeit auch im Äußeren stempeln, sie müssen fortfallen. Der Gang, die Haltung der Hände, der Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers sind durch genaue Vorschriften geregelt (vgl. S. 164).

Buchstäblich nichts ist der freien Selbstbestimmung des Novizen überlassen. Will er einen Schluck Wasser trinken, so muß er um Erlaubnis fragen; will er ein Stück Papier, ein Buch, einen Bleistift benutzen, so muß er um Erlaubnis fragen.

Alles bisheran Erwähnte sind Vorschriften, Regeln, denen sich jeder unterwerfen muß. Dazu

kommen aber noch eine Menge von Ratschlägen und Anleitungen, die bei der Bereitwilligkeit, sie zu befolgen, fast nicht weniger wirksam sind, als jene. Da gibt es Ratschläge, wie man essen und trinken, wie man sprechen, gehen oder sitzen soll; Ratschläge für das Auskleiden, für die Körperhaltung im Schlaf, für das Ankleiden; kurz, es ist der ganze Mensch in allen seinen Bewegungen und äußerem Gebahren, bei Tag und bei Nacht, der erfaßt, gemodelt wird (meine Schrift: Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 10. Auflage. Berlin 1902, S. 13 ff.).

C. Die Beichte.

Katholisch-religiös aufgefaßt ist die Beichte das dem Priester reumütig abgelegte Sündenbekenntnis, um Lossprechung zu erlangen (vgl. mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel, II³ 512—574).

Selbst die ultramontanisierte römische Kirche, welche zu Beginn des 13. Jahrhunderts (1215) anfing, die Beichte für hierarchische Zwecke zu mißbrauchen, und deshalb einen gewissen Beichtzwang einführte, hat den Zwang nicht auszudehnen gewagt auf die Wahl des Beichtvaters. Hier herrscht absolute Freiheit: der Katholik kann bei jedem Priester seiner jährlichen Beichtpflicht genügen. Daß dies so sein muß, daß ein Zwang in bezug auf Ort, Zeit, Zahl der Beichten und vor allem in bezug auf Person des Beichtvaters das Wesen der Beichte, natürlich und religiös aufgefaßt, zerstört, bedarf des Beweises nicht.

Was schert sich aber der Jesuitismus um Natur und Religion, wenn es gilt, seine Zwecke zu verfolgen?

So vergewaltigt denn die jesuitische Askese auch die Beichte. Alle Freiheit wird dem beichtenden Jesuiten genommen, und was, richtig aufgefaßt, Wohltat sein kann für ein schuldbeladenes oder zweifelndes Gewissen, die vertrauliche Eröffnung des Inneren unter religiösen Formen, wird im asketischen System des Jesuitenordens zum Zwange, der den Untergebenen auch im „Sakrament der Beichte" ganz den beobachtenden Augen des Oberen ausliefert. Das, nach katholischer Lehre, von Christus eingesetzte große Versöhnungsmittel zwischen der Menschenseele und Gott entkleiden die jesuitischen Satzungen seines Charakters und machen es zur Polizeimaßregel:

Alle sollen wenigstens jeden achten Tag zu den Sakramenten der Beichte und Kommunion hinzutreten, es sei denn, daß aus irgend einer Ursache es dem Oberen anders für gut scheine. Ein vom Oberen Bestimmter soll Beichtvater aller sein; wenn dies nicht geschehen kann, so soll doch jeder seinen festen Beichtvater haben, dem das ganze Gewissen aufgeschlossen sein soll ... Außer der Art zu beichten, soll allen auch eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden ... Wer einem anderen als seinem bestimmten Beichtvater gebeichtet hätte, muß nachher (soviel er sich erinnern kann) seinem bestimmten Beichtvater sein ganzes Gewissen eröffnen, damit dieser, alles, was sein [des Beichtenden] Gewissen betrifft, kennend, ihm besser im Herrn helfen kann ... Alle sollen ihrem bezeichneten Beichtvater, gemäß der vom Oberen vorgeschriebenen Ordnung, beichten (Constit. III 1, 11, Declar. Q; VI 3, 2; Summar. Constit. 7).

Alle sollen an dem festgesetzten Tage bei ihrem bestimmten Beichtvater beichten und nicht bei einem anderen ohne Erlaubnis des Oberen (Regul. comm. 3).

Nicht-Priester sollen alle acht Tage beichten und kommunizieren; Priester mindestens ebenso oft oder noch öfter. Beim Eintritte in den Orden muß jeder eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegen (Exam. gener. 4, 25. 41).

Ist es nicht, als ob der Orden sich nicht genug tun könnte an Verfügungen und Vorschriften, welche die Beichte seinen Überwachungszwecken dienstbar machen?

Aber er geht noch weiter.

Zunächst setzt er die Hungerstrafe fest für alle, die sich seinen Beichtgesetzen nicht fügen:

Denen, die innerhalb dieser [vom Oberen bestimmten] Zeit nicht zur Beichte gehen, soll die leibliche Speise entzogen werden, bis sie die geistliche nehmen ... Wenn einer innerhalb der bestimmten Zeit nicht zur Kommunion oder Beichte geht, so erfahre er [der „Minister"] vom Oberen, ob dem Betreffenden die Nahrung des Körpers zu entziehen sei, bis er die Speise des Geistes genommen hat (Constit. III 1, Decl. Q; Regel 10 des Ministers. Der Pater Minister hat unter Oberaufsicht des Rektors für die Hausordnung zu sorgen).

Dann erklärt er zahlreiche Sünden als „Reservatfälle", von denen nur der Obere lossprechen kann; und neunter in der Reihe der „vorbehaltenen" Sünden ist, bezeichnenderweise, der Fall, daß ein Jesuit „einem auswärtigen Priester", einem Nicht-Jesuiten, gebeichtet hat (Congreg. 2., Decret. 60).

Da nach allgemeiner Lehre der ultramontanen Moraltheologie nur schwere Sünden, sogenannte Todsünden, „reserviert", d. h. der Lossprechung durch den Oberen vorbehalten werden können, so haben wir also hier die auch vom katholischen Standpunkte aus moraltheologische Ungeheuer-

lichkeit, daß der Jesuitenorden eine Beichte, die ein Jesuit einem Priester, der sonst alle von der Kirche geforderten Voraussetzungen zum Beichthören besitzt, der aber nicht Jesuit ist, für Todsünde erklärt, nur, um die Ordensglieder zu verhindern, das eng gezogene Gehege seiner Beichtvorschriften zu verlassen.

Die übrigen nicht minder charakteristischen Bestimmungen über die „Reservatfälle" lauten:

Der Beichtvater soll die Fälle [Sünden] kennen, die der Obere sich selbst [zur Lossprechung] vorbehält. Solche Fälle sollen vorbehalten sein, die der Obere notwendiger- oder nützlicherweise kennen muß, um das Heilmittel desto besser anwenden und die seiner Sorge Übergebenen vor allen Schädlichkeiten bewahren zu können.

Der Obere hat das Recht, dem Beichtvater, der um die Vollmacht bittet, von einem Reservatfall loszusprechen, die Vollmacht zu verweigern. Die Verweigerung soll allerdings nur mit Überlegung geschehen; sie hat aber dann zu geschehen wenn ein Ärgernis, die Schädigung des Rufes des Kollegiums oder eines anderen zu besorgen ist. In diesen Fällen soll der Sündigende sich selbst dem Oberen offenbaren (Constit. III 1, 11; Ordinationes Generalium c. 6, 2).

Wer auf der Reise einem anderen Jesuiten einen Reservatfall gebeichtet hat und von ihm gültig losgesprochen worden ist, muß dennoch, wenn er in sein Ordenshaus zurückgekehrt ist, die ganze Sache noch einmal dem Oberen des Hauses beichten, und zwar ist ihm dies als Bedingung für die Lossprechung aufzulegen (Ordinationes Generalium c. 6, 6).

Kaum läßt sich ausdrücken, welcher Zwang in der letzten Bestimmung liegt: eine Beichte muß wiederholt werden, und zwar dem Oberen desjenigen, der gültig gebeichtet hat, einzig zu dem Zwecke, damit der Obere, d. h. der Orden, über das Innenleben seines Untergebenen lückenlos unterrichtet bleibt. Eine Reise mit ihren Vorgängen, d. h. eine kürzere Abwesenheit des Untergebenen, könnte die Kenntnis seines Oberen über ihn unvollständig machen, und deshalb das weder vom religiös-christlichen noch vom dogmatisch-theologischen Standpunkte aus irgendwie zu recht fertigende Machtgebot: die Rechnung, die du in der Beichte zwar mit deinem Gotte beglichen hast, ist mit dem Jesuitenorden aber noch nicht beglichen, also: beichte noch einmal!

Welche Folgen aus den jesuitischen Reservationsvorschriften entstehen, beweist eine Denkschrift, die dem Papste und der siebenten Generalkongregation des Jesuitenordens (1615) vom Jesuiten Hernando de Mendoza, einem Teilnehmer an der Kongregation, überreicht wurde:

Weil die Oberen sich gewisse Sünden [zur Lossprechung] vorbehalten, verbleiben einige jahrelang in der Todsünde und begehen Tausende von Sakrilegien, ohne daß sie es wagen, dem Oberen oder dem gewöhnlichen Beichtvater zu beichten, weil der Obere nicht die Erlaubnis [zur Lossprechung] gibt oder, wenn er sie gibt, nur mit großen Schwierigkeiten und mit so vielen Fragen, daß das Beichtsiegel Gefahr läuft, verletzt zu werden. [Es muß abgeschafft werden], daß die Oberen die Untergebenen durch die Beichte regieren . . ., daß man verpflichtet ist alle sechs Monate eine Generalbeichte abzulegen; denn ist die Sünde einmal gut gebeichtet, so ist man nicht verpflichtet, sie noch einmal zu beichten . . . Das Beichtsiegel muß beobachtet werden (Avis de ce qu'il y a à reformer en la Compagnie de Jesus. 1615, p. 13 f.).

Erfolg hatte die Denkschrift nicht. Der in ihr ertönende Notschrei verhallte wirkungslos. Unbeirrt schritt der Jesuitenorden weiter über Sakrilegien, Todsünden und Gewissensqualen. Die Ehre Gottes (Sakrilegien) und das Heil der einzelnen (Todsünden, Gewissensqualen) kümmern ihn nicht, sobald sein Wohl und Wehe in Frage kommt, und es käme in Frage, wenn die Beichte nicht mehr das gewaltige Polizei- und Spionagemittel bliebe, zu dem er es gemacht hat.

Das ist eine Anwendung des berühmten jesuitischen Grundsatzes: Omnia ad majorem Dei gloriam, Alles zur größeren Ehre Gottes. Dieser „Gott" ist nicht der Christengott, sondern der Jesuitenorden selbst, der Molochgötze seiner eigenen Macht, seines eigenen Hochmuts.

Bemerkenswert sind auch die Schlußworte der angeführten Stelle der Mendozaschen Denkschrift gegen die widerrechtlich auferlegte Pflicht der häufigen Generalbeichten und gegen die Verletzung des Beichtgeheimnisses.

Schon an und für sich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß bei einer so auf den Oberen und seine Regierungstätigkeit zugespitzten Beichte das Beichtgeheimnis gewahrt bleibt. Auch die der Beichte parallel laufende Gewissensrechenschaft, in welcher der Untergebene, ohne Schutz des Beichtgeheimnisses, alles dem Oberen mitteilen muß, was er auch in der Beichte zu bekennen hat, macht das Beichtgeheimnis illusorisch: der Obere weiß ja die ganze Beichte aus der Gewissensrechenschaft und kann satzungsgemäß diese Kenntnis zum Besten des Ordens benutzen.

Neben diesen indirekten, aber zwingenden Beweisen für die Mißachtung des Beichtgeheimnisses finden sich in den Ordenssatzungen aber auch positive Hinweise auf die Mißachtung.

Gleich im ersten Teile der Satzungen (c. 4, Declar. D.) heißt es:

Es ist nützlich, daß außer dem Examinator auch noch andere mit dem Aufzunehmenden verkehren [um ihn kennen zu lernen]; dazu trägt auch bei, daß er häufig in unserer Kirche beichte, bevor er aufgenommen wird ..., damit man über ihn zu der Klarheit komme, die zu Ehren unseres Herrn und Gottes erforderlich ist.

Also: die Beichte soll dazu dienen, über den Aufzunehmenden zur Klarheit zu kommen. Was würde aber die „Klarheit" nützen, wenn der Beichtvater sie nicht verwerten, d. h. sie dem Oberen vermitteln dürfte?

Alles geschieht natürlich „zu Ehren unseres Herrn und Gottes". Je schändlicher und unmoralischer Vorschriften des Jesuitenordens sind, um so auffälliger drapiert er um sie her die weiten Falten seines „Frömmigkeits"-Mantels.

Sehr verdächtig in bezug auf Bewahrung des Beichtgeheimnisses klingt auch, daß der Ordensgeneral Aquaviva im August 1590 verordnen mußte:

In den Jahresberichten lasse man aus, was sich auf Beichten bezieht (aus dem Münchener Staatsarchiv mitgeteilt von J. Friedrich, a. a. O. S. 50),

und daß die Provinzialkongregation der oberdeutschen Ordensprovinz sich veranlaßt sah, diese Verordnung noch im Jahre 1660 aufs neue einzuschärfen:

Was nur aus der Beichte bekannt ist, soll in den Jahresberichten nicht aufgeführt werden (J. Friedrich, a. a. O. S. 50).

Selbst in den „Jahresberichten" (litterae annuae), d. h. in Berichten, die zu öffentlicher Verlesung bestimmt waren, machte sich also die Verletzung des Beichtgeheimnisses geltend. Welcher Schluß drängt sich da nicht auf für die Geheimberichte?

* * *

Und sollte der Orden seinen eigenen Gliedern gegenüber, die er auf alle mögliche Weise zu durchforschen sucht, auf das Hauptdurchforschungsmittel, die Beichte, verzichten, während er es bei „Auswärtigen" rücksichtslos und systematisch zur Anwendung bringt?

Wenigstens eine auf solche Benutzung der Beichte sich beziehende geschichtliche Tatsache sei an dieser Stelle mitgeteilt, andere Geschichtstatsachen werden die Abschnitte: „Jesuiten als Fürstenbeichtväter" und: „Jesuiten und Politik" bringen.

Der französische Gesandte in Venedig, M. de Canaye, schrieb am 6. Juni 1606 an König Heinrich IV. von Frankreich:

Durch jesuitische Schriftstücke, die man in Bergamo und Padua aufgegriffen hat, ist erwiesen, daß die Jesuiten die Beichten dazu benutzten, um sich über die Fähigkeiten, die Gemütsart und die Lebensweise der Beichtenden, über die wichtigsten Angelegenheiten aller Städte, wo sie wohnen, Kenntnis zu verschaffen, und daß sie ein so genaues Verzeichnis von allem hätten, daß sie die Kräfte, die Mittel, die Verhältnisse von jedem Staat und von allen Familien wissen (bei J. Friedrich, a. a. O. S. 49; vgl. auch 2. Teil S. 61).

* * *

Mehrfach versuchten auch Päpste, die schweren Übelstände zu beseitigen, welche die jesuitische Ausbeutung der Beichte hervorbrachte. So drängte Innozenz X. auf Abschaffung der Gepflogenheit, daß Jesuiten, die jahrelang Beichtväter in einer Ordensniederlassung (Haus, Residenz, Kolleg) gewesen waren, zu Oberen derselben Ordensniederlassung gemacht würden. Denn dem vom Beichtvater zum Oberen Beförderten war es fast unmöglich, bei der Leitung der Untergebenen (seiner früheren Beichtkinder) die aus der Beichte gewonnene Kenntnis nicht zu verwerten, also das Beichtsiegel nicht zu verletzen. Allein der Papst erreichte seine Absicht nicht. Die achte Generalkongregation (1646) lehnte den päpstlichen Wunsch kühl ab mit dem Bemerken:

Da es nützlich sein könne, Beichtväter zu Oberen zu machen, so sei in diesem Punkte nichts zu ändern; bei ehrenwerten Männern wäre ein Mißbrauch des Beichtgeheimnisses ausgeschlossen (J. Friedrich, a. a. O. S. 67. 69).

* * *

In engster Beziehung zur Beichte stehen zwei Arten von Gewissenserforschungen, die im Jesuitenorden üblich sind.

a) Über die Gewissenserforschung, die zweimal täglich (mittags und abends) angestellt wird, ist nichts zu sagen; sie unterscheidet sich nicht von den auch sonst in der ultramontan-katholischen Welt üblichen Erforschungen des Gewissens vor jeder Beichte.

Echt jesuitisches Sondergut ist aber die zweite Art der Gewissenserforschung.

b) Das Partikularexamen: Wer einen Jesuiten während der gewöhnlichen Gewissenserforschung beobachten könnte, würde bemerken, daß er ein kleines Büchlein hervorzieht und No-

tizen in dasselbe macht. Das ist das Partikularexamens-Büchlein. Und wer während des Tages ihn genau im Auge behielte, sähe, daß er, von Zeit zu Zeit unter sein Kleid, oben nach der linken Schulter hin, fassend, eine ziehende Bewegung ausführt: ein Zug an der Partikularexamens-Kette.

Das Partikularexamen ist die Erforschung über einen einzelnen Fehler oder über die Erlangung einer einzelnen Tugend, Fehler und Tugend im weitesten Sinne genommen, indem häufig Verstöße, Eigentümlichkeiten im äußeren Verhalten (im Sprechen, Gehen, Essen usw.) und Aneignung von Höflichkeits- und Anstandsformen Gegenstand des Partikularexamens bilden. Meistens bestimmen Oberer, Novizenmeister oder Beichtvater, welcher „Fehler" durch das Partikularexamen zu beseitigen, welche „Tugend" zu erwerben ist. Jedenfalls hat der einzelne mit ihnen darüber Rücksprache zu nehmen, so daß auch hier individuelle Freiheit ausgeschaltet ist. Das der Jesuitenaskese überhaupt anhaftende Formale und Mechanische — beides tritt am schärfsten in den „Exerzitien" zutage — zeigt sich in derber Form im Gebrauche des Partikularexamens-Büchleins und der Partikularexamens-Kette. Jeder Sieg über den abzulegenden „Fehler", jeder Akt der zu erwerbenden „Tugend" wird durch einen Zug an der Kette, auf der verschiebbare Einer und Zehner bedeutende Holzperlen angebracht sind, markiert, und in das Büchlein wird dann mittags und abends die Zahl der Siege und Akte eingeschrieben. Wöchentlich und monatlich rechnet man die Gesamtsumme aus und vergleicht sie mit der Summe der vorigen Woche, des vorigen Monats. So wird Buch geführt und Bilanz gezogen, und der Obere fordert zuweilen Rechenschaft über Buchführung und Bilanz.

Auf das Partikularexamen legt der Orden sehr viel Wert; selbst die „Exerzitien" widmen ihm einen eigenen Abschnitt. Es ist auch nicht zu leugnen, die Methode des Partikularexamens kann von starker Wirkung sein. Daß durch sie das Innerliche, das eigentlich Ethische schweren Schaden leidet, ist dem Orden, bei seinem brutalen Egoismus, gleichgültig. Er erreicht, was er will: Abfeilung des Individuums.

D. Die Exerzitien.

Theorie und Praxis der Jesuitenaskese und Jesuitenfrömmigkeit finden sich zu einem machtvollen Ganzen vereint in den Exerzitien. Dies Ganze ist zugleich Höhepunkt des jesuitischen Vollkommenheitsturmes.

Eine Erörterung der Frage, ob die „geistlichen Übungen" Originalwerk des Ignatius von Loyola sind, ist eigentlich eine müßige, da nicht zu leugnen ist, daß der Stifter des Jesuitenordens und durch ihn auch der Orden den Exerzitien ein ganz besonderes Gepräge gegeben und sie für sich so gut wie monopolisiert haben.

Wohl aber ist der geschichtlichen Wahrheit wegen, und um die ausschweifenden Behauptungen der Jesuiten über Entstehungsart der Exerzitien zurückzuweisen, ein kurzes Wort über ihren Ursprung angezeigt.

Die Jesuiten verkünden mit dem ganzen ihnen eigentümlichen Hochmute — zwei Zeugnisse mögen für viele dienen —:

„Ignatius hat sie [die geistlichen Übungen] zwar geschrieben; aber Maria hat sie ihm diktiert . . . Nicht vergebens hat Maria während dieser ganzen Zeit [der Abfassung der geistlichen Übungen] sich ihm sehr häufig zum Anschauen gezeigt (illi spectandam se obtulit), und mit ihrem Lichte hat sie seinen Geist mehr noch als seine Augen erfüllt. Und damit kein Zweifel bliebe, so hat die Gottesmutter einem, dessen Heiligkeit allen Glauben verdient [gemeint ist der Jesuit Alvarez], selbst geoffenbart, ihr [Maria] seien die Betrachtungen [der „geistlichen Übungen"] sehr angenehm, denn sie selbst habe während ihres Lebens die Betrachtungen sehr häufig angestellt; darauf habe sie sie den Ignatius gelehrt und ihn bei der Niederschrift unterstützt (Imago primi saeculi Societ. Jesu. Antwerp. 1640, S. 73).

Der ehrwürdige Pater Ludwig de Ponte schreibt im Leben des ehrwürdigen Paters Balthasar Alvarez, daß man nach der vom Pater Jakob Laynez, zweitem General der Gesellschaft Jesu, herstammenden getreuen Überlieferung allgemein dafür halte, Gott habe die Exerzitien dem heiligen Ignatius durch besondere Einsprechung geoffenbart; und zufolge einer übernatürlichen Erleuchtung einer Gott geheiligten Seele [der hysterischen Nonne Marina Escobar, eines Beichtkindes des ebengenannten Jesuiten Alvarez] habe Ignatius durch den Einfluß und die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria die Erkenntnis erhalten, sie niederzuschreiben, so wie sie sind (Stöger S. J., Die asketische Literatur über die geistlichen Übungen. Paris-Regensburg 1850, S. 43).

Diesen hochmütigen und abergläubischen Torheiten steht die Wahrheit gegenüber, daß Ignatius im Benediktinerkloster zu Montserrat ein um das Jahr 1500 erschienenes asketisches Buch des Benediktiners Garcia de Cisneros vor-

fand und benutzte, das ihm während seines Aufenthaltes zu Manresa die Anregung zu den Exerzitien gab. Wir haben darüber das sehr bestimmte Zeugnis des Montserrater Benediktiners Chanones, der damals Beichtvater des Ignatius war (vgl. Yepez, Chronicon generale Ordinis Sti Benedicti. 1621, 4, 326 ff.).

a) Äußeres.

Die Dauer der Exerzitien ist auf einen Monat berechnet, deshalb ihre Grundeinteilung in erste, zweite, dritte, vierte Woche. Die „Wochen" werden auch beibehalten, wenn die Exerzitien auf acht oder drei Tage zusammengedrängt sind.

Vierwöchentliche Exerzitien machen nur die Jesuiten selbst, und auch sie in der Regel nur zweimal im Laufe des Ordenslebens: im ersten Jahre des Noviziats und nach Vollendung der wissenschaftlichen Ausbildung im Tertiat. Sonst macht jeder Jesuit jährlich achttägige Exerzitien. Bis zum Abschlusse des Scholastikats werden die Exerzitien dem Jesuiten „gegeben"; meistens vom Oberen oder vom „geistlichen Vater"; nach dem Scholastikat „gibt" der Jesuit sich die Exerzitien selbst.

Auch Weltpriester erhalten meistens die achttägigen „Übungen"; Laien werden nur dreitägige Exerzitien „gegeben".

Für den Jesuitenorden selbst sind die Exerzitien das Herz. Von ihnen aus strömt das jesuitische Blut in die einzelnen. Alle Ordensgenerale, von Ignatius an, können sich in Empfehlung der Exerzitien nicht genug tun. Regelmäßige jährliche Übung für den einzelnen Jesuiten wurden die Exerzitien allerdings erst allmählich und verhältnismäßig spät.

b) Inneres und Kritik.

Der Aufbau der Exerzitien ist logisch; zugleich entbehrt er nicht psychologischer Feinheit und auch nicht, trotz sprachlicher Schmucklosigkeit, der ästhetischen Schönheit.

Vom theologisch-dogmatischen Gesichtspunkt aus kann man die Exerzitien als die straffste Zusammenfassung der ultramontan-katholischen Lehre von Gott, Christus und Welt bezeichnen. Für „Welträtsel" gibt es in ihnen, wie im Lehrsysteme der Kirche, keinen Raum. In der lückenlosen Geschlossenheit, die durch einfachste Linienführung, bei nicht selten dramatischer Schilderung, noch gehoben wird, liegt die psychologische Wucht der Exerzitien. Wer gläubig in sie eintritt, wird von ihrem ineinander greifenden Getriebe mit Notwendigkeit erfaßt und wird ebenso notwendig dorthin geführt, wo die Exerzitien ihn scheinbar haben wollen: zu bedingungsloser Ergebenheit gegen die römische Kirche (dies „scheinbar" werde ich gleich erklären).

Auch ist nicht zu leugnen, daß die Exerzitien dem Menschen eine Lebensauffassung einflößen, die ihn hinaushebt über den Alltag; daß sie ihn mit einem asketischen Panzer umgeben, der wirkungsvoll schützt gegen Angriffe der niederen Natur. Zuzugeben ist ferner, daß sie „fromm" machen und auf dem Wege der Läuterung, der Erkenntnis und der Liebe zu hoher Stufe einer selbstverständlich durch und durch ultramontan-katholischen Hingabe an Gott führen.

Dennoch kann das Urteil über die Exerzitien nur ein verurteilendes sein. Nicht, weil ihre Voraussetzungen, das katholische Dogma und dessen Lehren über Gott, Christus und Welt, und deshalb auch die fromm-asketischen Folgerungen aus ihnen irrige sind, sondern weil die Exerzitien unter dem Gewand, oder sagen wir, um nicht mißverstanden zu werden, unter Betonung der katholisch-ultramontanen Glaubenslehre den Menschen in denkbar intensivster und dabei bewundernswürdig geschickter Weise unter das Jesuitenjoch zwingen. Wer die Exerzitien macht — ich denke dabei nicht an die Jesuiten selbst, sondern an die Tausende von Priestern, Laien, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen außerhalb des Ordens —, wird, ohne es zu wollen oder zu wissen, geschworener Anhänger des Jesuitenordens; er wird in seinem religiös-ethisch-asketischen Empfinden jesuitisch gezeichnet. Und das ist Zweck der „Übung". Deshalb nannte ich eben die absolute Ergebenheit gegen die römische Kirche das „scheinbare" Ergebnis der Exerzitien. Denn hinter ihm steht als Endergebnis die Unterwerfung des Exerzitanden unter den jesuitischen Geist, die Zurechtmodelung zum jesuitischen Werkzeuge.

Ich glaube nicht, daß Ignatius von Loyola dies Ziel bewußt angestrebt hat. Aber weil der Jesuitengeist in seiner ausgeprägtesten Form die Exerzitien durchtränkt, so ist die Erreichung dieses Zweckes eine natürliche Folge der „Übungen"; und außerdem arbeitet gegenwärtig und schon seit langem der Orden in den Exerzitien bewußt auf dies Ziel hin.

Nirgendwo sonst im weiten Bereiche des jesuitischen Systems tritt der für den Menschen und sein Inneres verderbliche Geist des Jesuitismus schärfer hervor; nirgendwo sonst ist seine alles

Persönliche wegfressende Wirkung eindringlicher, nirgendwo treibt der jesuitische Aftermystizismus ärger sein Unwesen als in den Exerzitien.

Das Hauptsächlichste sei in zwei Punkten hervorgehoben.

1. Die Alleinherrschaft des Formalen, des Mechanischen. Wer auch nur eine Ahnung vom Wesen wahrer Frömmigkeit und der mit ihr verbundenen Askese hat, für den muß schon der Gedanke, Frömmigkeit und Askese in ein bis ins kleinste ausgearbeitetes System zu fassen, ihnen gegenüber ein: „So und nicht anders" zu sprechen, monströs erscheinen. Der Jesuitismus hat den monströsen Gedanken in die Tat umgesetzt: allen Individuen, die zu ihm kommen, zwingt er sein Exerzitiensystem auf. Während der vier „Wochen", acht oder drei Tage, die sie sich ihm überlassen, in der Absicht, Gott in der Stille zu suchen, wird jede Eigenregung unterbunden; alles in dieser Frömmigkeitsübung, vom ersten bis zum letzten, ist Vorschrift; nicht die kleinste Freiheit wird gewährt: innerste Seelenregungen, Gebete, Zwiegespräche mit Gott haben zu geschehen nach festen „Regeln", die nicht nur das Wie, sondern auch das Wo und das Wann genau normieren. Die gesamten äußeren und inneren Fähigkeiten des Menschen, die fünf Sinne, Verstand, Wille, Gefühl, Phantasie, die physisch-animalischen Funktionen, Schlafen, Essen: kurz, was immer zu Leib und Seele gehört, wird dem vom Jesuitismus aufgestellten System unterworfen, in einer so nachhaltigen, bis auf Stunde und Minute vorgeschriebenen Weise (denn der Exerzitand hat eine sehr detaillierte Tagesordnung genau zu beobachten), daß eine Unterjochung der Gesamtpersönlichkeit unausbleiblich ist. Aus der „Freiheit des Christenmenschen" wird sklavische, allseitige Abhängigkeit.

Dieser äußerste Geistes- und Herzenszwang wird auch durch folgende Erwägung deutlich.

Die Exerzitien sind tatsächlich Frömmigkeit und Askese eines einzigen Individuums, des Ignatius von Loyola. Er hat sie sich für seine individuellen Sonderbedürfnisse geschaffen (lassen wir seine Urheberschaft einmal gelten). Und nun kommt der Jesuitenorden und zwingt die auf Seele und Leib des vor mehr als 350 Jahren verstorbenen Spaniers zugeschnittenen Exerzitien allen ohne Ausnahme auf. Für Ignatius mögen die Exerzitien individueller Ausdruck seiner Frömmigkeit gewesen sein. Daß sie solche Individualität für alle anderen nicht haben können, bedarf keines Beweises. Trotzdem werden alle hineingezwängt in das ignatianische Gewand, und so lange wird gefeilt und gehobelt, bis nicht das Gewand dem Individuum, sondern das Individuum in das Gewand paßt.

So sind die Exerzitien recht eigentlich eine Maschine, die, vor bald 400 Jahren konstruiert, auch heute noch in Betrieb ist und die in sie hineingeschobenen Individuen aller Zeiten, aller Länder, aller Stände im innersten Kern ihres Wesens zu absolut gleichförmigen Schablonen zurecht schneidet.

Prägnant kommen Maschinelles und Schablonenhaftes der Exerzitien und die Passivität des Exerzitanden in ihnen durch eine scheinbar kleine, aber sehr kennzeichnende Äußerlichkeit zum Ausdrucke.

Während „Übungen" Tätigkeit des „Übenden" voraussetzen, schalten die „Exerzitien" Selbstbetätigung nach Möglichkeit aus und verlegen den Schwerpunkt in die Bestimmungen, Anordnungen des „Exerzitienmeisters". Die „Exerzitien" werden dementsprechend nicht „gemacht", sondern „gegeben" (traduntur), der Exerzitand „empfängt" sie. Die „Exerzitien" sind also ein Exerzieren, ein Drillen, nach Kommando des Exerzitienmeisters und nach den Vorschriften des „Exerzitienbüchleins" (libellus exercitiorum: das ist die offizielle Bezeichnung der Exerzitienniederschrift).

Aber — und darin zeigt sich eine der bemerkenswertesten psychologischen Feinheiten der Exerzitien — die Ausschaltung der Selbsttätigkeit des Exerzitanden geschieht so, daß er selbst nichts davon merkt; ja, daß er tätig zu sein glaubt, wo der „Exerzitienmeister" ihn schiebt, daß er glaubt, seinen Verstand und Willen in Bewegung zu setzen, während tatsächlich schon längst die Exerzitien für ihn denken und wollen.

2. Die Vorherrschaft des Aftermystizismus und des grob Sinnfälligen. Beides macht sich breit auf jedem Blatte der „Exerzitien". Und zwar nicht gelegentlich oder spontan herauswachsend aus der betreffenden „Übung", sondern in raffiniert berechneter systematischer Form.

Die Frömmigkeit wird mit allen fünf Sinnen betrieben, und sinnliche Erregungen (Tränen, süße, schmerzliche Gefühle, Küsse, Berührungen) bilden durchschnittlich ihr Ziel. Die „Herrichtung des Ortes" vor den einzelnen Betrachtungen ist für wirkliches Gebet geradezu der Todesstoß; aber sie täuscht Vereinigung mit Gott auf sinnfälligem Untergrunde geschickt vor und hüllt den Menschen ein in eine wohlige, sinnlich-übersinn-

liche Atmosphäre, deren schwüler Dunstkreis nur zugeeignet ist, „Erscheinungen“ und „Verzückungen“, d. h. hysterische Zustände, Autosuggestionen usw. hervorzurufen. So bilden während der Exerzitien tatsächlich die Nerven, nicht Verstand und Wille — trotz ihrer scheinbaren Betonung —, die Verbindung zwischen Seele und Gott. Welche Wirkung muß auf sensitiv veranlagte Menschen z. B. die Betrachtung über die Hölle hervorrufen, bei der Auge, Ohr, Geruch- und Tastsinn in Tätigkeit gesetzt werden, oder die Vorschrift über Verdunkelung des Zimmers usw.?

Gewiß ist es sinnfällig wirkungsvoll, Christus und Luzifer durch die Gestaltungskraft der Phantasie in greifbarer Form einander gegenüberzustellen, wie es in den Fundamentalbetrachtungen „vom Reiche Christi“ und „von den zwei Fahnen“ geschieht. Aber haben Betrachtungen auf so plastisch-drastischer Grundlage auch nur das geringste mit dem wirklichen Christus und seinem Geiste zu tun; führen sie auch nur mit einem Schritt in das Gebiet wirklicher, vergeistigter Frömmigkeit; sind sie überhaupt noch religiös im Sinne des Wortes vom „Geiste und der Wahrheit“?

Und welche Rolle spielt in den Exerzitien nicht der Teufel? Ich will mich nicht dabei aufhalten, daß er als Person auftritt; der persönliche Teufel gehört eben zum Dogma der römischen Kirche. Aber welche andere Wirkung als eine grob sinnliche, aftermystische kann es haben, wenn der Teufel, der doch auch nach römischem Dogma ein Geist ist, als körperliches, mit allen äußeren Schrecknissen ausgestattetes Wesen dem Betrachtenden vorgeführt wird? Und diese so ausstaffierte höllische Persönlichkeit begegnet uns in den Exerzitien auf Schritt und Tritt. Was immer es an niederen Regungen im Menschen gibt, wird hingestellt als sein persönliches Werk; er begleitet den einzelnen überall. Die Exerzitien müssen die Vorstellung hervorrufen, daß buchstäblich die Welt voll von Teufeln ist, die geschäftig hin und her eilen, um die Menschen in die schrecklich ausgemalte Hölle zu stürzen. Darin liegt ein Hinarbeiten auf Erregung grob sinnlicher Furcht, mit dem Erfolge, daß der zu Tode Geängstigte sich eng an den rettenden „Exerzitienmeister“, d. h. an den die Exerzitien gebenden Jesuiten und durch ihn an den Orden anschließt.

Im Hinblick auf die Exerzitien, die jeder Jesuit jährlich acht Tage lang wiederholt, ist es allerdings erklärlich, daß, wie wir gesehen haben, die jesuitische Erbauungsliteratur zum großen Teile Teufelsliteratur ist, daß in ihr das Sinnlich-Übersinnliche (Wunder, Erscheinungen usw.) die bedeutendste Rolle spielt.

Wie sehr die durch die Phantasie hervorgerufene Furcht in den Exerzitien gewollt ist, geht daraus hervor, daß die dreitägigen Exerzitien für Laien fast ausschließlich aus Betrachtungen der ersten „Woche“ bestehen, d. h. aus Betrachtungen über Sünde, Tod, Gericht, Hölle, Teufel, Fegfeuer, bei denen für phantastische Furchterregung breitester Raum ist.

Demgegenüber ist äußerst lehrreich die Stellung der Exerzitien zur Schrift.

Man müßte annehmen, daß die Evangelien das Buch wären, welches dem Exerzitanden in die Hand gegeben, zu dessen eifrigster Lesung er dringend aufgefordert werde. Mit nichten! Der Inhalt der Evangelien fließt ihm so gut wie ausschließlich zu durch den „Exerzitienmeister“. Seine Vorträge — die Betrachtungspunkte — über Leben und Lehre Christi sind das „Buch“, in dem der Exerzitand zu lesen hat, nicht die Schrift selbst. Nur einmal, in einer ganz gelegentlichen, fast versteckten Bemerkung zur zweiten „Woche“, geschieht der Schrift überhaupt Erwähnung, und die Erwähnung ist so, daß die Evangelien, in bezug auf Frömmigkeitswert, vollkommen gleichgestellt werden mit landläufiger Erbauungsliteratur, die, wie wir wissen, voll ist von schriftwidriger Aftermystik und hysterischer Frömmelei. Die Erwähnung lautet:

In der zweiten und in den folgenden Wochen wird es nützlich sein, etwas zu lesen aus dem Evangelium oder (vel) aus einem frommen Buche wie „die Nachfolge Christi“, einem Heiligenleben usw.

Wir haben es hier nicht nur mit der allgemeinen typisch-ultramontanen Mißachtung der Schrift zu tun, ein stark jesuitischer Sondereinschlag ist erkennbar: Vorgetäuschte Versenkung in die Schrift (indem zahlreiche „Geheimnisse“ aus dem Leben Christi als Betrachtungsstoffe vorgelegt werden), tatsächliche Versenkung in den Jesuitismus, unter dessen ausschließlicher Führung und Erläuterung die Evangelien „betrachtet“ werden.

So werden, unbemerkt vom Exerzitanden und für ihn fast unbemerkbar, Frömmigkeit und Askese von ihrem Mutterboden, den Evangelien, losgelöst und auf jesuitische Grundlage gerückt.

* * *

Aus den Exerzitien heraus haben sich die Volksmissionen entwickelt. Sie sind die Exerzitien für die Massen. Ihre Besprechung fügt sich

aber besser in den Abschnitt ein: „Jesuitische Wirksamkeit".

E. Früchte der Jesuitenaskese.

Der Satz, daß ein schlechter Baum keine guten Früchte zeitigen kann, ist nur innerhalb der physischen Natur wahr. In der moralischen Welt trifft er nicht zu. Dort bringen auch schlechte „Bäume" — Einzelpersonen oder Systeme — teilweise gute Früchte hervor. Freilich sind solche gute Früchte meistens Nebenwirkungen, und sie müssen, um als gute erkannt werden zu können, losgelöst sein von dem „Baume", der sie treibt.

Beim „Baume" der Jesuitenaskese ist es nicht anders, und gerade das in seiner Wurzel und in seinem Ziele Schlechteste an ihm, die Überwachung und Beobachtung, hat für den einzelnen, so schädlich es ihn auch im allgemeinen beeinflußt, doch auch gute Wirkungen.

Wer sich von anderen beobachtet weiß, beobachtet sich selbst; wer weiß, daß andere sein Inneres und Äußeres nach bestimmten, von ihm selbst gebilligten Vorschriften formen wollen, formt sich selbst.

So wird der Jesuit Virtuose in Selbstbeherrschung und in Selbstzucht.

Jede, auch die kleinste Regung des Inneren, jede, auch die unbedeutendste Handlung des Äußeren sind Gegenstand strengster eigener Beobachtung, und rücksichtslos zwingt er in sich nieder, was der vor ihm aufgerichteten Ordensschablone nicht entspricht.

Ich habe im Orden geradezu bewundernswerte Beispiele von Selbstbeherrschung und Selbstzucht erlebt: je nach Bedürfnis ist der Zorn da oder die Güte, das freundliche Lächeln oder der bittere Ernst, die Heiterkeit oder die Trauer. Kein Kind geht natürlicher vom Weinen ins Lachen über als der gutgeschulte Jesuit von einer Gemütsbewegung in die entgegengesetzte andere.

Da seine eigenen Seelenregungen Beobachtungsobjekt für ihn sind, so betrachtet er sein Inneres mit den Augen des unparteiischen Dritten: hier lobt er, hier tadelt er, hier unterscheidet er, ganz wie der objektive, kaltblütige Kritiker die Leistungen anderer. Auch über körperlicher Lust und körperlichem Schmerze steht der Jesuit: unbewegt bleibt sein Mienenspiel.

Als ich in solcher Unbeweglichkeit mir einst in München-Gladbach eine sehr schmerzhafte Zahnoperation machen ließ, sagte mir der Zahnarzt, zu dem wir Jesuiten vom nahegelegenen Exaeten bei Bedarf geschickt wurden, er habe die Erfahrung gemacht, daß unter seinen vielen Patienten nur die Jesuiten, auch beim Schmerzhaftesten, nicht „muckſten".

So „muckst" der Jesuit auch nicht bei innerlich Schmerzhaftem. Mit fester Hand schneidet und brennt er in sich selbst alles fort, was der jesuitischen „Vollkommenheit" zuwider ist.

In dieser Beziehung verdanke ich dem Jesuitenorden viel. Sein System hat mich das „Drüberstehen" gelehrt, hat mich angeleitet, zu unterscheiden zwischen subjektiven Empfindungen und objektivem Tatbestande. Daß ich in den oft furchtbar schweren Zeiten, die ich nach dem Bruche mit ihm durchgemacht habe, nicht zusammengebrochen bin, daß ich, trotz Verzweifelung oft im Herzen, aufrecht weiter schritt, danke ich jesuitischer Schulung, danke ich der in ihr erlangten Fähigkeit, durch das Gefühls- und Leidenschaftsdunkel des eigenen Inneren den sich außerhalb hinziehenden Weg der Pflicht, der Tatsachen nicht aus den Augen zu verlieren.

* * *

Sieht man aber ab von der guten Wirkung der Selbstzucht, die mehr oder weniger alle spüren, die sich jesuitischem Einflusse hingeben, innerhalb oder außerhalb des Ordens, so ist das Gesamtergebnis der Askese des Ordens, wie das seiner Frömmigkeit, ein schlechtes: Karrikatur und Unnatur.

Wie im Abschnitt über die Frömmigkeit, so lege ich auch hier einige Proben praktischer Jesuitenaskese vor.

Vom „heiligen" Jesuiten Aloysius von Gonzaga lobt die Heiligsprechungsbulle:

„Seine heilige Scham war so groß, daß er davor zurückschreckte, Frauen, selbst verwandte und sogar seine eigene Mutter, anzusehen und allein mit ihnen zu sprechen" (Institutum Societatis Jesu. Edit. Pragae, I 191).

Und diese scheußliche Unnatur wird in allen von Jesuiten verfaßten Lebensbeschreibungen des „Heiligen", bis in die neueste Zeit, als erhaben und nachahmungswert hingestellt.

In den „Jahresberichten der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu" (Litterae annuae S. J. Provinciae Austriacae) über das Jesuitenkolleg zu Homonna in Ungarn werden asketische Übungen der Jesuitenzöglinge geschildert:

„Bußgürtel tragen, schrecklich durch Haargeflechte oder rauh durch Eisendraht, sei wenig, wenn auch selten; den Körper durch Sporen zu Höherem an-

treiben, ist wenig und ganz und gar nicht neu; auf Scherben und hartem Boden schlafen, ist etwas Ungewohntes und, fast hätte ich gesagt, etwas Unerhörtes; auf stachelichten Brettern, auf dem Boden, bedeckt mit Schnee, Eis, Steinen, Dornen, Brennesseln, sich ausstrecken: das war den Kongreganisten, mittels einer neuen und ingeniösen frommen Entdeckung, sehr vertraut... Kurz, man bedarf eines Zaumes, um den überschäumenden Geist zu zügeln, und eines besonderen Fleißes, um zu wachen, damit die Grenzen der Klugheit nicht überschritten werden". Dann wird erzählt, daß ein Kongreganist, um die Gelüste des Fleisches zu zähmen, in eine Kufe eiskalten Wassers sprang und sich darin bis an den Hals versenkte; nur mit Mühe gelang es, ihn herauszuziehen und so vor dem Tode zu retten. Ferner: „Ein anderer entfernte die Sohlen von seinen Schuhen und ging so auf Eis und Schnee einher, bis das verbotene Feuer der Venus ausgebrannt war. Das gleiche Feuer scheute ein anderer, aber er hatte nicht Eis, womit er den Brand unterdrückte. Ausgemergelten Körpers schwand er hin, lange dauerndes Fasten, häufige Geißelungen, eiserne Bußgürtel hatten die Körperkräfte gebrochen; da sieht er zufällig an abgelegenem Ort einen verfaulenden Leichnam, der den Würmern zur Speise diente; neben diesem ruft der marianische [d. h. der Maria geweihte] Siegesheld die fast schon triumphierende Venus zum Kampfe auf: er stürzt auf die Knie, er nähert die Nase dem Leichnam, er küßt ihn, und in den offenen Mund nimmt er die hervorströmenden Würmer so lange (das Altertum möge es hören und Soldaten-Veteranen mögen staunen!), bis die schändliche Lust vor solch köstlichem Wein Ekel empfindet und den hochherzigen Helden, schön im schmutzigen Staube, besiegt verläßt. Anderen wird durch Venus nachgestellt; um die Nachstellerinnen zu vertreiben, spucken sie sie an, schlagen sie mit Büchern, ergreifen schließlich Messer und werfen die schändlichen Liebhaberinnen zum Hause hinaus. Ein adeliger Jüngling, aber von ketzerischen Eltern, soll eine Braut erhalten. Er wird aus der Schule gerufen und findet zu Hause die Braut. Diese geht auf den in Ängsten fürchtenden Jüngling zu; als er, als starker Held, zur Besinnung kommt, gibt er dem Mädchen, das ihn küssen will, eine Ohrfeige, welche der Unverschämten das Blut aus Mund und Nase treibt. Ein anderer, um seine Schwester von einer beabsichtigten Sünde zurückzuhalten, stürzt mit einer Geißel in den Familienkreis und bestraft am eigenen unschuldigen Körper das beabsichtigte Vergehen so lange, bis er es verhindert hat. Ein anderer weicht den Bitten der Eltern und gibt seine Füße her zum Tanze bei Saitenspiel. Doch sieh, als er in den Kreis tritt, sieht er, wie ein an der Wand befindliches Marienbild Tränen vergießt; er stürzt auf die Knie, und in Tränen schwimmend ruft er aus: Schone meiner, Herrin, Patronin; ich war wahnsinnig, als ich dich vergaß (bei Krones, Zur Geschichte des Jesuitenordens in Ungarn. Wien 1893, S. 68 f.).

Aus einem Berichte der marianischen Kongregation zu Köln an den Jesuiten-Provinzial Franz Coster vom April 1578:

Die Kongreganisten gingen unbedeckten Hauptes durch Dörfer und Straßen, beteten öffentlich, auf der Erde hingestreckt, um sich an Spott und Gelächter der Menschen zu gewöhnen; sie fegten die öffentlichen Straßen; lang hingestreckt küßten sie die Erde; sie putzten fremde Schuhe und küßten die Füße; sie machten Betten und trugen Holz für die Küche. „Wir übergehen, daß sie die geheimen Orte reinigen und Küsse auf sie drücken; mit dem Dunkel des Schweigens wird bedeckt, daß sie sich nicht schämen, Teller abzureiben und Messer zu waschen; auch wird, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, übergangen, daß sie, auf der Erde liegend und die Speisen neben sich stellend, ihr Mittag- oder Abendessen einnehmen. Oft gehen sie, als ob sie arm wären, an die Türen der Reichen und erbitten sich dort, mit kläglicher Stimme singend, das Mittag- oder Abendessen. Einige schreckten vor solchen Bettelgängen so sehr zurück, daß sie lieber während einer ganzen Woche ihr Fleisch durch Bußgürtel kreuzigen, als auch nur im Finstern Almosen erbitten wollten. Aber durch die Kraft des Gehorsams [also wurde solche Askese von den Leitern der Kongregation den Jesuiten befohlen!] wurden sie bewogen, den Widerstand zu brechen ... Um ihr widerstrebendes Eselfleisch (carnem suam asinam, unter das Joch der Vernunft zu bringen, legten sie seinem Munde verschiedene und harte Zäume ein: bald entzogen sie ihm die Nahrung, bald schlugen sie mit rauhen Riemen seine harte Haut, bald preßten sie sie mit knotigen Stricken ein, bald bekleideten sie sie mit zottigen Fellen — ich verstehe darunter Bußgürtel — und sprachen dabei: So verlerne, frecher Esel, gegen die Herrin Vernunft dich zu erheben" (Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens. Bonn 1896, S. 719 f.).

Man erwäge, daß diese schlimmen Dinge verübt wurden von jungen Leuten, denen der Hang zu solchen Maßlosigkeiten von ihren Jesuitenlehrern und Erziehern als Askese beigebracht worden war, und daß diese jesuitische Afteraskese durch die Schüler und Kongreganisten ihren Einzug in zahlreiche Familien hielt.

Von dem vor wenigen Jahren „heilig" gesprochenen Laienbruder Alfons Rodriguez erzählen seine jesuitischen Lebensbeschreiber zur Erbauung und doch auch wohl zur Nachahmung folgenden Akt des so hoch gepriesenen blinden Gehorsams:

Als Bruder Rodriguez einmal krank war, brachte ihm der Krankenwärter in einer irdenen Schüssel eine für ihn besonders zubereitete Suppe. Allein Rodriguez wollte sie aus Abtötung nicht nehmen. Da ließ ihm der Obere sagen, er solle die ganze Schüssel auf-

essen, und der „blind gehorchende" Heilige begann sofort mit dem Messer die irdene Schüssel zu bearbeiten, um dem Befehle des Oberen, die Schüssel aufzuessen, nachkommen zu können.

Und der Jesuit Francis Goldie, dessen Lebensbeschreibung des „Heiligen" Rodriguez ich diese Verrücktheit entnehme, ist weit davon entfernt, sie zu mißbilligen. Im Gegenteil, er rechtfertigt die Handlung des „Heiligen", denn es sei doch möglich gewesen, daß der Obere die Ausführung seines Befehles, „die Schüssel aufzuessen", dem Buchstaben nach gewollt hätte (Life of St. Alonzo Rodriguez. London 1902, p. 277).

* * *

Während meiner Noviziats- und Scholastikatszeit waren folgende asketisch-erbauliche Geschichten zu höchster Bewunderung im Umlauf:

Asketische Gepflogenheit des Jesuiten Behrens als Rektors und Novizenmeisters wäre gewesen, irgendeinem Scholastiker oder Novizen, dem er begegnete, zu befehlen: „Bleiben Sie so lange auf dieser Stelle stehen, bis ich wiederkomme". Und zuweilen kam er erst nach Stunden wieder, obwohl der Festgenagelte vielleicht im Garten, in Sonnenbrand, Regen, Schnee oder Dunkelheit stand. Auch hätte Behrens nicht selten die asketische Übung aufgelegt, minutenlang über einen im Garten befindlichen kleinen Graben hin und her zu springen oder gänzlich zwecklose tiefe Löcher zu graben.

Als Novizen eiferten wir uns, unter Billigung des Novizenmeisters, des Jesuiten Meschler, gegenseitig zu folgenden asketischen Übungen an: während des Kartoffelschälens in der Küche bei jeder Kartoffel einen Akt der Selbstverachtung zu erwecken; beim Bohnenpflücken im Garten, bei jeder zehnten Bohne, Kniebeugungen nach der Kapelle hin zu machen, um Christus im Altarsakrament anzubeten, und dabei jedesmal ein kurzes Gebet zu sprechen.

Bei den Jesuiten gebräuchliche, fast tägliche asketische Übungen sind: während der Mahlzeiten die Füße der anderen küssen; die Mahlzeiten kniend, an einem kleinen Tische, in der Mitte des Refektoriums einnehmen; sich vor allen anderen im Refektorium aller möglichen Fehler laut anklagen (Patres, Scholastiker und Novizen machen die Selbstanklage auf lateinisch, die Laienbrüder auf deutsch); sich der Länge nach auf die Schwelle des Refektoriums legen, so daß alle über einen wegschreiten müssen; mit ausgespannten Armen kniend das Tischgebet verrichten.

* * *

In kluger Berechnung ist die Jesuitenaskese auf das Innere, nicht auf das Äußere gerichtet. Nicht Schlachtung des Fleisches, „Schlachtung des Willens", d. h. Tötung des Individuums ist das asketische Ziel des Ordens. Und er verübt diesen Mord raffiniert und systematisch.

Hier in diesem Abschnitte habe ich gezeigt, wie der Jesuitismus die Individualität des Menschen in religiöser Beziehung und im Alltagsleben vernichtet. Die Vernichtung auch der wissenschaftlichen Individualität behandele ich unten.

Aus dem ganzen Menschen macht die Ordensaskese den ganzen Jesuiten.

Viertes Kapitel.

Persönliches.

Mit dem Überstreifen des Ordensgewandes in der Frühe des 13. Novembers 1878 war die Umwandlung in den Jesuitennovizen, geschweige in den fertigen Jesuiten nicht geschehen. Das Wort: „Kleider machen Leute" gilt nirgends weniger als im Jesuitenorden. Dort ist das „Kleid" nichts, das Innere alles.

* * *

Bedingungslos gab ich mich, mit Leib und mit Seele, der Umwandlung hin. Der Kampf war gleich von Anfang an für mich ein harter; härter als für viele andere.

Auf die Zufälligkeiten des Standes und der äußeren Lebensbedingungen, in die hinein ich geboren wurde, habe ich mir nie etwas eingebildet, obwohl auch ich vorübergehend an Adelshochmut kränkelte. Tatsache bleibt aber, daß zwischen den Lebensgewohnheiten meines Elternhauses und den Gepflogenheiten des Jesuitennoviziats ein gewaltiger Unterschied bestand: Wohlleben, große Behaglichkeit, um nicht zu sagen Luxus, dort, Knappheit, Einschränkung, Ärmlichkeit, Rauhheit hier. Der „Graf" mit seiner doch immerhin sozial bevorzugten Stellung verschwand völlig, der „Carissimus", eine Nummer unter vielen Nummern, trat an seine Stelle. Einige äußere Entbehrungen und Abtötungen habe ich schon erwähnt, darunter auch den Mangel an Reinlichkeit.

In der schon öfter angeführten „Übung der christlichen Vollkommenheit" des Jesuiten Rodriguez heißt es:

Untersuchen wir, was der Mensch seinem Leibe nach ist. Dieses Dreifache, sagt der heilige Bernhard,

behalte immer im Sinne: Was warst du? Ein übelriechender Samen. Was bist du? Ein Gefäß voll von Unflat. Was wirst du sein? Eine Speise für die Würmer. Betrachtest du aufmerksam, was durch den Mund, die Nase und die übrigen Auswege des Körpers ausgeht, so hast du nie eine garstigere Miststätte gesehen (II 141 f.).

Die Grundstellung der Ordensaskese zum menschlichen Körper und zu seiner Pflege ist hier ausgedrückt. Wie sich, ihr entsprechend, die Praxis gestaltet, ergibt sich von selbst. Viel gelesen wurde im Noviziat ein lateinisch geschriebenes Erbauungsbuch des Jesuiten Melchior Hausherr, das Lebensbeschreibungen besonders frommer Jesuiten enthielt (den Titel des Buches habe ich vergessen). Als nachahmenswert wird da geschildert, daß dieser und jener der aufgeführten „heiligmäßigen Jesuiten" niemals badete, sich spärlich wusch, Ungeziefer von seinem Körper nicht entfernte usw. Was ich unter Flöhen im Orden ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Wurde die Plage zu arg, so erschien am Anschlagbrett des Noviziats und Scholastikats ein Zettel: „Hora 10 venatio pulicum", „Um 10 Uhr Flohjagd". Jeder mußte dann während der angegebenen Zeit seine Kleider, besonders auch die wollenen Bettdecken nach den schwarzbraunen Gesellen absuchen. Nicht selten habe ich 20 und mehr Stück des edlen Wildes zur Strecke gebracht.

* * *

Die Ordenssatzungen (Exam. gen. 4, 9—23) schreiben für die Noviziatszeit die Absolvierung von sechs sogenannten „Experimenten" vor. Die „Experimente" sind: die Exerzitien, Krankendienst in einem öffentlichen Spital, eine Bettelreise ohne Geld, das Küchenexperiment, Abhaltung von Katechesen und, wenn der Novize Priester ist, Predigen und Beichthören. Mit Ausnahme der „Exerzitien" sind alle „Experimente" ausschließlich der äußeren Abtötung und Selbstverleugnung wegen eingeführt. Da, als ich Novize war, die deutsche Ordensprovinz „in der Verbannung" lebte und offiziell als provincia dispersa, auseinandergerissene Provinz galt, so fielen die beiden „Experimente": Krankendienst und Bettelreise aus, und das Abhalten von Katechesen geschah nur als Schulübung im Kreise der Novizen; öffentliches Predigen und Beichthören kam für mich als Laien nicht in Betracht. So blieb, abgesehen von den „Exerzitien", die mehr innere als äußere Abtötung zum Zweck haben, nur das Küchenexperiment, experimentum culinae, übrig. Es bestand darin, daß man für eine volle Woche, unter Entbindung von allen übrigen Beschäftigungen, dem Bruder Koch als Gehilfe unterstellt wurde und alle Küchendienste — zum Glück für unsere Magen aber nicht das Kochen — zu verrichten hatte. Da, wie gesagt, jedes „Experiment" der Selbstverleugnung diente, so wurde nach dieser Richtung hin genügend vorgesorgt, und je nach Temperament und Laune des Bruders Koch oder auch auf besondere Anordnung des Novizenmeisters gab es reichliche Gelegenheiten, alle Arten äußerer und innerer Verdemütigungen zu üben.

Dem „Küchenexperiment" verwandt waren die täglichen „Handarbeiten" (opera manualia). Unter der Oberaufsicht des „Manuduktors" mußten die Novizen, in „Turmen" eingeteilt, die Haus- und Gartenarbeiten verrichten. Gewöhnlich blieb man ein viertel oder ein halbes Jahr bei derselben Beschäftigung; aus asketischen und auch aus praktisch-häuslichen Gründen wurde man aber eine Zeitlang auch anderen Turmen zugeteilt, so daß jeder Novize mit jeder häuslichen Verrichtung und mit jeder Gartenarbeit in Berührung kam. Monate hindurch hatte ich die Öl- und Petroleumlampen des ganzen Hauses zu besorgen, und später wurden auch die Aborte meiner Obhut unterstellt. Als ein Anbau ausgeführt wurde, fuhren wir Novizen Mörtel und Sand in Handkarren an und beförderten, in lebendiger Kette, durch Zuwerfen die Mauersteine an ihren Bestimmungsort, eine Beschäftigung, bei der es stark zerschundene Hände absetzte.

* * *

Den Alters- und Bildungsunterschied zwischen mir und den übrigen Novizen habe ich schon erwähnt. Er war eine beständig und ergiebig fließende Quelle der Abtötung. Auch daß die blutjungen Leutchen, meistens Sekundaner, als „Präfekten" und „Schutzengel" mich herumkommandieren und an mir herumtadeln durften und mußten, stellte nicht geringe Anforderungen an Selbstverleugnung.

Besonders schwer fiel mir das tägliche exercitium scribendi, das Schönschreiben. Für einen siebenundzwanzigjährigen Mann, der das Referendarexamen und praktischen Justizdienst hinter sich hat, ist es in der Tat keine Kleinigkeit, von einem Penäler das Schönschreiben lernen zu müssen, von ihm täglich auf fehlerhaftes Schreiben aufmerksam gemacht zu werden. Mein Schön-

schreiblehrer (praefectus scribendi) war „Carissimus" Droste, ein biederer Westfale, der sein Amt mit Eifer und Gründlichkeit betrieb und meiner Schrift unbarmherzig zu Leibe ging. Gerade bei dieser Übung trat ihr eigentlicher Zweck, Verdemütigung, handgreiflich hervor, und diese Auffälligkeit verschärfte die asketisch empfindliche Prozedur.

Auch noch eine andere Übung bot reichliche Gelegenheit zu peinlicher Verdemütigung: das Vorlesen während der Mahlzeiten. Bei der Mittags- und Abendmahlzeit lasen je zwei Novizen, die wöchentlich wechselten, aus lateinischen und deutschen asketischen Werken vor. Einer der Patres — in Exaeten war es der Sozius des Novizenmeisters, der Jesuit Stellbrink — war praefectus lectionis ad mensam, d. h. er hatte das Amt, den Vorleser in bezug auf Aussprache und Art des Lesens öffentlich zu korrigieren. Da hieß es, laut und vernehmlich durch das Refektorium schallend: Repetat, er wiederhole (nämlich lector, der Vorleser), distinctius, deutlicher lentius, langsamer usw. Dieses öffentliche Korrigieren gestaltete sich häufig und absichtlich zu asketischer Übung, indem der Vorleser korrigiert und zu besserem, richtigerem Lesen ermahnt wurde, ohne daß Grund dafür vorlag, nur, um ihn in Ertragung öffenlichen Tadels zu üben. Die „Repetats" häuften sich dann, und eingeschaltete Bemerkungen, wie: Miror, te tam male pronuntiare, ich wundere mich über Ihre schlechte Aussprache, verschärften die „Hiebe". Diese asketischen Schulmeistereien waren gerade für mich, bei meinem Alter und meiner früheren Lebensstellung, besonders empfindlich. Aber ich erkenne dankbar an, daß ich, lassen wir die gewollten Verdemütigungen beiseite, dabei viel gelernt habe für deutliche Aussprache.

* * *

In die Geheimnisse der Bußübungen des Jesuitenordens wurde ich bald nach Eintritt ins Noviziat eingeweiht. Der Novizenmeister händigte mir eine aus geknoteten Stricken gefertigte Geißel und einen aus Stacheldraht geflochtenen Bußgürtel (cilicium) ein und gab mir Anweisung, wie von diesen Werkzeugen Gebrauch zu machen sei. Die Geißel mußte auf denjenigen entblößten Körperteil appliziert werden, der von jeher in Haus und Schule als geeignetste Ablagerungsstätte für Schläge angesehen wird; der Bußgürtel wurde oberhalb des Knies, rings um das Bein herum, befestigt. Für beide Instrumente war aber mäßige Anwendung Regel, wie überhaupt innerhalb des Jesuitenordens körperliche Strengheiten nicht sehr hoch im Kurse stehen. Die Ordenssatzungen stellen nämlich den vernünftigen Grundsatz auf, es sei besser, die Körperkräfte zur Arbeit zu erhalten als sie durch Bußübungen zu schwächen. Wie weh eine Geißelung tat, hing von der Energie des die Geißel gegen sich selbst Schwingenden ab. Das Cilicium wirkte aber selbsttätig, und stunden- oder tagelanges Tragen des Bußgürtels verursachte recht erhebliche Schmerzen.

* * *

Alle diese und noch viele andere Dinge waren jedoch nichts im Vergleich zu den Kämpfen um innere Ummwandlung.

Mit welchem Widerstreben ich der „Gnade des Berufs" gefolgt war und den Schritt in den Orden getan hatte, habe ich im ersten Teile geschildert. Das intensive Widerstreben wurde nicht gemildert durch den typisch ultramontan-katholischen Idealismus, der auch mich erfüllte. Er war nur die Schwungkraft, die meine widerstrebende Natur über die Ordensschwelle gleichsam hinüberschleuderte; aber nicht im geringsten minderte er das eingeborene starke Widerstreben. Die langen Jahre hindurch, vom 4. November 1878, da ich in das Noviziatshaus zu Exaeten eintrat, bis Mitte November 1892, da ich den endgültigen Entschluß faßte, den Orden zu verlassen, hat mich dies Widerstreben ständig begleitet. Oft und lange wurde es in mir so gewaltig, daß ich, um auszuharren, eine Willensenergie entwickelt habe, die ihresgleichen sucht.

Zunächst war es das allgemeine Widerstreben gegen den Ordensstand überhaupt, gegen die Trennung von der Welt. Sehr früh setzte aber auch das besondere Widerstreben gegen den Jesuitenorden und einige seiner Wesenszüge ein. Vor allem waren es „Gewissensrechenschaft" und Überwachungssystem, die mir die größten Schwierigkeiten bereiteten.

Die „Gewissensrechenschaft", in der man das Innerste und Verborgenste dem kritisierenden Auge des Oberen enthüllen muß, erschien mir als Vergewaltigung und Profanation. Instinktiv fühlte ich schon damals heraus, daß gerade diese Wesenseinrichtung des Ordens die Unselbständigmachung, die Vernichtung der Individualität zum Ziele hat. Und gerade dagegen sträubte sich in mir alles.

Unheimlich waren mir auch die umfassende

Überwachung und die Angeberei. Ihren ganzen Umfang mit den Geheimberichten, den zweiten Katalogen usw. kannte ich als Novize nicht, aber schon damals sagte mir das Gefühl: hinter den auf das Asketische, auf Selbstverleugnung berechneten äußeren Formen der Überwachung stecke mehr, hier versuche ein System mich zu umklammern, das recht eigentlich den Namen Spionage verdiene.

Oft und oft äußerte ich solches meinem Novizenmeister, dem Jesuiten Mauritius Meschler, fragte ihn, ob es nicht Geheimberichterstattungen und ähnliches gäbe. Jedesmal verneinte er alles. Einmal richtete ich nach einer der täglichen „Instruktionen" öffentlich vor den anderen Novizen die Frage nach der Existenz von „Konduitenlisten" an ihn. „Konduitenlisten"?, die gäbe es nicht. Überhaupt gäbe es keine Geheimüberwachung; im Jesuitenorden gäbe es nur, was auch äußerlich sichtbar sei, und was an Überwachungsmaßregeln in die Erscheinung träte, sei nur dafür da, die äußere Ordnung aufrecht zu erhalten! Welche Unwahrhaftigkeit und Unwahrheit — das jesuitische Grund- und Erbübel — in solchen Antworten lag, erkannte ich erst viele Jahre später.

Auch über die „Gewissensrechenschaft", insofern sie die Pflicht eines Sündenbekenntnisses ohne sakramentalen Schutz und ohne sakramentale Wirkung, wie sie in der Beichte wenigstens theoretisch vorhanden sind, in sich schließt, hatte ich mit Meschler Auseinandersetzungen.

Wenn ich jetzt zurückdenke, wie leichtgläubig ich damals war, wie vertrauensselig ich alles hinnahm, was mir geantwortet wurde, so erkenne ich in sonnenheller Klarheit, wie gewaltig der Einfluß der Erziehung ist. Die religiösen Eindrücke meines Elternhauses und der Feldkircher Jahre hatten eine Mauer um mich gezogen, an welcher Zweifel und Schwierigkeiten abprallten. Erst als im Laufe der Jahre die Mauer mählich zu bröckeln begann, drangen Zweifel und Schwierigkeiten in mein Inneres und nahmen vor und nach Besitz von Verstand und Willen. Vorher galten sie mir als Versuchungen des Teufels und wurden so nur Ansporn, mit um so rücksichtsloserer Energie den teuflischen Anfeindungen entgegenzutreten. Diese Auffassung betonten nachdrücklichst der Novizenmeister und die späteren Oberen und Seelenführer (patres spirituales): jeder Zweifel, jedes Bedenken über irgendwelchen Punkt des jesuitischen Systems war Anfechtung des Bösen. So war es ein leichtes, den Zweifeln zu begegnen; ja so wurden Schwanken und Unsicherheit durch einen asketischen Kunstgriff zu Hammerschlägen, die das jesuitische Gefüge nur noch fester und enger um mich zusammentrieben.

Welche Rolle überhaupt der Teufel in der römischen Kirche und in ihren Orden spielt, ahnt man außerhalb dieser Kreise nicht. Er ist recht eigentlich Zutreiber und Türhüter. Mit ihm, mit der Furcht vor ihm schlägt man dort drüben alles tot, was von Freiheit und Selbständigkeit sich regt.

* * *

Wie schon hervorgehoben, empfand ich die Stille und Abgeschiedenheit des Noviziatslebens, nachdem die ersten schweren Kämpfe der Eingewöhnung vorüber waren, wohltuend. Nur etwas zu dieser Abgeschiedenheit Gehöriges bereitete mir dauernd die größten Schwierigkeiten, weil es ein Stück Unnatur enthielt: die Loslösung von den Blutsverwandten.

Wäre es bei der äußeren Trennung geblieben, es wäre ein schmerzhaftes Opfer, eine harte Überwindung mehr gewesen. Auch andere Berufe erfordern solche Trennungen, warum also nicht auch der Ordensberuf? Aber der Jesuitismus verlangt von seinen Adepten weit mehr, er verlangt wesenhaft anderes. Er fordert gänzlich innere Loslösung, ja innere Absage an diejenigen, mit denen wir durch die festesten und innigsten Bande von der Natur selbst verknüpft sind: Eltern, Geschwister, Blutsverwandte.

Diese seine Forderung mit ihrer praktischen Anwendung hat der Orden in folgende asketisch-religiöse Worte gekleidet:

Jeder, der in die Gesellschaft eintritt, soll, den Rat Christi befolgend: ‚Wer Vater und Mutter verläßt' usw., dafür halten, daß er Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und, was er in der Welt hatte, zu verlassen habe; ja er soll das Wort als für sich gesprochen erachten: ‚Wer nicht haßt Vater und Mutter und obendrein seine eigene Seele, kann mein Jünger nicht sein'. Und so hat er dafür zu sorgen, daß er alle natürliche Anhänglichkeit für die Blutsverwandten ausziehe und sie in geistliche verwandle und sie nur mit der Liebe liebe, welche die geordnete Liebe erfordert, so daß, wer der Welt und der Eigenliebe abgestorben ist, allein unserem Herr Christus lebt und ihn an Stelle von Eltern, Brüdern und allen anderen Dingen setzt.

Damit die Weise des Ausdruckes die Weise des Empfindens unterstütze, ist es ein heiliger Rat, daß man sich angewöhne, nicht zu sagen, daß man Eltern oder Brüder habe, sondern daß man sie gehabt habe, indem man zu erkennen gibt, daß man das nicht besitze, was man, um Christum an Stelle von allem zu besitzen, verlassen habe. Das haben besonders die-

jenigen zu beobachten, die in größerer Gefahr zu stehen scheinen, von irgendeiner natürlichen Liebe verwirrt zu werden, wie das bei Novizen der Fall zu sein pflegt (Exam. gen. 4, 7, Declar. C und Summ. Constit. 8).

Da schriftlicher oder mündlicher Verkehr mit Freunden oder Blutsverwandten eher zur Störung der Ruhe als zum geistigen Fortschritte beiträgt, besonders im Anfang, so sollen sie [die Novizen] gefragt werden, ob sie sich damit zufrieden geben, mit den Genannten nicht zu verkehren, keine Briefe zu empfangen, noch solche zu schreiben, außer der Obere hielte es anders für besser; und ob sie einverstanden seien, daß alle Briefe, sei es solche, die sie empfingen, sei es, die sie abschickten, gelesen würden, und daß es dem Oberen überlassen bliebe, die Briefe auszuliefern oder nicht, je nachdem er es im Herrn für besser halte (Exam. gen. 4, 6; Constit. I 4, 4, III 1; Declar. B).

Es bedarf keines Wortes, daß die Aussprüche Christi (Matth. 10, 37 und Luk. 14, 26) über das Verhältnis seiner Jünger zu ihren Blutsverwandten, die in die jesuitische Regel aufgenommen sind, nur dann gelten sollen, wenn es sich um unvereinbare Gegensätze zwischen Nachfolge Christi und Anhänglichkeit an Verwandte handelt. Auch ist hier, wie bei vielen anderen Worten Christi, das orientalisch-phantastisch Übertreibende des Ausdruckes („Haß" gegen die Eltern) vom Kerne des Wortes abzuziehen. Der Jesuitenorden aber schiebt den eigentlichen Sinn der Bibelworte beiseite und stellt sie nicht bloß bei Gelegenheit auftauchender Gegensätze zwischen der Liebe zu Christus und der zu Verwandten, sondern ganz allgemein als Grundsatz hin für das Verhältnis seiner Mitglieder zu ihren Eltern, Brüdern, Schwestern: „Alle natürliche Zuneigung zu den durch das Blut Verbundenen soll man ablegen", sagt die Regel. So wird der echte Jesuit ein herz- und gefühlloses Wesen, dem Vater, Mutter, Bruder und Schwester nichts anderes sind als Objekte seiner Ordenstätigkeit, geradeso wie jeder andere Mensch ihm das auch ist.

Welche Früchte, d. h. welche Anschauungen dieser Ordensgrundsatz zeitigt, ersehen wir aus dem Briefe eines Novizen, den er bei Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 aus dem Wiener Noviziatshause an seinen Vater schrieb. Der Brief ist von hoher Bedeutung. Sein Verfasser ist der spätere Philosophieprofessor zu Jena und Kiel, Karl Leonhard Reinhold († 1823), also ein mit reicher Intelligenz begabter Jüngling, der Wesen und Ziel jesuitischer Erziehung wohl aufzufassen und wiederzugeben imstande war. Und daß Reinhold die Stellung eines Jesuiten zu seinen nächsten Blutsverwandten wirklich richtig aufgefaßt und wiedergegeben hat, beweist die Tatsache, daß der Brief — wie übrigens jeder Brief eines Jesuiten — mit ausdrücklicher Billigung des Oberen geschrieben wurde. Das kulturell und besonders für Beurteilung jesuitischen Geistes bedeutsame Schreiben lautet:

Mir fiel nun wohl ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte [wegen Aufhebung des Ordens]. Allein, da mich das Gesetz der Liebe, an welches uns der Manuduktor (S. 131) erinnerte, noch immer an meine heilige Regel hielt, so wagte ich es nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken, eine Sache, die, ohne Verletzung der Regel, nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ wie Sie, mein bester Papa, weiß beinahe so gut als ein Geistlicher, daß es heiligere Bande gibt als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, eigentlich keinen anderen Vater mehr haben könne als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden, keine anderen Verwandten als seine Brüder in Christo und kein anderes Vaterland als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geisteslehrer einstimmig behaupten, eine der stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will. Ich hatte auch wirklich mit diesem Erbfeinde unserer Vollkommenheit gestern Abend, die Nacht und den heutigen Morgen über einen fast ebenso beschwerlichen Kampf als gleich im Anfange meines geistlichen Standes. Denn alle Augenblicke zauberte er mir Papa und Mama, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, selbst unser Stubenmädchen nicht ausgenommen, vor die Augen des Geistes. Sie können sich die Gewissensangst vorstellen, die ich auszustehen hatte, bis endlich heute 9 Uhr morgens der Manuduktor ankündigte: der Pater Rektor erlaube uns allen, an unsere Angehörigen zu schreiben und sie auf unsere Zurückkunft vorzubereiten. Zu größerer Beruhigung meines Gewissens begehrte ich für meine Person vom Manuduktor besondere Erlaubnis, nicht nur beim Schreiben, sondern auch den ganzen Tag über an meine nächsten Blutsfreunde denken zu dürfen; ich erhielt sie auch, die Zeiten der Meditation, der geistlichen Lesung und des Angelus Domini ausgenommen". Nach der Bitte, ihm im elterlichen Hause ein besonderes Zimmer einzuräumen, worin er seine bisherige im Orden erlernte Lebensweise nach Möglichkeit fortsetzen könne, fährt der Novize fort: „Von nun an soll weder Magd noch Stubenmädchen noch auch eine meiner Schwestern hineinkommen. Meine liebe Mama aber lasse ich erinnern, daß der heilige Aloysius seiner Mutter niemals ins Angesicht sah (Ernst Reinhold, Karl Leonhard Reinholds Leben und literarisches Wirken. Jena 1825, S. 9ff.).

Verabscheuungswürdige Unnatur kann kaum zu stärkerem Ausdrucke kommen. Und die gleiche

Unnatur bestätigen meine persönlichen Erfahrungen.

In sanft-geschickter, stets mit Schriftworten verbrämter, systematischer Weise wird der Jesuitennovize und später der Scholastiker der natürlichen Anhänglichkeit an seine Verwandten entkleidet. Wie könnten auch bei einem willenlosen, ausschließlich den egoistischen Ordenszwecken dienenden „Werkzeuge" natürliche Regungen, und seien sie noch so berechtigt, noch so fundamental, statthaft sein?! Die ganze Natur muß aus dem Individuum hinaus und der ganze Jesuitismus in es hinein. Auch hier gilt die Theorie vom „Leichname" und „Stocke".

Einer meiner Mitnovizen, der jetzt sehr geschätzte Mitarbeiter an der jesuitischen Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach", der Jesuit Kneller, verlor während der Noviziatszeit seine Mutter durch den Tod. Als ich ihm mein Beileid aussprach, erklärte er in Gegenwart anderer Mitnovizen, Trauer dürfe man dabei nicht empfinden, und Tränen über solchen Todesfall seien eines Jesuiten unwürdig. Mich traf die Äußerung, die bei den anderen Bewunderung erregte, wie ein Faustschlag, und ich suchte für sie Erklärung und Abschwächung beim Sozius des Novizenmeisters, beim Jesuiten Stellbrink. Seine Antwort war der Hinweis auf ein Wort des Kirchenvaters Hieronymus (wie ich glaube, an seine Seelentochter Eustochium gerichtet): „Nachdem ich meine Mutter unter die Füße getreten habe, folge ich Christum nach" (conculcata matre Christum sequor).

Die oben mitgeteilte Ordenssatzung über Unterbindung des brieflichen Verkehrs mit den Blutsverwandten wurde aufs strengste durchgeführt. Weil aber meine Mutter leidenschaftliche Anhängerin und große Wohltäterin des Jesuitenordens war, denn auf ihren Einfluß hin hatte mein Vater den aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten seine holländische Besitzung Blyenbeck zum Wohnsitze überlassen, so räumte man ihr in bezug auf Verkehr mit mir eine Art Ausnahmestellung ein — meisterhaft versteht es der Jesuitenorden, die ihm Nützlichen sich „warm zu halten" —, d. h. einige Briefe durfte sie an mich richten, und einmal durfte sie mich sogar besuchen. Allein sie wußte nicht, daß ihr Sohn, auf den asketischen Rat des Novizenmeisters hin, ihre Briefe nicht las. Noch heute, nach 30 Jahren, empört sich mein Gefühl darüber, daß ich damals, unter dem tyrannischen und unmenschlichen Einflusse der jesuitischen Askese, die wenigen Briefe einer solchen Mutter verbrannte. Das war auch ein „Unter — die Füße — Treten" der Mutter. Welches Opfer mich diese Handlungsweise kostete, weiß nur ich.

Doch ich war ein zwar nicht Willenloser, aber ein meinen Willen rücksichtslos Opfernder. Allen Abtötungen und Selbstverleugnungen, äußeren und inneren, habe ich mich — warum soll ich es nicht aussprechen, da es Wahrheit ist — mit Energie und Beharrlichkeit hingegeben. Keiner meiner ehemaligen Oberen und meiner ehemaligen Ordensgenossen kann — wollen sie bei der Wahrheit bleiben — dem widersprechen. Ich betone dies, weil ich auch schon hier feststellen will, daß ich von Anfang an redlich, mit Anspannung aller Kräfte bemüht war, ein echter und ganzer Jesuit zu werden. Als ich am Morgen des 13. Novembers 1878 das Jesuitenkleid anlegte, habe ich es trotz des heftigen inneren Widerstrebens, und noch viel mehr wegen dieses Widerstrebens (denn es erschien mir als Versuchung), mit einer Hingabe getan, die mein ganzes Sein: Verstand, Wille, Gefühl, Leib und Seele umschloß und durchdrang. Diese völlige Hingabe mit dem ihr entsprechenden Opfermute währte alle Jahre meines Ordenslebens hindurch, bis, nach qualvollen Kämpfen, bessere Erkenntnis die durch Überlieferung und Erziehung in mir aufgehäuften religiösen Vorurteile allmählich beseitigte.

* * *

Kurz vor oder nach Weihnachten 1879 überraschte mich der Novizenmeister mit der Anregung, ich möchte am 2. Februar 1880, dem Festtage Mariä-Lichtmeß, die Devotionsgelübde ablegen.

Die sogenannten Devotionsgelübde (vota ex devotione) sind den einfachen, nach Vollendung des Noviziats abzulegenden Ordensgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams im Wortlaute gleich, haben aber, da sie aus bloßer Privatandacht (daher ihr Name) hervorgehen, nicht die kanonischen Wirkungen der eigentlichen Ordensgelübde. Das 37. Dekret der 16. Generalkongregation (1730) bestimmt über die Devotionsgelübde:

Die Novizenmeister sind zu ermahnen, daß diese Gelübde nur abgelegt werden mit Erlaubnis des Provinzialoberen und nur von solchen, deren Tugend und Beharrlichkeit im Berufe genügend feststeht.

Die Zulassung zur Ablegung der Devotionsgelübde (von deren Existenz ich übrigens erst durch die Anregung des Novizenmeisters erfuhr) war also ein Beweis, daß ich große Zufriedenheit und großes Vertrauen der Oberen erlangt hatte.

Auch sonst erhielt ich Beweise günstiger Stimmung über mich innerhalb des Ordens. Meine Mitnovizen waren überzeugt, daß ich nur ein Jahr im Noviziatshause zuzubringen habe und dann gleich ins Scholastikat zu den Studien geschickt werden würde. Der Assistent der deutschen Ordensprovinz und nachmalige Ordensgeneral, der Jesuit Anderledy, schrieb mir gegen Ende des zweiten Noviziatsjahres, er und der Pater General, Pater Beckx, hörten zu ihrer großen Freude, daß ich mich eifrig bemühe, ein guter Jesuit zu werden. Der damalige Provinzialobere, der Jesuit Hövel, drückte mir jedesmal, wenn er zur jährlichen „Visite" (Visitation) nach Exaeten kam, seine Zufriedenheit über mein Streben nach jesuitischer Vollkommenheit aus; und aus den verschiedensten Anzeichen konnte ich entnehmen, daß auch mein Novizenmeister die gleiche Ansicht teilte.

* * *

Während meiner zweijährigen Noviziatszeit wurden ungefähr fünf oder sechs Mitnovizen aus dem Orden entlassen. Solch eine Entlassung machte stets tiefen Eindruck auf uns, und die Oberen taten alles, den Eindruck zu verstärken. Es sollte uns eingeprägt werden, welche ganz unschätzbare Gnade es sei, Jesuit zu sein, welcher ungeheuere Schaden und welche drohende Gefahr für das ewige Seelenheil in der Verscherzung dieser Gnade liege.

Wer als Jesuit lebt und stirbt, ist des Himmels sicher. Das ist Ordensdogma, ebenso fest wie irgendein kirchliches Dogma. Wer Jesuit gewesen ist, aber den Orden wieder verlassen hat, der kann, theoretisch gesprochen, noch selig werden, — aber — aber — aber — aber.

Die beiden Vorstellungen: Sicherheit des Himmels für den Jesuiten und höchste Wahrscheinlichkeit der Hölle für den Exjesuiten dienen in mannigfacher Form als äußerst wirksames Mittel, die einzelnen im Orden festzuhalten. Zumal das Noviziat ist die Zeit, die jesuitische Prädestinationslehre tief in Herz und Gemüt einzusenken.

Gleich am ersten Tage meiner Kandidatur wurde mir ein Schriftchen des französischen Jesuiten Terrien gegeben und zu eifriger Lesung empfohlen, worin die Auserwählung zur Gesellschaft Jesu als gage certain de prédestination theoretisch bewiesen und praktisch an vielen wunderbaren „Tatsachen" beglaubigt wird.

Schon dem dritten Ordensgeneral, Franz Borgia, wurde im Jahre 1569 von Gott offenbart, daß kein Jesuit in die Hölle käme; allerdings noch mit der Einschränkung, dies „Privileg" solle einstweilen nur 300 Jahre Gültigkeit haben. Ähnliches offenbarte Gott im Jahre 1599 dem 1888 heilig gesprochenen Jesuiten-Laienbruder Alfons Rodriguez.

Auf Geheiß Gottes verkündete im Jahre 1587 ein sterbender Kapuziner zu Neapel dem Jesuiten Matrez die gleiche Wahrheit, hinzufügend: bei den Kapuzinern würden zwar auch viele gerettet, einige aber auch verdammt.

Die heilige Teresia sah einst, daß viele Seelen aus dem Fegfeuer zum Himmel fuhren. An der Spitze des Zuges befand sich eine besonders strahlende Seele der Christus aus dem Himmel entgegenkam, und die er umarmte. Als die heilige Teresia sich darüber wunderte, erhielt sie die Erleuchtung: das sei nicht erstaunlich, denn diese Seele sei die Seele eines Laienbruders aus dem Jesuitenorden, und es sei ein Privileg des Ordens, daß Christus selbst jedem verstorbenen Jesuiten entgegenkomme (bei Döllinger-Reusch, Moralstreitigkeiten, I 524. 526. 527 und II 348).

Als man die schon erkaltete Leiche eines in Flandern plötzlich verstorbenen Jesuiten-Laienbruders in den Sarg legen wollte (so erzählt der Jesuit Cienfuegos), wurde der Tote plötzlich wieder lebendig und schrie: ‚Ich komme aus der Hölle; die Teufel trugen mich schon in die Tiefe; da erschien Maria und gebot: laßt ihn los, denn er ist aus der Gesellschaft meines Sohnes und hat den Gehorsam gut geübt, darum will ich, daß er gut beichte'. Er beichtete und starb darauf zum zweiten Male, nicht ohne vorher „liebenswürdig" verraten zu haben, daß ein sittenloser Weltpriester, der gleichzeitig mit ihm gestorben und in die Hölle geschleppt worden war, bei Maria keine Gnade gefunden habe. Er war eben kein Jesuit (Döllinger-Reusch, a. a. O. I 532).

Auch hier ist die Wahrnehmung interessant, wie selbst das katholische Dogma, daß kein zur Hölle Verdammter aus ihr erlöst werden kann, kurzerhand, in majorem Societatis Jesu gloriam, beiseite geschoben wird.

Der Ordensgeneral Johannes Roothaan (1829—1853) erzählt:

Ein schon bejahrter Jesuit habe die Entlassung aus dem Orden verlangt und erhalten. Bald darauf sei er gestorben, einem anderen erschienen und habe ihm gesagt: ‚Ich bin durch meine Schuld verdammt. Wäre ich zwei Stunden länger in der Gesellschaft Jesu geblieben, so wäre ich als Jesuit gestorben und selig geworden' (bei Döllinger-Reusch, a. a. O. I 534).

Solche und ähnliche Erzählungen kursieren in Massen innerhalb des Ordens und finden festen Glauben, so festen, daß der Professor der Ethik für die österreichische Ordensprovinz, der Jesuit Costa-Rosetti, schreiben kann:

Es sei eine sehr wohlbegründete (fundatissima) und sehr probabele (probabilissima) Meinung, daß alle Jesuiten in den Himmel kämen (De spiritu Societatis Jesu. Freiburg 1888, S. 258: bei Döllinger-Reusch, a. a. O. I 534).

* * *

Im August 1880 wurde ich mit den übrigen Novizen meines Jahrganges nach Wynandsrade geschickt, um dort die Ordensstudien zu beginnen.

Kurze Zeit vor der Abreise aus Exaeten übergab mir der Novizenmeister einen ohne mein Wissen schon fast 2 Jahre lagernden Brief meines Vetters, des Freiherrn Walter von Loe, des späteren Generaladjudanten und Generalfeldmarschalls, der damals, wenn ich nicht irre, Brigadekommandeur zu Frankfurt a. O. war. Mein viel älterer Vetter, der mir stets großes Interesse gezeigt hatte, beklagte in dem Briefe meinen Eintritt in den Orden, indem er mich auf die Schlechtigkeit des jesuitischen Systems hinwies, die vereinbar sein könne mit wenigstens teilweiser Gutheit des einzelnen Jesuiten. Der Brief wanderte, in Fetzen zerrissen, „den Weg alles Fleisches". Ich lächelte über die „unlogische" Anschauung, daß ein System schlecht sein könne, während die einzelnen, die Träger des Systems, gut sind.

Jahre später wiederholte mir Walter Loe, damals kommandierender General des VIII. Armeekorps, seine Ansicht mündlich. Ich belächelte sie nicht mehr, denn die Erkenntnis von der Wahrheit seiner „unlogischen" Ansicht hatte begonnen in mir aufzugehen.

In seinen alten Tagen ist Walter Loe, der früher nichts weniger als ultramontan war, fanatischer Anhänger des Ultramontanismus geworden, und die ultramontane Partei Rheinlands und Westfalens hat den Generalfeldmarschall oft als Prunkstück mißbraucht. Leider hat Walter Loes ultramontaner Einfluß nachhaltig verderblich, bis zur heutigen Stunde, am Hofe in Karlsruhe gewirkt. Er gehörte zu den intimsten Freunden des alten Großherzogpaares. Die katholischen Neigungen der auch jetzt noch herrschenden, wenn auch nicht regierenden Großherzogin-Witwe Luise sind Loescher, allerdings auch mütterlicher (Kaiserin Augusta) Provenienz.

* * *

Mit der Übersiedelung von Exaeten nach Wynandsrade endete für mich das Novizenleben, und das Scholastikerleben begann. Da aber das von den Ordenssatzungen verlangte zweijährige Noviziat erst mit dem 4. November 1880, dem Jahrestage meines Eintrittes in die „Kandidatur", für mich schloß, so blieb ich bis zur Gelübdeablegung am 13. November 1880, dem Festtage des „heiligen" Jesuiten Stanislaus Kostka, noch immer Novize. Von diesem Tage an war ich Scholastiker.

Weiter sind erschienen von

Graf Paul von Hoensbroech:

14 Jahre Jesuit. **Persönliches und Grundsätzliches. Große Ausgabe. 2 Teile.** I. Teil. Das Vorleben: **Die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs.** Mit dem Bilde des Verfassers. 4., vermehrte Aufl. 1911. XXIV, 310 S., 8°. Preis: Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

II. Teil. Das Ordensleben: **Wesen, Einrichtung und Wirksamkeit des Jesuitenordens.** 3., vermehrte Aufl. 1910. XII, 656 S., 8°. Preis: Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Das Werk enthält die umfassendste und eindringendste Darstellung des Jesuitenordens nach allen seinen Seiten, die es bis jetzt gibt. Quellenerschließung und Quellenbeherrschung zeichnen es aus. Dazu kommen die persönlichen, in anregender Weise geschilderten Erfahrungen des Verfassers, wodurch aus Theorie reiches, vielgestaltetes Leben und das tiefere Verständnis der Quellen erst erschlossen wird. Das Werk hat bleibenden Wert und ragt weit hinaus über Streitschriften im gewöhnlichen Sinne. Die Beurteilung und Verurteilung des Jesuitenordens, die Klarlegung seiner eminenten Gefährlichkeit für Religion und Kultur, die Aufdeckung seiner Gegensätzlichkeit zu Nation und modernem Staat ist Aufklärungsarbeit im besten Sinne des Wortes.

14 Jahre Jesuit. **Persönliches und Grundsätzliches. Volks-Ausgabe. 2 Teile.** I. Teil. Das Vorleben. Kandidatur und Noviziat. 1912. 8°. Preis: Geh. 1.—, geb. M. 1.50.

II. Teil. Scholastikat. Die letzten Jahre im Orden. Von damals bis heute. 1912. 8°. Preis: Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Die gesamte Kritik hat diesem Werke ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: Reichhaltigkeit, Beherrschung des Stoffes, Zuverlässigkeit der Quellen. Über den Jesuitenorden, dessen gründliche Kenntnis gerade jetzt von besonderer Bedeutung ist, gibt es kein Werk, das sich diesem an die Seite stellen kann, zumal, weil die persönlichen Erlebnisse des Verfassers im Jesuitenorden dem Buche ein ganz besonderes Interesse, eine einzigartige Anschaulichkeit verleihen. Gleich nach Erscheinen des zweiten Bandes schrieb der Generaldirektor der K. Bibliothek zu Berlin, Professor D. Adolf Harnack, dem Verfasser: „Ich habe Ihren zweiten Band sofort nach dem Erscheinen in vier Tagen sorgfältig durchgelesen und in ihm eine kirchengeschichtliche Erscheinung ersten Ranges erkannt. Ich glaube, das Buch wird das geschätzteste Ihrer Werke werden. Die einzelnen Fragmente zur Kenntnis des Jesuitenordens treten hier zu einem Gesamtbilde, durch manche neue Steine aufs willkommenste ergänzt, zusammen. Aber welch ein Bild!"

Die Volksausgabe soll den reichen Inhalt des Werkes Allen zugänglich machen.

Das Papsttum **in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Große Ausgabe.** 1. Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. 5. Auflage. 1905. LVI, 724 S., 8°. Preis: Geh. M. 10.—, geb. in Halbfranz M. 13.—.

2. Band: Die ultramontane Moral. 4. Auflage. 1902. XXI, 621 S., 8°. Preis: Geh. M. 10.—, geb. in Halbfranz M. 13.—.

Das Buch ist eine große befreiende Tat, denn dieses Werk eines furchtlosen Kämpfers, der aus eigener Anschauung das innerlichste Wesen des Ultramontanismus hat kennen lernen müssen, zeigt, was es bedeutet, wenn eine fremde Macht die ganze Kultur in deutschen Landen beherrscht. Hoensbroechs ganzes Werk ist ein Kampfsbuch gegen die Göttlichkeit des Papsttums, nicht gegen den Katholizismus als Religion, und wer die Wahrheit kennen lernen will, der lese Hoensbroechs Papsttum, und er wird die furchtbare sozial-kulturelle Bedeutung des Papsttums für die ganze Welt verstehen lernen. Nicht nur der Protestant, sondern auch jeder Katholik sollte dieses Buch lesen, um aus eigener Anschauung urteilen zu können.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. **Volks-Ausgabe.** 2 Bände. 1. Band (51. bis 60. Tausend): Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. 1910. 180 S., 8°. Preis: Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.

2. Band (21. bis 30. Tausend): Die ultramontane Moral. 1906. 196 S., 8°. Preis: Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Alle Anmerkungen, die meisten fremdsprachigen Worte, wissenschaftliche Verweisungen sowie unwesentliche Teile sind in dieser Volksausgabe fortgefallen. Hatte die Originalausgabe beim Erscheinen schon eine Erregung der öffentlichen Meinung heraufbeschworen und in kurzer Zeit eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden, so übertraf der Erfolg der Volksausgabe des ersten Teiles alle Erwartungen, und diese Volksausgabe erfüllte ihren Zweck, Aufklärung in die weitesten Kreise zu bringen.

Beide Teile sind also die wenig verkürzte Wiedergabe der umfangreichen zweibändigen Ausgabe, so daß auch den Minderbemittelten die Möglichkeit geboten ist, sich das hochinteressante Werk anzuschaffen.

Die katholische Kritik über mein Werk: „Das Papsttum in seiner kulturellen Wirksamkeit“. Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. 1902. 88 S. 8°. Preis: Geh. M. 1.50.

Die große Verbreitung, die das Hoensbroechsche Werk gefunden hat, rechtfertigt es, daß der an ihm geübten ultramontanen Kritik eine Beleuchtung und Antwort zuteil wird. Die Kritik enthält außerdem formell und materiell so viel für das Wesen des Ultramontanismus Charakteristisches, daß ein Eingehen auf sie die Kenntnis über den großen Kulturgegner vermehrt und vertieft.

Rom und das Zentrum, zugleich eine Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste, Pius IX., Leo XIII., Pius X. und der Anerkennung dieser Ansprüche durch das Zentrum. **Große Ausgabe.** 1907. XII, 284 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage. Preis: Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Gestützt auf umfangreiches Quellenmaterial, führt dieses Buch den Beweis für die Abhängigkeit des Zentrums von Rom in politischer Beziehung. Es bildet dadurch eine vernichtende Waffe gegen die parlamentarische Vertretung des internationalen und kulturfeindlichen Ultramontanismus in Deutschland. Keine Schrift in Deutschland enthält zugleich eine so eingehende Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste und ihre Billigung durch das Zentrum, wie dieses Buch. Das Schlußkapitel: „Rückblick und Ausblick“ enthält eine interessante Gegenüberstellung von Ultramontanismus und Sozialdemokratie, wobei ersterer als die schwerere Gefahr bezeichnet und erwiesen wird; auch wird dort der Weg gezeigt, wie das Zentrum allmählich beseitigt werden kann.

Rom und das Zentrum, zugleich eine Darstellung der politischen Machtansprüche der drei letzten Päpste, Pius IX., Leo XIII., Pius X. und der Anerkennung dieser Ansprüche durch das Zentrum. **Volks-Ausgabe.** (1.—5. Tausend.) 1910. XII, 284 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage. Preis: Geh. M. 1.—, geb. M. 1.50.

Die Volksausgabe bietet den gleichen Inhalt, wie die große Ausgabe. Nur ein weniger starkes Papier wurde verwendet, um das Werk zu einem billigeren Preise zu verkaufen und der breiten Volksmasse die Anschaffung ermöglichen zu können.

Moderner Staat und römische Kirche. **Ein kirchenpolitisches Programm auf geschichtlicher Grundlage.** 1.—5. Tausend. 1906. 301 S. 8°. Preis: Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Der Zweck heiligt die Mittel. Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus. 3., gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1904. IV, 112 S. 8°. Preis: Geh. M. 2.—.

Die katholisch-theologischen Fakultäten im Organismus der Staatsuniversitäten. 1907. 54 S., 8°. Preis: Geh. M. 1.—.

Die Schrift bringt im Anschluß an den aktuellen „Fall Schrörs" den überzeugenden aktenmäßigen Nachweis, daß die katholisch-theologischen Fakultäten keine Daseinsberechtigung innerhalb des Universitäts-Organismus besitzen und daß ihre Entfernung aus diesem Organismus weder ein Unrecht, noch eine Unbill gegen die katholische Kirche darstellt, da diese Kirche selbst den Nachwuchs ihrer Geistlichkeit am liebsten in Konvikten und Seminaren und nicht auf Universitäten erziehen und bilden will.

Der konfessionelle Couleurstudent. **Ein Wort an die Hochschuljugend.** 1.—3. Tausend. 1911. 10 S. 8°. Preis: Geh. M. —.20.

Presse und Ultramontanismus. 1905. 32 S. 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Der evangelische Bund und die Politik. 1910. 25 S. 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Der Evangelische Bund. **Eine Kritik.** Separatdruck aus „Deutschland", Septemberheft 1906. 41 S. 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 11. Tausend. 1910. 53 S. 8°. Preis: Geh. M. 1.—.

Der Jesuitenantrag des Zentrums. 3., durchgesehene Auflage (3. Tausend). 1895. 40 S. 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Das Jesuitengesetz. 1912. 63 S. 8°. Preis: Geh. M. 1.—.

Die kleine Schrift zeigt zwingend, daß das Jesuitengesetz aufrecht erhalten werden muß und daß die Auslegungskünste der Zentrumspresse und der Bayerischen Regierung über den Begriff jesuitischer „Ordenstätigkeit" von den Satzungen des Jesuitenordens selbst als nichtig erwiesen werden. — Die Schrift dürfte vielfach willkommen sein.

Die „deutschen" Jesuiten der Gegenwart und der konfessionelle Friede. 3., gänzlich umgearbeitete Auflage. 1912. 72 S., 8°. Preis Geh. M. 1.—.

Die kleine, sehr inhaltreiche Schrift liefert aus jesuitischen Schriftstellern den unumstößlichen Beweis, daß die deutschen „Jesuiten" der Gegenwart den konfessionellen Frieden systematisch untergraben und so unser kulturpolitisches Leben auf schwerste schädigen.

Moderner Jesuitismus. 3. und 4. Tausend. 1902. 55 S. 8°. Preis: Geh. M. 1.—.

In eigener Sache und Anderes. 1899. XII, 169 S. 8°. Preis: Geh. M. 2.—.

Religion oder Aberglaube? **Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus.** 1897. VIII, 135 S. 8°. Preis: Geh. M. 2.—.

Staatssekretär von Bülow und evangelischer Bund. 1.—3. Tausend. 1898. 20 S. 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Der Toleranzantrag des Zentrums **im Lichte der Toleranz der römisch-katholischen Kirche.** 3. Auflage. 1903. IV, 81 S. 8°. Preis: Geh. M. 1.50.

Der Ultramontanismus. **Sein Wesen und seine Bekämpfung. Ein kirchenpolitisches Handbuch.** 2., vermehrte und verbesserte Auflage. 1898. XXVIII, 472 S. 8°. Preis: Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Ein Wort an die Studenten Deutschlands und Österreichs. 1908. 56 S., 8°, in wirkungsvollem Umschlage. Preis: Geh. M. —.60.

Die Schrift will die studentische Macht — denn die Studentenschaft ist eine Macht — organisieren zum Schutze der von verschiedenen Seiten bedrohten Lehr- und Lernfreiheit. Die „Fälle" Wahrmund, Schrörs, Schnitzer, Günther, Güttler, Erhard zeigen, daß der Ultramontanismus einen planmäßigen, konzentrischen Angriff auf die Hochschulen unternimmt; sie zeigen leider auch, daß Staat und Parlamente dem Angriffe gegenüber ihre Pflicht nicht erfüllen. Da muß auf den Hochschulen selbst der Widerstand feste Formen annehmen. Die Studenten, deren Daseinsberechtigung mit Lehr- und Lernfreiheit steht und fällt, haben deshalb Recht und Pflicht, die schwer bedrohte Kulturgrundlage zu schützen.

Offener Brief an die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe. 1912. 32 S., 8°. Preis: Geh. M. —.30.

Das Schriftchen legt dar, von welchen unhaltbaren und unwahren Voraussetzungen die bayerischen Bischöfe in ihrer Eingabe an den Bundesrat zwecks Aufhebung des Jesuitengesetzes ausgehen.

Der Linksliberalismus. **Offener Brief an den Vorstand und die Mitglieder der fortschrittlichen Volkspartei des 4. hannoverschen Reichstagswahlkreises (Osnabrück-Bersenbrück-Quakenbrück).** 1912. 54 S., 8°. Preis: Geh. M. —.50.

Offen, aber mit warmer Zuneigung zur linksliberalen Sache bespricht der Verfasser die Fehler des Linksliberalismus. Originell, aber durchaus sachgemäß ist, daß er aus der preußischen Verfassung ein linksliberales Programm zusammenstellt.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig

M. E. delle Grazie

Heilige und Menschen

Roman

2. Auflage

Geheftet 5.— M. Gebunden 6.— M.

Der Gegensatz der mittelalterlich-klösterlichen Welt- und Lebensanschauung zu der modernen naturwissenschaftlichen und humanen Weltauffassung und Lebensführung wird in spannender, von heftigen Leidenschaften bewegter Handlung zur Darstellung gebracht. In feiner, psychologischer Durcharbeitung werden die historischen und gesellschaftlichen Gegensätze des päpstlichen und modernen Rom vorgeführt und die Kreuzung der Weltanschauungskämpfe namentlich in dem Problem der weiblichen Jugenderziehung anschaulich geschildert.

Als den Höhepunkt des literarischen Schaffens der Dichterin kann man den vorliegenden Roman bezeichnen, nicht allein wegen der ernsten, ergreifenden Erzählung und der tiefen Tragik, die das Ganze durchziehen, sondern auch wegen der meisterhaften Sprache, in der die Schönheiten Roms, der römischen Landschaft und das Schicksal und die Kämpfe der Personen dargestellt werden.